

914- V R. Prūsija. Karaliaučius (Königsberg)

Asmenvardžiai:

Autoriai:

Vietovardžiai: Rytų Prūsija, Karaliaučius (Königsberg), Kaliningradas, Tilžė (Tilsit), Ragainė (Ragnit)

Reikšminiai žodžiai: istorija, gatvės, bažnyčios, pastatai, gatvės, prisiminimai, transportas, pastatai, paminklai, stotys, katedra, statybos,

Santrumpos: MD- „Memeler Dampfboot“, OB – „Das Ostpreußenblatt“, DOD – „Deutscher Ostdienst“

Nr.	Pavadinimas	Objekto rūšis	Data	Puslapis	Pastaba
1.	Segtuve informacija apie Kaliningradą (Königsberg) pokario metais: istorija, bažnyčios, gatvės, transportas, prisiminimai, geležinkelio stotis, aikštės, uostas, paminklai, gamyklos, katedros griuvėsiai, Tarybų namai, gyventojai, universitetas, šiuolaikinės statybos, Kaliningrado sritis, minima Tilžė (Tilsit), Ragainė (Ragnit) ir kitos vietovės, Nuotraukose: Karaliaučiaus katedra	Iškarpos Iliustracijos Straipsniai			Nenumeruota, nuotraukos 5 vnt. ir fotojuosta
2.					
3.					
4.					
5.					
6.					

Pastabos ir pataisymai:



S. I. IEROS
IN YAGISTR. GEN. PAUC
IN BRUNSWIGENSIS
MCMXXIV IN SMDCXXV







Wir kommen aus Königsberg



Nordostpreußen heute

HAMBURG — Starke Beachtung fand der erste Teil unserer im Frühjahr veröffentlichten Serie „Wir kommen aus Königsberg“. Erstmals konnten wir unseren Lesern einen Einblick in den von den Sowjets hermetisch abgeriegelten Bereich von Ostpreußens Hauptstadt Königsberg vermitteln. Es war ein Bericht, der wegen der mündlichen Quellen zwar mit allem Vorbehalt aufgenommen werden mußte, aber wegen seiner Einmaligkeit nicht nur von Landsleuten als sensationell gewertet wurde. Wir kündigten seinerzeit an, daß der Bericht später als Buch vorgelegt werden würde. Nun ist es soweit. In der Druckerei des Verlags Gerhard Rautenberg in Leer laufen die Maschinen auf hohen Touren, um das Werk noch bis Mitte Dezember ausliefern zu können.

Der aus Groß Sausgarten, Kreis Preußisch Eylau, stammende Autor Helmut Peitsch, Chefredakteur der Harburger Anzeigen und Nachrichten, hat mit unendlich mühevollen Recherchen eine Fassung vorgelegt, bei der das ursprüngliche Manuskript völlig überarbeitet und wesentlich erweitert wurde. Am 15. April 1979 beendeten wir in Folge 15 den ersten Teil unserer Serie „Wir kommen aus Königsberg“ mit der Schilderung des Ostseebades Cranz. Der zweite Teil, den wir heute mit dem erweiterten Titel „Nordostpreußen heute“ beginnen, schließt dort an. Lesen Sie im Ostpreußenblatt im Vorabdruck aus dem Buch von Helmut Peitsch, wie es heute im nördlichen Teil unserer Heimat aussieht.

Die Fahrt geht über Neukuhren, das jetzt Pionerskij (Stadt der Pioniere, der Jugend bis zu zwölf Jahren) heißt. Immer noch fahren vom alten Hafen aus die Fischer zum Fang auf die Ostsee hinaus. Doch sie sitzen nicht in ihren eigenen hölzernen Seglern, die sie liebevoll pflegten, sondern in den neuen Motorbooten eines Kollektivs.

Neukuhren wurde als wichtige Basis der Hochseefischerei innerhalb der Königsberger Fischereiflotte ausgebaut. Die Hafenanlagen wurden in den letzten Jahren erheblich erweitert.

Nach der „Sowjetenzyklopädie“ wird Neukuhren auch als Kurort an der Samlandküste genannt. Dort habe man sich vor allem auf die Heilung von Knochen- und Gelenktuberkulose erkrankter Kinder und Jugendlicher spezialisiert. Erwähnenswert seien ein drei Kilometer langer Sandstrand und ein Kiefernwald.

Dann kommt Rauschen (Svetlogorsk — Stadt an den hellen Bergen). Für viele Ostpreußen ist dieser Badeort inmitten einer nahezu verzaubert wirkenden Landschaft mit ihren Hügeln, Schluchten, Wäldern, Wiesen und Heideflächen immer noch der schönste Platz der Welt. Und auch unser Kenner der heutigen Szene sagt: „Es ist wie ein Märchen, ja, wie ein Märchen!“

Die Drahtseilbahn, die in abenteuerlicher Fahrt das 43 Meter hohe Steilufer überwand, rasselt nicht mehr über den Hang zwischen Oberland und Strand. Als neue Attraktion wurde 1973 unmittelbar am Strand, dort, wo früher die Zahnradbahn ankam, ein hochragender Aussichtsturm errichtet. Mit einem Lift kommt der Besucher rasch in die schwindelerregende Höhe, wo er einen atemberaubenden Blick über das blaue Meer, den belebten Strand und die bewaldete Steilküste hat.

Damals, als die Zahnradbahn hinunterfuhr, glitt der beglückte Besucher mit klopfendem Herzen der weißblauen Herrlichkeit entgegen, kam ihm das wie auf einem Tisch ausgebreitete, leuchtende Meer mit den weißen Tupfern der Segelboote und dem fröhlichen Getummel der Badenden und der Strandbewohner näher. Heute trägt

ihn der moderne Fahrstuhl in die entgegengesetzte Richtung. Doch das Entzücken und das prickelnde Abenteuer sind keineswegs geringer geworden. Es gibt nur wenige Plätze auf der Welt, die das zu bieten haben. Rauschens unvergängliche Schönheit strahlt auch in Svetlogorsk.

Gebaut hat den Turm die Armee, die dort ein besonderes Hausrecht hat. Seitdem sie den bezaubernden Ort an der Küste am 14. April 1945 erobert hatte, weiß sie ihn auch zu nutzen und zu genießen. Mit die besten Häuser bewohnt sie. Und mancher Soldat, der als Verwundeter auskuriiert wurde, blieb gleich dort und lebt heute noch da.

Im übrigen unterscheidet sich der schlanke Aussichtsturm wohltuend von den vielen anderen, meist verrosteten Stahltürmen, die in regelmäßigen Abständen am ganzen ostpreußischen Ostseestrand stehen, auch im polnischen Teil. Das ist die übliche Wache an den sozialistischen Grenzen. Wer dort badet, kennt sich aus mit den Sitten, die uns hier fremd sind.

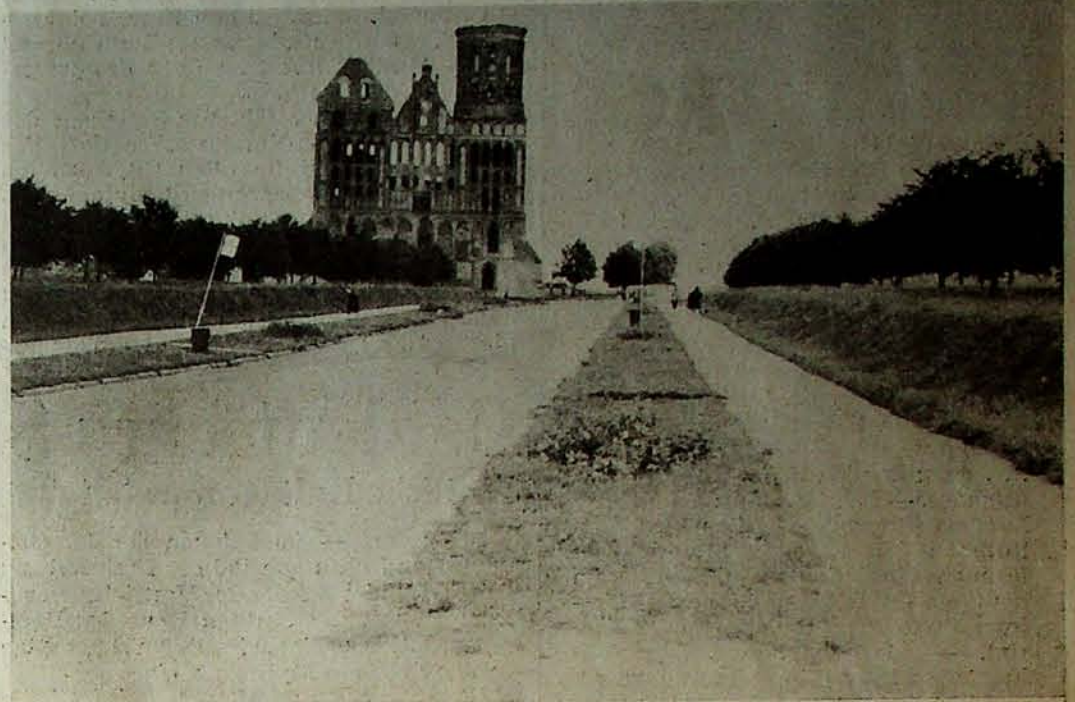
Größte Bauherren in den Ostseebädern sind die Gewerkschaften. Immer neue, über-

wiegend recht ansehnliche Ferienheime wachsen aus dem sandigen Boden. Dennoch reicht die Zahl bei weitem nicht aus, um den steil ansteigenden Besucherstrom zu bewältigen. Viele Wochenendgäste, aber auch länger verweilende Urlauber müssen mit beengten Privatquartieren vorliebnehmen. Sie zahlen einen Rubel (knapp drei DM) je Nacht dafür. Diese Raumnot dämpft wohl hier wie auch in Königsberg alle zu großen Hoffnungen auf eine baldige Öffnung für Touristen aus dem Westen.

Ganz selten glückt es Einzelpersonen, dorthin zu kommen. Einer davon war der Reporter Heinz Schewe aus Hamburg. Über seinen Besuch in Rauschen im Jahre 1959 berichtete er: „Einige hundert Meter vor

dort nichts gemerkt. Die gibt es bestimmt nicht mehr. Allerdings ist es für einen Ausländer nicht immer einfach, von Königsberg dorthin zu kommen. Letztes Mal mußte ich einige Tage warten, bis man mir die Fahrt gestattete. Warum das so war, weiß ich nicht.

Dann fuhren wir vom Nordbahnhof mit dem Zug an die Küste. In der Hochsaison muß man um einen Platz kämpfen, obwohl die Züge alle 45 Minuten verkehren. Sie sind total überfüllt, besonders in der Zeit von morgens 8 bis 11 Uhr und dann wieder von 14 Uhr bis zum Abend. Immer noch geht es die Strecke der alten Samlandbahn entlang; aber die Züge sind modern, elektrifiziert und auf Breitspur umgestellt.



Königsberg 1974: Die Domruine von der Brodänkener Straße aus

Foto privat

der Ortseinfahrt Rauschen plötzlich ein großes Schild. Es zeigt eine trompetenartige Autohupe. Ein Milizionär legt ruheheischend seine Hand auf die Öffnung des Horns. ‚Hupen verboten!‘ bedeutet dieses sprechende Bildwarntafel. Svetlogorsk ist Kurort. Es beherbergt zur Zeit 3600 Urlauber und Erholungssuchende. Sie alle besitzen eine ‚Putjowka‘, einen Erholungsschein für ein Heim oder für ein Sanatorium. Beim Bürgermeisteramt muß man sich noch einen Extraschein holen. Erst dann ist der Weg zum Strand frei... Es wimmelt von Menschen. Rauschen — Svetlogorsk — hat Hochsaison. Die Sonne scheint. 20 Grad warm ist die Ostsee. Weiß und weich ist der Strand. Menschenleiber braten in schattenlosem Sand. Strandkörbe und Sonnenschirme gibt es nicht... Langsam leert sich der Strand. Viele drängen ins Bierzelt. Es steht am oberen Ende der asphaltierten Serpentine, die zum Wasser hinabführt. Rauschens Hauptstraße heißt heute ‚Kaliningrader Allee‘. Durch das Grün der Bäume leuchtet ein blendendes Blau: Baracken eines Pionierlagers. Plötzlich ein rotes Schild: Kontrollpunkt. Selbst der höchste Funktionär einer benachbarten Sowjetrepublik soll kürzlich hier angehalten worden sein, weil er keinen Sonderausweis bei sich führte.

Die Zeiten haben sich geändert. Fast 20 Jahre später erzählt ein anderer Besucher aus Westdeutschland: „Ich war 1973 und 1978 an der herrlichen Samlandküste. Cranz und Rauschen fand ich so schön, so belebt und so unbeschwert wie die berühmtesten Mittelmeerbäder. Von Kontrollen habe ich

In Cranz und Rauschen setzt morgens um sieben Uhr eine regelrechte Völkerwanderung ein, und dort ist ein Betrieb wie in Spanien und Italien. Strandkörbe und Sonnenschirme gibt es nicht. Nur vereinzelt sah ich auf reservierten Plätzen verschiedener Fremdenheime ein paar Liegen, recht einfache Holzgestelle. An Holzbuden, unseren Kiosken gleich, gibt es Eis, kleine Imbisse, Kaffee und andere Getränke. Ich war auch auf dem Aussichtsturm. Dort hat man einen herrlichen Fernblick. Ich habe nur einen Wachturm entdeckt. Er steht ziemlich abseits, wo kein Mensch hinkommt, und ist kaum zu sehen.

In den Restaurants kann man alles bekommen. Besonders aufgefallen ist mir in Cranz der Neubau am Strand, der mit der Brüstung über die Promenade reicht. Dort ist auch eine Bar nach westlichen Maßstäben untergebracht. Eine Kapelle spielt zu Unterhaltung und Tanz auf. Aus der ganzen Sowjetunion kommen Menschen in die Ostseebäder. Ich habe auch Mongolen gesehen. Meistens sind es verdiente Arbeiter, Pioniere, Mutter und Kind, überwiegend bevorzugte oder ausgezeichnete Männer und Frauen. Privatreisende wie bei uns gibt es dort kaum.

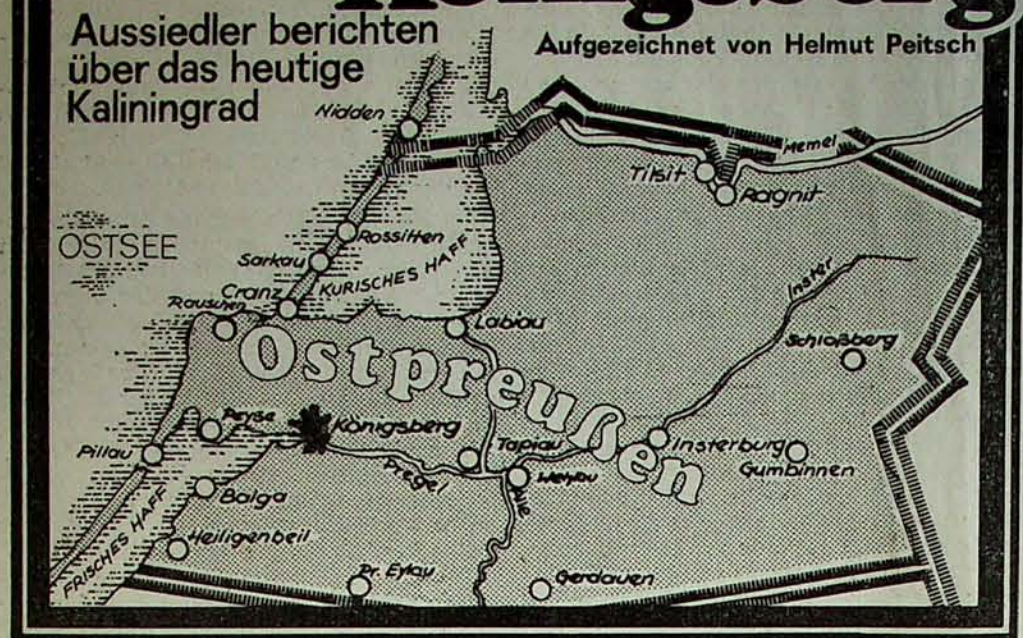
Ich habe auch das Schild mit dem Hupenverbot gesehen. Das ist aber fast überflüssig. Denn es gibt dort nur geringen Autoverkehr. Es fahren fast ausschließlich Wagen für die Zulieferung und Versorgung. Private Pkw sind Mangelware. Insgesamt gesehen gibt es nur Qualitätsunterschiede. Alles das, was wir mit dem Begriff Luxus verbinden, fehlt; doch sonst ist es dort genauso wie bei uns in den Urlaubsgegenden, auch so frei — nur schöner als in den meisten Orten.“

Tatsächlich scheinen die Verhältnisse in den Bädern der Samlandküste noch etwas anders zu liegen. Dazu stellen Kenner der Szene fest; es handelt sich dabei um Menschen, die unzählige Male Cranz, Rauschen und alle die anderen schönen Orte besucht haben, zuletzt 1978, und ungewöhnliche Einblicke in die heutigen Gegebenheiten hatten:

„Ohne eine besondere Erlaubnis kommt niemand in die Bäder; denn sie liegen sämtlich innerhalb der Grenzzone. Entweder muß man einen Ausweis haben, aus dem hervorgeht, daß man dort wohnt, oder einen Erlaubnisschein. Er wird im allgemeinen mit der Fahrkarte ausgegeben. Wenn der hier zitierte Besucher davon nichts berichtet, dann liegt das sicher daran, daß ein anderer — vermutlich sein Gastgeber — die Fahrkarten geholt oder daß er selbst den zusätzlichen Schein gar nicht bemerkt hat. Vielleicht mußte er auch deswegen — wie er berichtete — so lange auf die Erlaubnis zur



Wir kommen aus Königsberg



Nordostpreußen heute

Richtig ist, daß es in den Orten selbst keine Kontrollen mehr gibt und daß man sich nicht mehr behelligt zu fühlen braucht. Wer allerdings genau hinsieht, der wird die Wachtürme in gleichmäßigen Abständen überall entdecken. Es gibt sie schließlich an der gesamten Küste der „sozialistischen Länder“. Dem häufigen Besucher entgeht sicherlich auch nicht, daß ständig Schiffe vor der Küste liegen. Es handelt sich dabei um Zerstörer oder andere Marinefahrzeuge. Es ist offensichtlich, daß sie auf eventuelle Fluchtversuche zu achten haben. Das ist jedenfalls auch die Meinung der Badegäste.

Solchen Abenteuern soll anscheinend ebenso eine allabendliche Aktion am Strand vorbeugen. Ab 24 Uhr darf dieser Bereich nicht mehr betreten werden. Dann fahren Traktoren über den Sand; früher wurden Pferde dazu benutzt. Sie glätten und harken das gesamte Gelände mit pinibler Sorgfalt. Dann ist er glatt und sauber für den nächsten Tag. Vor allem aber hinterläßt er klar erkennbare Spuren in der Nacht, falls jemand flüchten will. Meistens leuchten auch Scheinwerfer den ganzen Strand ab.

Ein übergroßes Mißtrauen, so will es aus dieser Entfernung scheinen. Oder gibt es einen Grund dafür? Übrigens sieht es damit in anderen Badeorten, soweit sie im Grenzbereich liegen, nicht viel anders aus. Auch von der Krim wird ähnliches berichtet.

Des Lobes voll sind indessen alle, die von Cranz, Rauschen und den anderen Bädern an der einzigartigen Samlandküste erzählen. „Malerische Kaliningrader Heilstätten“, nennt sie der sowjetische Autor Lopatin. Die Allensteiner Zeitschrift „Warmia i Mazury“ weiß in Heft 11/1977 zu berichten, daß Rauschen einer der bezauberndsten Orte im Königsberger Gebiet sei. Überall in der Sowjetunion kenne man es als „Sotschi des Nordens“. (Sotschi ist das berühmte Prominentenbad am Schwarzen Meer. Dorthin dürfen auch Besucher aus dem Westen). Nach Angaben von Pavel Alekseevic Sumakov, dem ersten Sekretär des Rayonkomitees der KPdSU in Rauschen, so berichtet die Zeitschrift weiter, wurde 1973 eine große, 481 Meter lange Promenade angelegt. Jetzt sollen noch ein Hotel, eine Post, ein Krankenhaus, eine Schule, ein Sanatorium für 1000 Plätze und zwei auf jeweils 500 Plätze berechnete Pionierlager gebaut werden. Rauschen soll jetzt 10 000 Einwohner haben. Es sei nur ein kleines Städtchen, könne sich aber als Satellit von Königsberg nicht über mangelnden Besuch klagen. Ein halbes Jahr lang verkehren Elektrozüge zwischen Rauschen und Königsberg, die die Königsberger nach ihrer Arbeit an den Samlandstrand bringen.

Die Promenade, so weiß man inzwischen, zieht sich fast den ganzen Hauptstrand entlang. Sie liegt etwas erhöht zu ihm und wird von ihm durch einen Gitterzaun getrennt. Helle Steinplatten belegen den Weg. Gegenüber dem Hauptzugang zum Strand wurde auf einem größeren Platz eine farbige, leuchtende Sonnenuhr eingearbeitet. Die ganze Anlage sieht sauber und gepflegt aus.

Die „Gazeta Olstynska“ (Allensteiner Zei-

Vorabdruck aus Helmut Peitsch, Wir kommen aus Königsberg — Nordostpreußen heute, Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, 240 Seiten, 200 Fotos, Leinen, 68 DM.

tung) notiert unter dem 12/13. 11. 77: „Einige Kilometer von Königsberg entfernt liegt am Meer der Ort Rauschen (Svetlogorsk). Er ist in der ganzen Sowjetunion als Erholungs-ort bekannt. Es gibt hier vier Sanatorien für Erwachsene und vier für Kinder. 3000 Plätze stehen in den Sanatorien zur Verfügung. Das Personal in Rauschen beläuft sich auf 2000 Angestellte. Im Sommer kommen noch einige Pionierlager hinzu.“

Aus diesen Zeitungsberichten geht weiter hervor, daß sich in jeder Saison in Rauschen 26 000 Kurgäste und Touristen aus verschiedenen Teilen der russischen Sowjetrepublik erholen. Von Jahr zu Jahr werde mehr in den Ausbau investiert. Beispielsweise seien 1973 2,6 Millionen Rubel für die Entwicklung Rauschens ausgegeben worden. 1975 sollen es bereits 8,7 Millionen gewesen sein. Im Laufe von zwei Jahren seien vier neue Pensionen mit Mitteln Königsberger Industriebetriebe errichtet worden. Außerdem habe man eine Trinkhalle für Mineralwasser, eine Orangerie, einen zentralen Abstieg vom Steilufer zum Strand und eine elektrische Kleinbahn angelegt. Nach und nach sei der Bau von Sanatorien mit einer Kapazität von jeweils 1000 Betten und von Erholungsheimen mit einer Kapazität von 5000 Plätzen geplant.

Die „Große Sowjetenzyklopädie“ berichtet schließlich über Rauschen: „Die Stadt liegt 40 bis 60 Meter über dem Ufer der Ostsee. Es ist ein überaus malerisch gelegener Kurort. Die Badesaison dauert drei Monate. Rauschen hat einen sehr schönen Strand. Es gibt eine Wasserheilanstalt, wo auch Schlambäder verabreicht werden. Im Kurort gibt es mehrere Sanatorien und Erholungshäuser. Behandelt werden in Rauschen vor allem Herz- und Gefäßerkrankungen, Stoffwechselbeschwerden, Knochen- und Gelenktuberkulose.“

Trotz vieler, vor allem baulicher Veränderungen, ist Rauschen weithin noch der alte schöne Badeort. Manche Winkel sehen aus, als sei die Zeit, diese total, oft brutal umstürzlerische Epoche, spurlos an ihm vor-



Die Börse in Königsberg: Eine Aufnahme aus dem Jahr 1974 von der Brodbänkenstraße (Dominsel) aus

Foto Privat

übergangen. Dazu gehört die Idylle am romantischen Mühltenteich. Wer sich dort auf eine der alten hölzernen Bänke setzt, die so wie damals schon die bis zu acht Meter dicken Stämme der berühmten Linden umspannen, der braucht nicht die Augen zu schließen, um zu träumen von einst, der Jugend, den warmen Sommern, da die Welt noch in Ordnung war. Wie früher, als sei nichts geschehen, überdachen die riesigen über 20 Meter weiten Kronen den Sitzplatz an den mächtig ausladenden Riesenbäumen, plätschert der Katzebach in den aufgestauten Teich, versuchen Angler allenthalben ihr Glück, ergehen sich die Älteren und treffen sich die Jüngeren zum abendlichen Stelldichein. Und immer noch kommt der dicke grüne Wald bis an den kleinen See herunter, als treibe ihn die Neugier, was wohl dort passiert, oder auch nur, um die eigene Schönheit im ruhigen Wasser spiegeln zu sehen.

Wie viele Generationen mögen hier noch zusammenkommen, und wohin mögen sie gehören? Und wie lange mögen wir anderen nur träumen müssen von unserem Rauschen, das wir wie einen kostbaren Schatz im Herzen tragen, dessen Schönheit uns erfreut wie der unvergeßliche Anblick eines Kronjuwels vor langer, langer Zeit. Wir durften in die Schatzkammer der herrlichen Gottesnatur schauen; wir waren darin zu Hause. Ein Reichtum für das Leben, den uns niemand nehmen kann.

Außer Cranz und Rauschen wird — seit 1955 — in sowjetischen Veröffentlichungen immer wieder ein dritter bedeutender Kurort genannt. Sein Name ist „Otradnoje“. Nördlich des Kaukasus gibt es eine Stadt, die Otradnaja heißt. Das läßt vermuten, daß Neusiedler aus dem Gebiet an diesen Teil der Samlandküste gekommen sind. Doch um welchen Ort es sich genau handelt, wurde bisher nicht exakt ermittelt; denn während in den anderen beiden Fällen oft auch die deutsche Bezeichnung erwähnt wird, fehlt sie hier stets. Es scheint sich dabei entweder um Warnicken oder Georgenswalde zu handeln. Rückkehrer meinen, es eindeutig als Georgenswalde ausgemacht zu haben.

Nach der Großen Sowjetenzyklopädie findet man dort Sandstrand, Kiefern- und Laubwald. Die Saison dauert das ganze Jahr. Luft-Sonnen-Therapie, Schwimmen im Meer und Torfkuren werden als Heilmittel empfohlen. Behandelt werden Erkrankungen der Nervensysteme, der Organe des Blutkreislaufes und der Atemwege, der Knochen, Gelenke und Muskeln. Es gibt Sanatorien und Erholungshäuser. Besonders erwähnt werden zwei allgemein therapeutische Sanatorien für Erwachsene, ein Kindersanatorium für Knochentuberkulose und ein Badehaus.

Palmnicker Bernsteinstadt

Weiter geht es über Gr. Kuhren (Primorje, Ort am Meer) bis nach Brüsterort (Mys Taran) am äußersten Nordwestzipfel. Die Fahrt ist vorläufig zu Ende. Denn die gesamte Westküste ist verschärftes Sperrgebiet.

Man weiß aber, daß in Palmnicken, das beziehungsweise Jantary — (Jantar = Bernstein, also Bernsteinstadt) heißt, das Bernsteinwerk in Betrieb ist und das „samländische Gold“ wie vordem im Tagebau gewonnen wird. Es gehört weiter zu den beliebtesten Geschenk- und Erinnerungsstücken der Gegend und des ganzen Landes.

Immer noch kündigt der leuchtend-gelbe Stein von den Einzigartigkeiten Ostpreußens in aller Welt. Wie zu alter Zeit wird der größte Teil der Schmuckproduktion exportiert. „In Kaliningrad treffen die Bestellungen von Firmen aus den USA, aus Japan, England und Polen, aus Ungarn, der BRD, DDR, Dänemark, Jugoslawien und Finnland ein“, berichtet stolz die sowjetische Presse.

Eingeweihte wissen auch, daß der Bernstein zu den begehrtesten Objekten auf den schwarzen Märkten im heutigen Ostpreußen, im nördlichen sowjetischen wie im südlichen polnischen Teil, gehört, daß er überall auch in anderen Teilen dieser Länder auftaucht, daß er auf geheimnisvollen Wegen nach Schweden kommt, daß der schwungvolle Handel nicht nur offiziell abgewickelt wird.

Die Nutzung des Palmnicker Tagebaus hatte schon in der Stunde Null begonnen. Am 15. April 1945 besetzten sowjetische Truppen Palmnicken. Ihr Anführer war Major Kerif Navrusevic Rizaev. Er wurde auch erster Direktor des Bernsteinkombinats. Die planmäßige Produktion begann 1947, nachdem die durch Kriegseinwirkung verursachten Schäden beseitigt worden waren. Zuerst wurden die vorgefundenen Maschinen weiterbenutzt. Später kam sowjetisches Gerät dazu, darunter Bagger aus dem Ural. Der Tagebau, der einzige dieser Art in der Welt, wurde mehrfach erweitert. Die Zahl der Beschäftigten — Arbeiter in der Grube, Angestellte der Verarbeitungsbetriebe, Steinschleifer und Künstler — wuchs auf 2000 und mehr Personen gegenüber etwa 700 zur deutschen Zeit. Sie kamen von den entsprechenden Lehranstalten in Moskau, Leningrad und Reval und füllten nach und nach die zunächst spürbaren Lücken im Facharbeiterbestand.

Rätsel um das Bernsteinzimmer

Trotz dieses Ausbaus wurde die frühere Produktionsleistung nicht erreicht. Jährlich zwischen 500 und 600 (1937 waren es sogar 650) Tonnen Rohbernstein wurden damals gefördert, größtenteils rund 80 Prozent industriellen Zwecken zugeführt oder in den Bernsteinmanufakturen von Königsberg, Danzig und Berlin zu Schmuckstücken verarbeitet. 1960 wurden an die 380 Tonnen abgebaut, 1970 etwa 400 und 1976 rund 450. Das Ziel von 1000 Tonnen, seit 1965 in der sowjetischen Presse genannt, wurde — soweit bekannt — bisher nicht erreicht. Wie ehemals wird der größte Teil industriell genutzt. Der Rest geht in die Schmuck produzierenden Betriebe Palmnicken und Königsberg. Auch in Litauen und Lettland gibt es solche Fabrikationen. Zum Königsberger Kombinat, als dessen Direktor 1966 V. N. Rozkov genannt wurde, soll auch ein Museum gehören; das im Wrangel- oder im Dohna-Turm untergebracht ist.

Rätsel gibt immer noch der Verbleib des legendären Bernsteinzimmers auf. Deutsche Dienststellen hatten das Geschenk König Friedrich Wilhelm I. an Peter den Großen (1716) aus dem Katharinenpalast in Zarskoje Zelo 1942 nach Königsberg gebracht. Dort wurde es in einem Raum des Schlosses aufgebaut. Das letzte, was man von ihm weiß, ist, daß der Verantwortliche für die städtischen Kunstsammlungen, Alfred Rohde, die einzigartige Schmucksammlung vor den Bombenangriffen zerlegen und in Kisten verpacken ließ. Wurde sie ein Raub der Flammen? War es noch gelungen, sie auszulagern? Ein Amateurforscher aus dem Landkreis Harburg erregte im Jahre 1977 mit der Behauptung Aufsehen, der Schatz sei in einem 660 Meter tiefen Schacht des ehemaligen Salzbergwerks Volpriehausen (Kreis Northeim) deponiert, dort allerdings nach einer Explosion am 29. September 1945 überflutet worden. Einer ernsthaften Nachprüfung hielt diese Vermutung jedoch nicht stand.

Die Sowjets bemühten sich seit der Einnahme der Stadt um den Verbleib der Sammlung. Sofort bildeten sie zu dem Zweck eine Spezialistengruppe. Doch bisher war — soweit bekannt — jeder Einsatz vergeblich. Der Mann, der noch am ehesten das Schicksal des Bernsteinzimmers hätte klären können, lebt nicht mehr. Noch 1945 starb Alfred Rohde im besetzten Königsberg.

In Zarskoje Zelo, dem heutigen Puschkin, wird das alte Bernsteinzimmer restauriert. Ein Modell im Maßstab 1:5 und im Grundriß von zwei mal drei Metern soll dem Königsberger Bernsteinmuseum zur Verfügung gestellt werden.

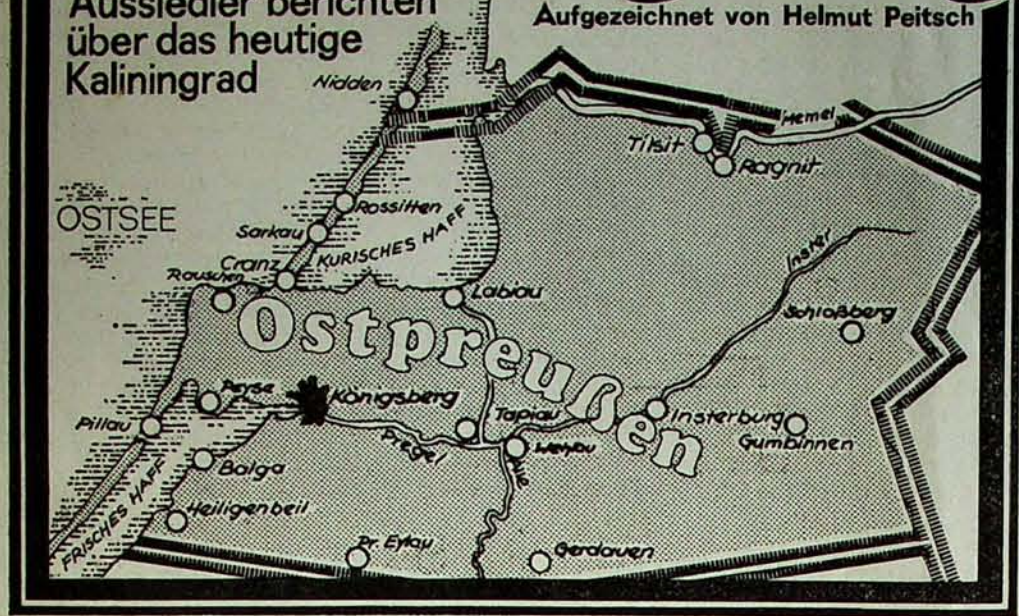
Immer noch aber spült das Meer den gelben Stein an den weißen Strand der Samlandküste; wieder holen die Greifer der Bagger den seltenen Fund aus der wachsenden Grube von Palmnicken. Seit 6000 Jahren schon wird das kostbare Harz aus der Vorzeit künstlerisch verarbeitet. 45 Millionen Jahre, so schätzen die Wissenschaftler, ruht es bereits in der samländischen Erde. Was sind da 30 oder auch 40 Jahre! Selbst 700 Jahre bekommen eine andere Dimension. Der Sendbote der Ewigkeit, den wir liebten, den wir besaßen, macht auch aus der unerreichbaren Ferne aufmerksam auf die Vergänglichkeit selbst des Werks von Generationen, den Wechsel von Durchzug und Seßhaftigkeit verschiedener Völker und Rassen, die Freuden und Leiden der jeweiligen Bewohner, den vergeblichen Kampf des Lebewesens gegen die Natur. Er ist mehr als nur ein Schmuckstück — unser Bernstein.

Fortsetzung folgt

Wir kommen aus Königsberg

Aussiedler berichten über das heutige Kaliningrad

Aufgezeichnet von Helmut Peitsch



Nordostpreußen heute

Früher hieß es, fährt man von Palmnicken aus weiter südlich, so erreicht man über die idyllische Kreisstadt Fischhausen am Frischen Haff und das beliebte Ostseebad Neuhäuser das Hafentüchlein Pillau. Heute ist es nicht ohne weiteres möglich, nach Primorsk oder gar bis Baltijsk zu gelangen. Diese Zone ist ein schwer zugängliches Sperrgebiet.

Etwa zwölf Kilometer vor Pillau, bei Lochstädt, heißt es grundsätzlich: „Halt! Kontrolle!“ Züge, Busse, Autos, Pferdewagen, Radfahrer und Fußgänger müssen anhalten. Nur wer in der Zone dahinter wohnt, beschäftigt ist und einen Erlaubnisschein vorweisen kann, darf weiter.

Pillau gehört zu den geheimsten und abgeschlossenen Bezirken im Machtbereich der UdSSR. Sogar der Hafen, das Tor zur Welt, das seit 300 Jahren weit geöffnet war, wird — so hört man — im wahrsten Sinne des Wortes zugesperrt. Ein riesiges eisernes Netz, dessen elektronische Fühler bis auf den Boden reichen, verschließt die schmale Einfahrt. Nur wenn ein Schiff kommt — jede Stunde etwa ein Fahrzeug — wird es aufgezo-gen und gleich danach wieder verschlossen. Ein Schlepper besorgt die ungewöhnliche Arbeit. „Es klingt unglaublich“, berichtet ein Augenzeuge. „Aber ich habe es selbst gesehen. Ich war lange genug in Pillau.“

Bei so viel Heimlichkeit wuchern die Gerüchte. „Das Netz wurde ausgelegt, weil ein deutsches U-Boot in der Einfahrt beobachtet worden war“, lautet eines. Ein anderes, das glaubhafter und auch eher zu bestätigen ist: Dort war ein Fluchtversuch mit einem Torpedoboot unternommen worden. Das sollte sich nicht wiederholen. Daher die Netz-sperre.

Soweit bekannt, hatte nur ein einziger Pillauer Gelegenheit, seine Heimatstadt nach dem Krieg auf abenteuerliche Weise wiederzusehen. Das war im Sommer 1946. Davon erzählen die folgenden Zeilen:

„Bei der Einfahrt von See aus machte unser liebes Pillau denselben Eindruck wie früher. Die Molen waren nicht zerstört. Am Strand badeten viele Menschen, da es sehr heiß war. Nur die schöne Strandpromenade fehlte. Diese haben die Russen verheizt. Die Einfahrt ist auch unbeschädigt. Auf der Nehrung in Neutief waren die großen Flugzeughallen zu sehen und die Dächer der Häuser. Die großen Beamtenhäuser am Seetief waren zerstört.“

Das Schiff legte am Goldenen Anker an. Dieser steht nicht mehr. Ganz Pillau I ist zerstört. Es stehen nur der Leuchtturm, das Haus des Dentisten Lang, die Gastwirtschaft Eggert, die Jugendherberge, die Oberschule, das Pfarrhaus, das Amtsgericht, das Haus von der Papierhandlung Kühn, die Werkstatt von Tolkien — das Haus dazu ist ausgebrannt —, die Reformierte Kirche, in der ein Kino ist, das Artilleriezeugamt und das Zollhaus davor sowie das untere Stockwerk des neuen Lotsenhauses am Tief.

Die Hafenanlagen und das Kurfürstenbollwerk sind durch Bomben und Artilleriefeuer nur wenig beschädigt. Die Zitadelle macht von außen den Eindruck, als ob nichts ge-

schehen ist. Die Brücke nach Pillau I ist zerstört. Dort ist der Graben zugeschüttet, und es führt nun nur ein fester Weg nach Pillau I. Die Straßen sind aufgeräumt. Die alten Wohnungsbauhäuser sind ausgebrannt; das neue Wohnungsbauhaus ist durch Sprengbomben und Artillerietreffer ziemlich vernichtet. Die beiden Bahnhöfe, die Holzweise sind zerstört. Das Offiziersheim, das Lazarett, die Kasernen, die Offiziershäuser gegenüber stehen fast alle.

In der Plantage blieben die meisten Häuser erhalten. Zerstört sind das Haus von Willamowski, die Villa Bordsch, das Verstärkeramt und das Zollhaus sowie das Offiziershaus gegenüber der Menzelschen Bude. Ebenfalls unbeschädigt sind die Marinehäuser vor dem Kirchhof und die Bahnhäuser an der Chaussee. Im Schützenhaus war ein Kraftfahrzeugpark. Unsere Schule Pillau II steht auch; nur die Kuhnsche Wohnung hat Artillerietreffer erhalten. Von der Katholischen Kirche ist das Dach zerstört. Der Russendamm ist wenig zerstört, und das ehemalige Wasserstraßenamt arbeitet. Die Großen Schuppen an dem Hinterhafen und an den

Zimmerbude hat eine größere Ausdehnung als die Städte Gumbinnen und Ragnit

Zwei Bahnlinien führen nach Pillau. Die kürzere — 47 Kilometer lang — geht nach Königsberg-Hauptbahnhof über Rathshof (Zapadnyj-Nov.), Sipovka (wohl Powayen) und Fischhausen (Primorsk-Nov.) dorthin. Die 101 Kilometer messende Strecke macht den Umweg über die Ostseebäder. Cranz wird in den sowjetischen Angaben nicht erwähnt, dürfte aber berührt werden. Im übrigen werden als Stationen aufgezählt: Kutuzova-Nov. (vielleicht Rothenstein im nördlichen Bereich von Königsberg), Neukuhren (Pionorskij Kur.), Palmnicken und Fischhausen. Als Fahrtzeit werden (1972) drei Stunden angegeben. Auf verschiedenen Karten wird auch noch die Strecke Königsberg-

Hafenbecken sind zum größten Teil ausgebrannt.

In Pillau II stehen der Wasserturm, das Wasserwerk, die Gasanstalt und fast alle Häuser, die nicht durch die große Explosion zerstört worden sind. Weg sind das Baudecksche Haus an der Eisenbahnunterführung, die Häuser von Josutt, Fleischer Treptau und Bäcker Klingenberg. Die Siedlung und Marinesiedlung Camstigall haben kaum gelitten. Vor dem Offiziersheim ist ein Pavillon und eine Preistanzdiele; hier finden die Volkstänze und Feste statt.

Die Plantage macht einen waldähnlichen Eindruck, viele Kronen sind wohl von den Bäumen weg; aber neue Zweige sprießen aus den Bäumen, und die Nachtigallen singen wie früher dort im Vogelparadies. In der Plantage liegt noch viel Kriegsgerät, alte Panzer, Autos usw., herum. Im Hafen sah ich viele Schiffe, besonders Kleinfahrzeuge. Es herrscht ein ziemlich reges Leben. Pillau ist durch Drahtverhaue, die nur auf der Chaussee und Eisenbahnstrecke frei sind, bei Neuhäuser gesperrt. Täglich soll ein Zug nach Königsberg, jetzt Kaliningrad, fahren.“

Die exponierte Lage hat den nun Baltijsk genannten Ort für die jetzigen Herren besonders interessant gemacht. „Die eisfreien Häfen — Königsberg und sein Seevorhafen Pillau — sind wichtig für die gesamte Union, da über sie ein bedeutender Teil der Außenhandels Transporte der UdSSR an die Ostsee und Atlantikküste abgewickelt wird.“ So steht es in der „Großen Sowjetenzyklopädie“.

Daß viel mehr dahinter steckt, als dieses offizielle Nachschlagewerk begreiflicherweise festhält, ist längst ein offenes Geheimnis. Königsberg und Pillau sind die bedeutendsten Ostseestützpunkte der östlichen Supermacht. Das gilt für den zivilen und ganz besonders auch für den militärischen Bereich. Die Oberkommandos der Ostseeflotte wie auch der Seeflieger haben, wie man hört, in der Stadt am Pregel ihren Sitz. Man weiß ferner, daß die alten deutschen Anlagen auch in Neutief — wie übrigens fast überall in nördlichen Ostpreußen — weiter genutzt werden und teilweise erheblich ausgebaut wurden. Der militärische Haupthafen liegt auf der Haffseite, hinter einer Landzunge, geschützt vor Wind und Wetter und den Blicken Neugieriger. Die Fahrinne zu dem ehemaligen Marinehafen wurde vertieft, so daß auch große Kriegsschiffe eintauen können.

In diesem Zusammenhang wird der Königsberger Seekanal hervorgehoben, der die beiden Städte seit Anfang dieses Jahrhunderts miteinander verbindet. Wie meistens, so geben die sowjetischen Publikationen auch hier zu erkennen, daß er aus deutscher Zeit stammt. Allerdings wird in einer Veröffentlichung behauptet, er sei 1915 von rus-

sischen Kriegsgefangenen gebaut worden. Tatsächlich wurde der 42 Kilometer lange und 6,5 Meter tiefe Kanal bereits 1901 fertiggestellt. 1930 wurde er verbreitert und auf 8 Meter vertieft.

So wie damals wird er auch heute mit größter Sorgfalt instandgehalten. Im Winter sorgen Eisbrecher in ständigem Einsatz dafür, daß er ununterbrochen benutzt werden kann. Wir sprachen jemand, der auf einem solchen Fahrzeug Dienst gemacht hat.

„Sie können sich darauf verlassen“, berichtete er, „der Seekanal ist in bestem Zustand. Und das Eis hat dort keine Chance, obwohl die ostpreußischen Winter hart sein können. Mit ihm hatten wir weniger Probleme als mit dem Alkohol, der Kapitänen und Steuermännern auslaufender Schiffe schwer zu schaffen machte. Da war meistens ‚hoher Seegang‘, und die Sorge war groß, daß die Schiffe nicht heil aufs offene Meer hinaus kamen. Zu verstehen war es schon, daß sie den Abschied in Königsberg so kräftig feierten. Immerhin fuhren sie oft monatelang, manchmal sogar für ein ganzes Jahr hinaus zum Fischfang.“

„In Pillau selbst“, so hören wir weiter, „sieht man nur Militär. Die wenigen Zivilisten sind fast ausschließlich Beschäftigte der einschlägigen Anlagen.“ Dazu gehören ein Schiffsbau- und Schiffsreparaturbetrieb und ein Fischkonserven-Kombinat. Letzteres wird allerdings in einer Aufzählung aus dem Jahre 1973 nicht mehr genannt. Nach einer Notiz in der „Großen Sowjetenzyklopädie“ gibt es dort auch ein Museum der Baltischen Flotte.

Durch Bombenangriffe zerstört

Die Stadt selbst war vor allem im Zentrum schwer zerstört, durch Bombenangriffe und durch die Kampfhandlungen. Erst in den vergangenen Jahren wurden die noch verbliebenen Ruinen beseitigt. Dann begann auch dort der Wiederaufbau. Man sieht bereits einige der höhergeschossigen glatten Bauten, wie sie überall in der Gegend üblich sind.

Zum Stadtgebiet gehört der sowjetische Teil der Frischen Nehrung, der noch schwieriger zu betreten ist als Pillau selbst. Darum ist „Baltijsk“ mit 49,1 Quadratkilometern nach Königsberg (178,1) vom Gelände her die größte Stadt Nord-Ostpreußens. Nach der Einwohnerzahl jedoch rangiert der Ort unter den kreisfreien Städten, die also direkt der „Oblastij“ unterstellt sind, an letzter Stelle. Gegenüber 1957 (26 000) wurde sogar bereits 1959 (17 600) ein auffälliger und bis 1967 (17 000) ein weiterer Rückgang notiert. Man wird dabei zu berücksichtigen haben, daß eventuell militärische Kontingente eine Rolle spielen. 1939 hatte Pillau 12 400 Einwohner.

Hauptbahnhof—Neukuhren verzeichnet. Danach hält der Zug unterwegs in Drugehnen (Pereslavscoe).

Einen neuen Rang hat Zimmerbude erhalten, an der breiten Landzunge etwa auf der Hälfte zwischen Königsberg und Pillau gelegen. Es wurde im Jahr 1955 eine kreisfreie Stadt, offensichtlich erst, als die neuen Planungen eine solche Aufstockung ratsam erscheinen ließen. Denn alle anderen Städte, die direkt der „Oblastij“ unterstellt wurden, hatten bereits 1946 oder 1947 eine entsprechende Verwaltung erhalten. Mit 17,3 Quadratkilometern hat Zimmerbude, das „Svetlyj“ (Lichtort) getauft wurde, eine größere

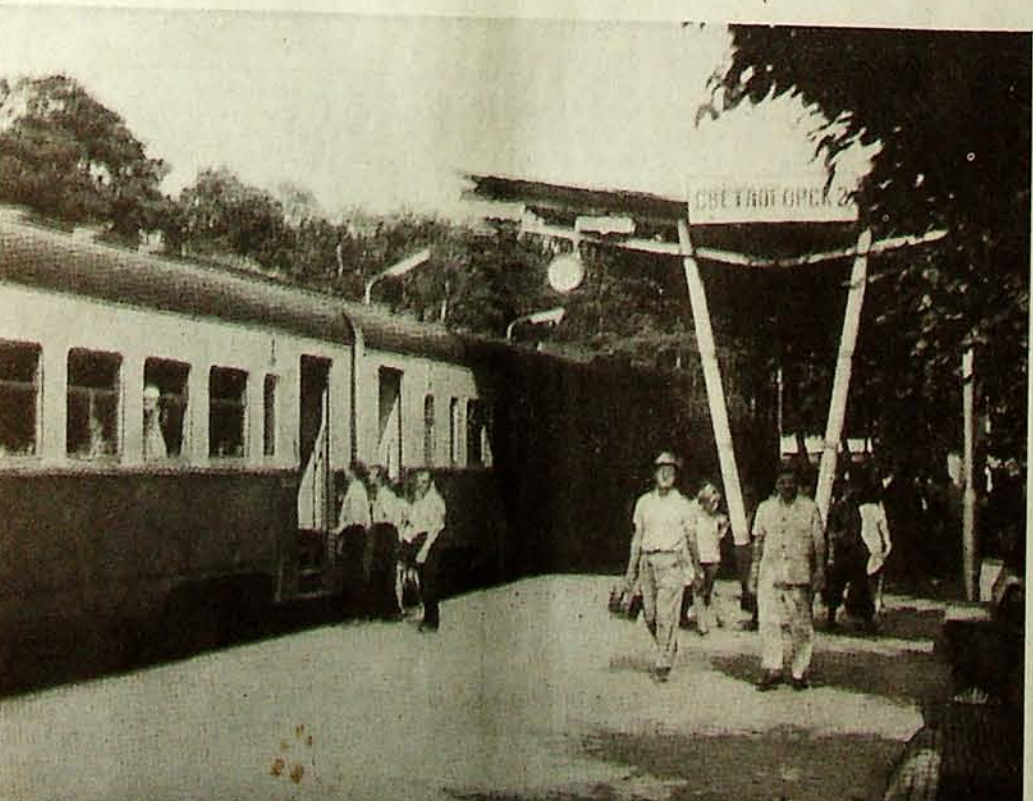
Ausdehnung als die gleichrangigen Städte Gumbinnen (16,3) und Ragnit (14,0).

Das nachbarliche Peyse (Komsomolsk — Stadt des kommunistischen Jugendbundes) und vermutlich noch anderes Gelände wurden der neuen Ortschaft hinzugeschlagen. Sogar die alte Kreisstadt Fischhausen unterstellte man der Stadtverwaltung von Zimmerbude.

In der neuen Stadt am Haff arbeitet nach sowjetischen Angaben ein Schiffsmontage-Betrieb. Er erregte in den sechziger Jahren mit einer ungewöhnlichen Neukonstruktion Aufsehen. In der Ostsee, vor der norwegischen Küste und im Nordatlantik tauchte damals ein Katamaran-Fahrzeug zwischen den Trawlern auf. Seine Erbauer gaben an, daß es eine besondere Manövrierfähigkeit besitze. Sein Name war „Eksperiment“. Ob dieses Experiment gelang, ist bislang nicht bekannt.

Ferner ist dort ein Fischkonserven-Kombinat angesiedelt, das als „Musterkombinat“ und größter fischverarbeitender Betrieb des Gebietes, also ganz Nordostpreußens, bezeichnet wird. Schließlich gibt es in der Umgebung ein Wärmekraftwerk, das mit Kohle betrieben wird.

Ein Lenin-Denkmal und eine „Allee der Kühnheit“ dahinter markieren die totale Umwandlung in Zimmerbude. Der „Vater des Kommunismus“ begrüßt die Überseeschiffe, wenn sie ihre Fahrt durch den nahen Seekanal nehmen. Auf der anderen Seite wird der mit Platten ausgelegte und durch Grünanlagen aufgelockerte Platz durch einen „Kulturpalast“ begrenzt. Eine Säulenreihe verlieh dem mit großen Bildplakaten behängten Bau das typische Gesicht. Zu den zahlreichen Neubauten gehört auch ein modernes Kaufhaus mit Glasfront und bis zum Dach reichenden Mosaiken, einer Fassade, wie sie viele neue Kaufhäuser im nördlichen Ostpreußen haben. Dahinter wurde eine Wohnsiedlung mit vierstöckigen Häusern errichtet, sämtliche Gebäude mit Flachdächern.



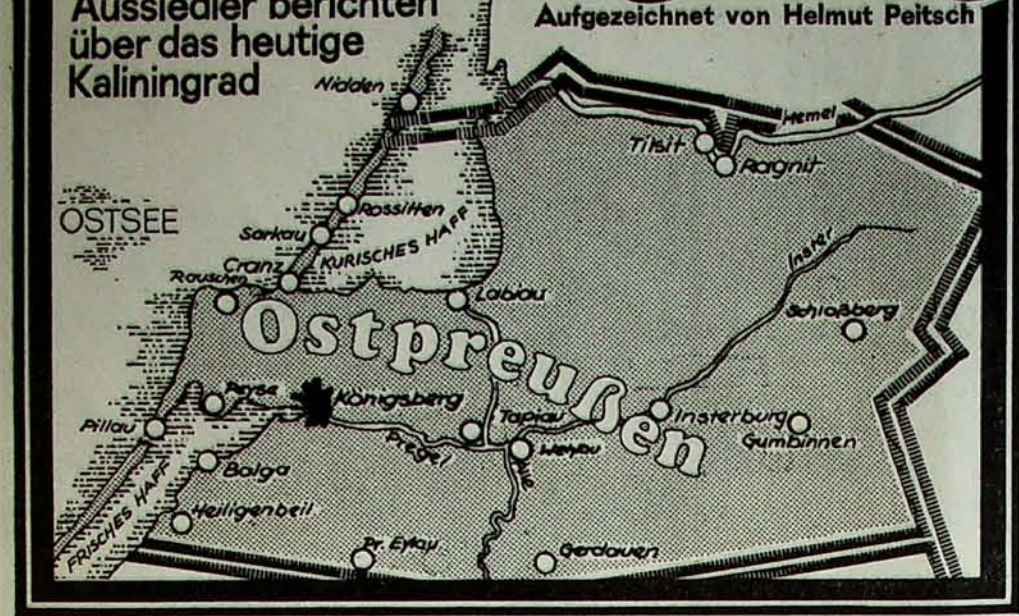
Rauschen 1978: Begehrtes Reiseziel auch für Sowjetbürger

Foto Privat

Wird fortgesetzt

Vorabdruck auszugsweise aus Helmut Peitsch, Wir kommen aus Königsberg — Nordostpreußen heute. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 240 Seiten, 200 Fotos, Leinen, 68 DM.

Wir kommen aus Königsberg



Nordostpreußen heute

Der Begriff Nordostpreußen tauchte erst nach dem Kriege auf, als die Potsdamer Konferenz die sowjetischen Ansprüche auf dieses Gebiet „vorbehaltlich der endgültigen Bestimmung der territorialen Fragen bei der Friedensregelung“ billigte. Im polnisch-sowjetischen Abkommen vom 16. August 1945 sowie einem Demarkationsprotokoll vom 7. Mai 1947 wurde die Grenzlinie zwischen diesen beiden Staaten festgelegt. Sie verläuft quer durch Ostpreußen, etwa von Narmeln auf der Frischen Nehrung im Westen bis Goldap im Osten. Das sowjetische Gebiet umfaßt eine Fläche von 15 100 Quadratkilometern. Dort lebten früher nach der letzten Volkszählung 1 165 873 Einwohner. Nach sowjetischen Angaben wohnen jetzt 785 000 Menschen dort. Am 17. Oktober 1945 wurde das Gebiet — trotz der Vorbehalte der Potsdamer Konferenz — formell der Sowjetunion eingegliedert und im Juli 1946 als „Kaliningradskaja oblastj“ der Russischen Sowjetrepublik (RSFSR) zugeordnet. Im Moskauer Abkommen vom 12. August 1970 stimmte die Regierung der Bundesrepublik Deutschland der Grenzziehung zu. Mit Urteil vom 7. Juli 1975 stellte das Bundesverfassungsgericht klar, daß laut Grundgesetz eine endgültige Grenzziehung einer Friedensregelung unter Beteiligung Gesamtdeutschlands vorbehalten bleibt. Der Name Ostpreußen war 1772 eingeführt worden, als Westpreußen an Friedrich den Großen fiel und eine Verwechslungsgefahr ausgeschlossen werden sollte. Vorher hatte es seit der Besiedlung durch den Deutschen Orden (ab Anfang des 13. Jahrhunderts) in Anlehnung an den Namen Prußen für die dortige Bevölkerung Preußen geheißen. Dieser Name ging dann auf das Königreich über. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Ostpreußen im Versailler Vertrag durch den Polnischen Korridor vom übrigen Reich getrennt, im Norden durch das schließlich von Litauen okkupierte Memelland verringert und im Süden durch Teile Westpreußens vergrößert.

Keine Regierungsbezirke mehr

Die früher übliche Einteilung in Regierungsbezirke kennt man heute nicht mehr. Jedoch folgt die Kreisgliederung im großen und ganzen der alten Ordnung. Insgesamt gibt es 13 Land- und fünf Stadtkreise, die Rayons genannt werden, sowie acht Städte, die direkt der Oblastj-Verwaltung unterstehen.

Die 13 Landrayons, geordnet nach der flächenmäßigen Größe und nach der Zahl der Dorfsowjets (also eine Art Großgemeinden), heißen nach ihrem Rayonzentrum: Cranz (Selenogradsk) 2109,6 km² —

6 Dorfsowjets;	
Neuhausen (Gurjewsk)	1436,6 — 10
Heinrichswalde (Slawsk)	1350,8 — 7
Friedland (Prawdinsk)	1283,8 — 9
Haselberg (Krasnoznamensk)	1281,1 — 7
Insterburg (Tschernjachowsk)	1240,6 — 7
Pr. Eylau (Bagrationowsk)	1146,1 — 11
Ebenrode (Nesterow)	1062,1 — 7
Angerapp (Osersk)	881,4 — 6
Labiau (Pollessk)	833,3 — 6
Tapiau (Gwardaisk)	784,2 — 7
Gumbinnen (Gussew)	626,0 — 7
Ragnit (Njeman)	680,9 — 6

Für die Bevölkerungszahlen liegt bisher nur eine Statistik aus dem Jahre 1968 vor.

Danach sind diese Rayons (ohne Städte) mit folgenden Angaben genannt: Pr. Eylau 34 100, Neuhausen 31 800, Tapiau 27 200, Heinrichswalde 25 900, Cranz 22 800, Friedland 22 400, Insterburg 16 800, Angerapp 16 000, Ebenrode 15 400, Haselberg 14 500, Ragnit 12 000, Gumbinnen 9300.

Die kreisfreien Städte, die also der Oblastj-Verwaltung direkt unterstellt sind, geordnet nach ihrer flächenmäßigen Größe (in Quadratkilometern): Königsberg (178,1), Pillau (49,1), Tilsit (45,9), Insterburg (45,0), Rauschen (22,6), Zimmerbude (17,3), Gumbinnen (16,3), Ragnit (14,0).

Zu den Rayons gehören folgende Städte,

Kreuzburg und Schirwindt sind nicht mehr verzeichnet

Setzen wir unsere Reise durch die „Oblastj“ fort. Sie ist nun erheblich schwieriger geworden. 20 Kilometer vor der neuen Grenze zur Volksrepublik Polen beginnt die Sperrzone. Sie darf nur mit einem Erlaubnisschein betreten werden. Hier, wo einmal die Mitte Ostpreußens war, ist nun das Ende, ganz gleich, ob man von Süden kommt, was früher Bartenstein, Allenstein, Elbing, Danzig oder Berlin bedeutete, oder von Norden, meist aus Königsberg. Quer durch das Land zieht sich ein scharf bewachter, schier unüberwindlicher Streifen.

Schlagbäume, Durchfahrt-Verbotsschilder, Wachstuben und Schilderhäuschen, umgepflügte Grenzstreifen, zwei Meter hohe Drahtzäune, Beobachtungstürme. Man kennt

geordnet nach der flächenmäßigen Größe: Tapiau (11,5), Heinrichswalde (10,0), Labiau (9,3), Angerapp (8,7), Pr. Eylau (8,5), Friedland (8,3), Neukuhren, der Stadtverwaltung Rauschen unterstellt, (7,6), Ebenrode (7,3), Heiligenbeil (6,4), Haselberg (5,5), Ludwigsort (4,6), Neuhausen (4,6), Cranz (3,5), Fischhausen, der Stadtverwaltung von Zimmerbude unterstellt, (3,4).

Dabei wird noch unterschieden nach Städten mit eigenen Stadtsowjets, wie Heiligenbeil und Ludwigsort, sowie nach solchen, in denen „die Lösung von Fragen, die in die Kompetenz von Stadtsowjets und ihrer Vollzugskomitees fallen, den Rayonsowjets und den Vollzugskomitees der Rayons vorgelegt werden, zu denen diese Städte gehören“. Das trifft auf die übrigen genannten Städte zu.

Schließlich gibt es noch Siedlungen städtischen Typs, die man auch „Arbeitersiedlungen“ nennt. Dieses sind, geordnet ebenfalls nach der flächenmäßigen Größe: Wehlau (9,6), Palmnicken, der Stadtverwaltung von Rauschen unterstellt, (7,6), Gerdauen (5,9), Groß Kuhren, der Stadtverwaltung von Rauschen unterstellt, (1,6), Rossitten (unbekannt, vermutlich der Stadtverwaltung von Cranz unterstellt).

Einige Städte, die einst von der ostpreußischen Landkarte nicht wegzudenken waren, gibt es heute nicht mehr. Sie wurden zu Dörfern zurückgestuft oder gänzlich ihres Ranges beraubt. Es ist sicher kein Zufall, daß sie fast ausschließlich in der weithin abgeriegelten Grenzzone oder in den vom Krieg besonders schwer heimgesuchten Gebieten liegen.

So sind wie Zinten im Kreis Heiligenbeil auch Domnau (Domnowo), Kreis Bartenstein, Allenburg (Drushba), Kreis Wehlau, und Eydtkau (Tschernyschewskoje), Kreis Ebenrode, keine Stadt mehr, werden immerhin aber noch als Dorfsowjets weitergeführt. Dagegen findet man die alten Städte Kreuzburg (Slawskoje, später Enino), Kreis Pr. Eylau, und Schirwindt (Kutusowo), Kreis Schloßberg, auf den neueren sowjetischen Karten wie auch in den einschlägigen Büchern nicht mehr wieder. Zuletzt wurden sie 1953 als Dorfsowjets genannt.

das zur Genüge aus der Mitte unseres Vaterlandes. Daß es so etwas auch im Zentrum der östlichen Provinz gibt, zwischen den sozialistischen Bruderländern, wie sie sich selbst betiteln, macht kaum Schlagzeilen, ist aber gewiß nicht weniger bemerkenswert.

Wir sprachen jemand, der sich dort gut auskennt. Er berichtete: „Ich habe einige Zeit in der Gegend gewohnt. Einmal bin ich den ganzen Grenzstreifen zwischen Pr. Eylau und Heiligenbeil abgefahren. Ich hatte einen dienstlichen Auftrag. Sonst wäre das unmöglich gewesen. Das war eine deprimierende Reise. Ich sah fast keinen Menschen. Die Gegend wirkt verlassen, manchmal geradezu unheimlich. Man hat ständig das

Gefühl: Gleich passiert etwas, oder es kommt jemand. Das kann doch nicht sein, daß man mutterseelenallein durch die Gegend fährt... Ich war froh, als ich wieder unter Leute kam.“

Fahren wir nun einmal wenigstens in Gedanken in die schwer zugängliche Grenzzone. Früher kamen die häufigsten Besucher von Pr. Eylau oder Rückkehrer vom Einkauf und Ausflug aus Königsberg; heute gibt es in der Nord-Süd-Richtung nur noch die Zufahrt aus Kaliningrad. Auf der Ausfallstraße — früher Schönfließler Allee, jetzt Uliza Dscherschinskaja — wird angezeigt, wohin die Fahrt nach der Endstation Süd im jetzigen Nordostpreußen geht: Nach Bagrationowsk — so heißt heute Pr. Eylau.

Benannt wurde die alte Kreisstadt nach dem Zaren-General Fürst Bagration (1765 bis 1812), dem aus Georgien stammenden Führer der russischen Nachhut in der Schlacht bei Pr. Eylau im Februar 1807, die den Namen des kleinen Städtchens weit über seine engen Grenzen bekannt gemacht hat und von der noch zu reden sein wird.

Die Herkunft der Neusiedler

Bei der Umbenennung der deutschen Orte griffen die sowjetischen Behörden häufiger auf die Namen russischer Feldherren in den napoleonischen Kriegen zurück. Aber auch Offiziere des letzten Krieges, die sich bei den Kämpfen in Ostpreußen hervorgetan hatten und dort gefallen sind, wurden dabei berücksichtigt. Nicht vergessen wurden russische Dichter und Schriftsteller. Einige Namen verraten die Herkunft der Neusiedler oder die örtliche Besonderheit wie etwa Jantarnyj gleich Bernstein für Palmnicken. Schließlich kamen auch politische Persönlichkeiten des Sowjetstaates zu diesem Recht, so etwa Kalinin in Königsberg.

Die Polen nennen übrigens Pr. Eylau, die Stadt, in die sie von der Warschkeiter Höhe aus hineinsehen können, „Ilawka“, im Unterschied zu Ilawa für Deutsch Eylau, das zu ihrem Gebiet gehört.

Noch bevor wir das Ortsschild „Bagrationowsk“ erreichen, fahren wir — wie früher — an den hohen, grauen Verpflegungsilos vorbei; dort auf der immer noch schönen, allezeitigen Königsberger Straße, in Karlshöfchen... Halt! „Dieses Karlshöfchen gibt es nicht mehr! Dort steht nichts!“ So hat es jedenfalls der Mann in Erinnerung, der noch in den siebziger Jahren in Pr. Eylau gewohnt und gearbeitet hat. Die Unterführung unter der Bahnlinie, dort, wo die Strecke die Straße kreuzt, steht dagegen immer noch im freien Gelände, das heißt auf einer grünen Wiese, so hören wir. Sie war für eine längst fällige, neue Straße nach Domnau geplant. Darauf wartet sie immer noch, mehr als 40 Jahre. Wird fortgesetzt

Vorabdruck auszugsweise aus Helmut Peitsch, Wir kommen aus Königsberg — Nordostpreußen heute. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 240 Seiten, 200 Fotos, Leinen, 68 DM.

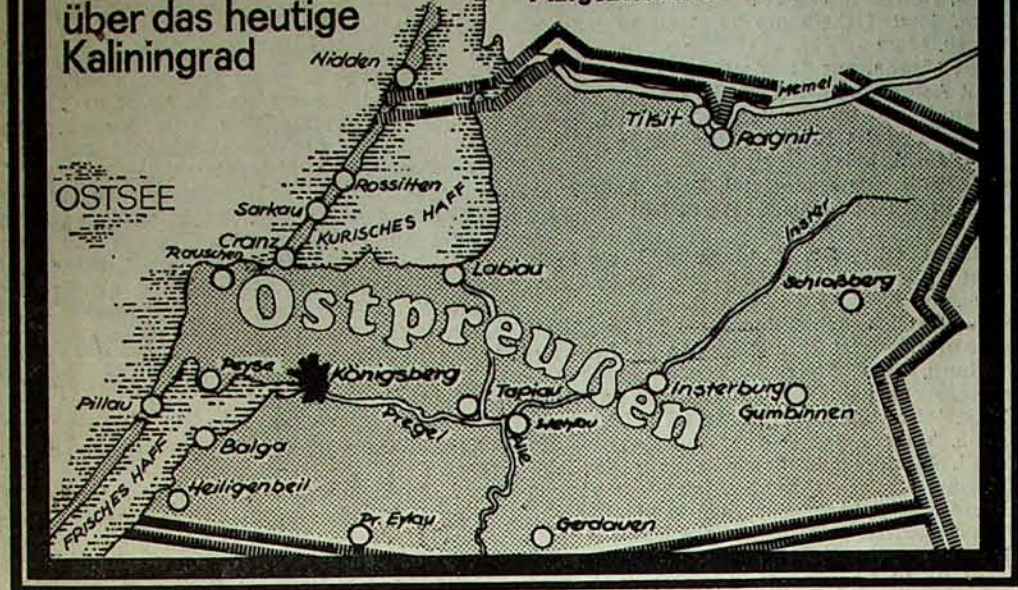


Der Markt von Pr. Eylau damals: Der „Preußisch-Eylauer-Hof“ wurde zerstört. Im Saal dahinter ist ein „Kulturhaus“. Das Landratsamt mit dem Türmchen dient als Mehrzweckgebäude. Auf dem Sockel des Wegweisers vorn rechts steht das Denkmal für den Mann, nach dem die Stadt den Namen hat, Fürst Bagration Foto aus „Wir kommen aus Königsberg“, Verlag Rautenberg, Leer

Wir kommen aus Königsberg

Aussiedler berichten über das heutige Kaliningrad

Aufgezeichnet von Helmut Peitsch



Zeichnung Hans H. Pfeiffer

Wenn ein Mensch vom Mond zur Erde zurückkommt, dann ist das nicht so ungewöhnlich, als wenn jemand aus Königsberg zu uns kommt. Kaliningrad, wie die alte ostdeutsche Metropole heute genannt wird, ist zusammen mit dem gesamten Teil des sowjetisch verwalteten Nordostpreußen von der Außenwelt abgeschlossen wie kaum ein anderer Fleck unserer Welt. Nur wenig ist über diese Gegend seit Kriegsende bekannt. Jetzt aber erhielten mehrere Familien die Genehmigung zur Aussiedlung. Eine von ihnen ist die nach aller Wahrscheinlichkeit letzte gebürtige Königsbergerin, der andere ist mit ziemlicher Sicherheit der erste in „Kaliningrad“ geborene Deutsche, der in die Bundesrepublik kam, der eine 6, die andere 60 Jahre alt. Welten liegen dazwischen. Was sie erlebten, was sie sahen, ist kaum in Worte zu fassen. Wir wollen versuchen, aufgrund dieser Berichte, ergänzt durch die anderen vorliegenden Informationen, ein wahrheitsgemäßes Bild von der heutigen Stadt und der sie umgebenden Provinz zu zeichnen. Dies mit allem Vorbehalt, der angesichts der Schwierigkeiten angemeldet werden muß, aber auch in dem Bemühen, ein weithin unbekanntes Kapitel unserer Gegenwart und jüngsten Vergangenheit nach bestem Vermögen aufhellen zu helfen. In diesem Zusammenhang weist die Redaktion ausdrücklich darauf hin, daß es sich hier um Berichte von Landsleuten handelt, die Königsberg nicht von Geburt an kennen. Wir freuen uns aber, unseren Lesern Informationen aus einem Sperrbereich bieten zu können, über dem eine totale Nachrichtensperre liegt.

Das Herz des alten Königsberg schlägt nicht mehr; aber das Kaliningrad von heute ist nicht tot. Es ist nicht mehr eine deutsche Stadt; doch sie sieht noch nicht wie ein sowjetischer Ort aus, auch wenn sich ihr Gesicht im letzten Jahrzehnt an vielen Stellen total verändert hat. Sie hat Platz für Lenin und für Kalinin, immer noch aber auch für Kant und für Schiller. Und neben den über 300 000 Russen aus dem ganzen riesigen Reich leben noch einige hundert Deutsche, Volksdeutsche aus dem gleichen Reich. Das Schloß steht nicht mehr. Dort, wo einst der majestätische schlanke Turm das östliche Zentrum Deutschlands markierte, wo Preußens Könige gekrönt wurden, stolze Bürger und freiheitliche Denker im „Blutgericht“, dem „Auerbachs Keller“ des Ostens, die Zeitläufe diskutierten, ist Leere, eine gärtnerische Anlage. Der Kaiser-Wilhelm-Platz, wo früher die Reichsstraße 1 von Aachen über Berlin mündete, ist nun eine Verkehrskreuzung, an der die Straße Moskau—Kaliningrad unter einer neuen Hochbrücke hindurchführt.

Die Innenstadt war bereits unter den verheerenden Luftangriffen im Spätsommer 1944 gestorben. Die schweren Kämpfe bei der Eroberung im nächsten Winter taten ein übriges. Was von der alten Ordensfestung noch geblieben war, besorgten Räumungspanzer vor einem Jahrzehnt. Damals begann

auch der Wiederaufbau unter Leitung von Chefplaner Pokrowski. Bemühungen von Denkmalspflegern und Künstlern, das Schloß zu erhalten, waren vergeblich.

Heute ist dort eine Parkanlage, die sich über den ganzen früheren Kaiser-Wilhelm-Platz, über die zerstörten Häuserzeilen der Altstadtischen Langgasse, wo einst das bekannte Kaufhaus Gebr. Siebert stand, bis zur Börse hinzieht. Angrenzend an das einstige Schloßgelände in Richtung Altstadtischer Markt ist ein „Haus der Sowjets“ im Bau. Die Planung sieht dort auch vor, eine Oper und einen Zirkus zu errichten.

Auf der anderen Seite, gegenüber Gekusplatz und Poststraße, wurden das ehemalige Postamt und das Telegrafentamt abgerissen. Dafür wird dort eine neue Post gebaut.

Ein Blickfang ist das gerade erst fertiggestellte achtstöckige Hotel „Kaliningrad“ etwa zu Beginn der früheren Schloßstraße und vor Junkerstraße, der berühmtesten „Marzipanstraße“ der Welt. Heute wirkt es wie eine Art Schloß-Ersatz in dem sonst freien Gelände. Das Hotel ist mit allem Komfort ausgestattet und genießt einen ausgezeichneten Ruf.

Es stellt die übrigen fünf Hotels und Gaststätten weit in den Schatten. Es sind das „Moskwa“ (Moskau), das durch die Zusammenfassung alter deutscher Gebäude in

Tiergartennähe entstand, das „Tschaika“ (Möwe) auf den Hufen, „Kolos“ (Ähre) am Tragheim, das „Internationale Haus der Seeleute“ im Nordbahnhofgebäude und das „Tourist“ an der Cranzer Allee.

Königsbergs Renommierherberge, das Parkhotel, steht noch; doch es ist jetzt ein Behördenhaus. Es ist das einzige Gebäude, das auf der Westseite des Schloßteichs (jetzt „Prud Nischnij“, „Unterer Teich“, genannt) die schrecklichen Bombennächte überstanden hat. Auch die „Bürgerressource“, in der zuletzt noch Erich Börschel („Heut' ist Spatenkonzert...“) bewies, daß sein Tanzorchester vom Reichssender Königsberg zu Recht zu den besten Kapellen aller deutschen Rundfunkanstalten gezählt wurde, fiel unter der Spreng- und Feuerfurie zusammen.

Auf der gegenüberliegenden, östlichen Seite existieren lediglich die beiden großen Krankenanstalten: Das Städtische Krankenhaus (die leichten Kriegsschäden sind repariert), jetzt eine Kinderklinik, und das Krankenhaus der Barmherzigkeit, das gerade erheblich erweitert wurde und Kaliningrads größtes, modernstes Hospital ist. Dort hatte Hans Graf von Lehndorff („Das Ostpreußische Tagebuch“) als „Arzt von Königsberg“ nach dem Krieg eine seiner Wirkungsstätten.

Vernichtet sind in der Gegend auch Altortsgärten und Burgkirche. Von der Stadthalle steht noch die Fassade. Sie dient gelegentlich als traurige Filmkulisse. So wurden Szenen für den dort sehr bekannten Streifen „Der Vater des Soldaten“ gedreht.

Königsberg

Königsberg, Ostpreußens Hauptstadt, wurde im Jahre 1255 gegründet. Es war von 1457 bis 1525 Sitz des Hochmeisters des Deutschen Ordens, nach der Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum von 1525 bis 1618 Sitz der preußischen Herzöge, seit 1701 (damals hatte Königsberg mehr Einwohner als Berlin) Krönungsstadt der preußischen Könige. Von 1772 an war Königsberg Hauptstadt der Provinz Ostpreußen. Am 9. April 1945 wurde es von sowjetischen Truppen besetzt. „Vorbehaltlich der endgültigen Bestimmung bei der Friedensregelung“ wurden auf der Potsdamer Konferenz „Stadt Königsberg und das anliegende Gebiet“ mit Zustimmung der Alliierten an die Sowjetunion übergeben. Am 17. Oktober wurde das Gebiet — trotz der Vorbehalte der Potsdamer Konferenz — formell der Sowjetunion eingegliedert. Im Juli 1946 wurde Königsberg in Kaliningrad umbenannt. Im Moskauer Abkommen vom 12. August 1970 stimmte die Regierung der Bundesrepublik Deutschland der Grenzziehung zu. Mit Urteil vom 7. Juli 1975 stellte das Bundesverfassungsgericht klar, daß laut Grundgesetz eine endgültige Grenzziehung einer Friedensregelung unter Beteiligung Gesamtdeutschlands vorbehalten bleibt.

Auch die Schloßteichbrücke ist immer noch zerstört. Die Pfeiler ragen aus dem Wasser heraus, teilweise noch durch Brückenteile verbunden. Dahin ist die einstige Idylle mit den Villen im üppigen Grün und den fröhlichen Bootspartien, Überall Ruinen, leere Flächen, ungepflegte Uferzonen.



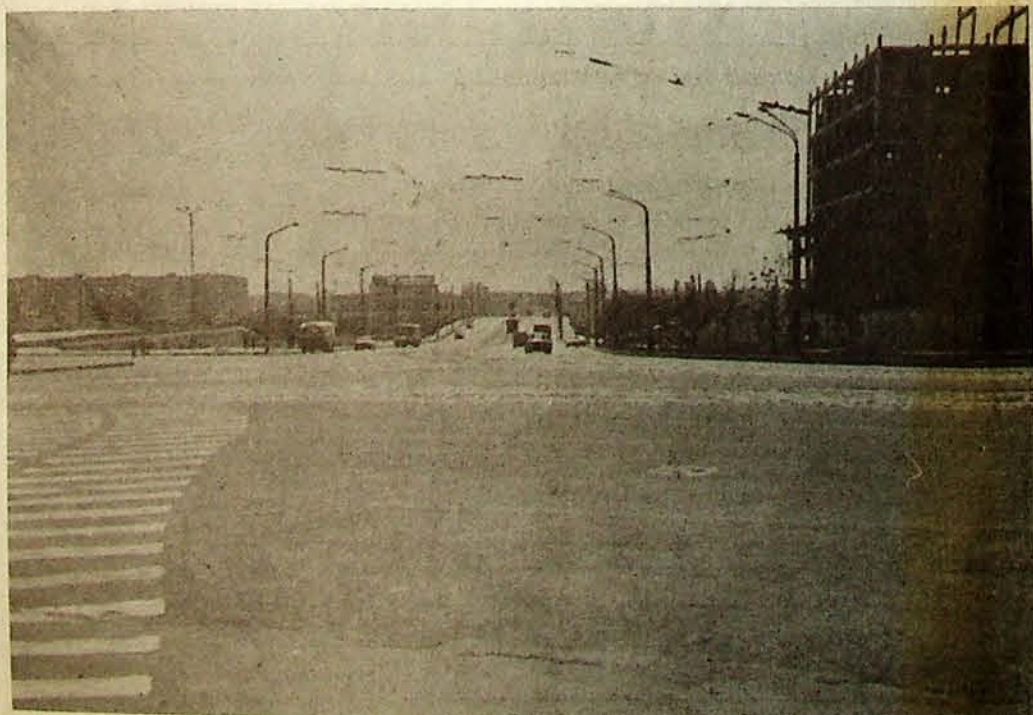
Königsberg: Der Kaiser-Wilhelm-Platz damals...

Fährt man über die von den neuen Bewohnern gebaute Hochstraße vom Hotel „Kaliningrad“ in Richtung Süden, dann liegen zur Linken zunächst die Grünanlagen, dann, wie vor allem zur Rechten, blickt man auf alte deutsche und neue sowjetische Bauten, die zum Teil erst im letzten Jahr entstanden sind. So geht es etwa parallel zur früheren Kantstraße, Kneiphöfischen Langgasse, bis zum Beginn der Vorstädtischen Langgasse. Dort endet die 568 Meter lange Hochstraße an der Börse, die erhalten geblieben ist.

Auch die beiden Löwen, die im Volksmund „Gebrüder Löwenstein“ genannt wurden, sitzen noch auf ihren Podesten. Das Gebäude heißt heute „Kulturhaus der Seeleute“. Dort ist eine Art Klub untergebracht. Für eine bedeutende Hafenstadt eine nicht unwesentliche Einrichtung.

Völlig ausgelöscht ist die Dominsel. Inmitten einer riesigen Gartenanlage, die das gesamte ehemalige Altstadtgelände des Kneiphofs zwischen den Pregelarmen bedeckt, sieht man nur die Überreste des Doms. Im Innenraum blieben ein paar Inschriften — Bibeltexte in deutsch — erhalten. Man kann sie nicht mehr besichtigen; denn seit einiger Zeit ist die Ruine vernagelt. Sie soll, so hört man, als „preußisches Museum“ erhalten bleiben. Daneben, an der Dommauer, ruht Immanuel Kant, der größte Sohn der deutschen Stadt. Die Grabplatte ist erneuert, die Grabstätte gepflegt. Dahinter weist noch eine deutsche Inschrift auf einem Stein auf frühere Zeiten hin. Der letzte Turm, vermutlich vom Kneiphöfischen Rathaus, wurde erst 1977 abgetragen.

Fortsetzung folgt



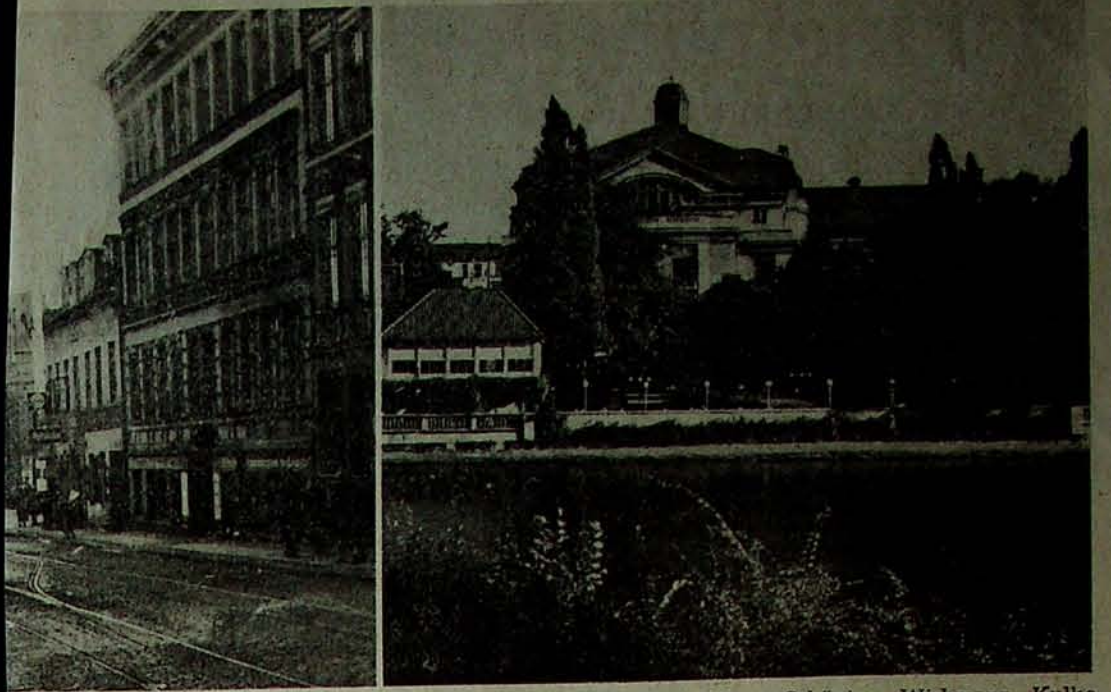
...und heute: Freies Gelände

Fotos Hartz, Privat



Hotel Kaliningrad: Neubau an der Ecke der früheren Schloßstraße

Foto Privat



Fotos Schöning, Widmann, Kulke

Schon in Hauptbahnhofnähe — nahe bei der Katholischen Kirche Haberberg — macht ein alter Anker vor einem großen Haus darauf aufmerksam, daß dort ein Museum untergebracht ist. In dem Gebäude aus deutscher Zeit wird die Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung seit dem Jahre Null dargestellt. Wie man hört, werden die historischen Daten korrekt wiedergegeben. Auch die Deutung, soweit vorgenommen, ist nicht so, daß sie unbedingt Widerspruch hervorgerufen müßte.

Die katholische Kirche und die Baptistenkirche am Haberberg haben den Krieg überstanden; aber man sieht es ihnen an, daß sie über 30 Jahre nicht gepflegt wurden.

Der Hauptbahnhof hat sein altes Gesicht. Nur über dem Eingang steht oben in großen kyrillischen Buchstaben das Wort „Bahnhof“. Auf dem Vorplatz erinnert ein Denkmal an den Mann, der der Stadt den neuen Namen gab: Michael Kalinin, führender Politiker der UdSSR, der einige Zeit auch Staatsoberhaupt war und 1946 starb, in dem Jahr, da die Stadt seinen Namen erhielt.

Unter dem hohen Dach der Bahnhofshalle, die überwiegend nicht mehr mit Glas, sondern Brettern bedeckt ist, enden oder beginnen die Breitspurgleise der zahlreichen Strecken im Nah- und Fernverkehr. Eines davon geht nach Moskau. Das war früher schon so. Die Schienen auf der anderen Seite des Bahnsteigs fehlen jetzt. Unkraut überwuchert den Streifen, wo einmal unablässig die Züge dahindonnerten.

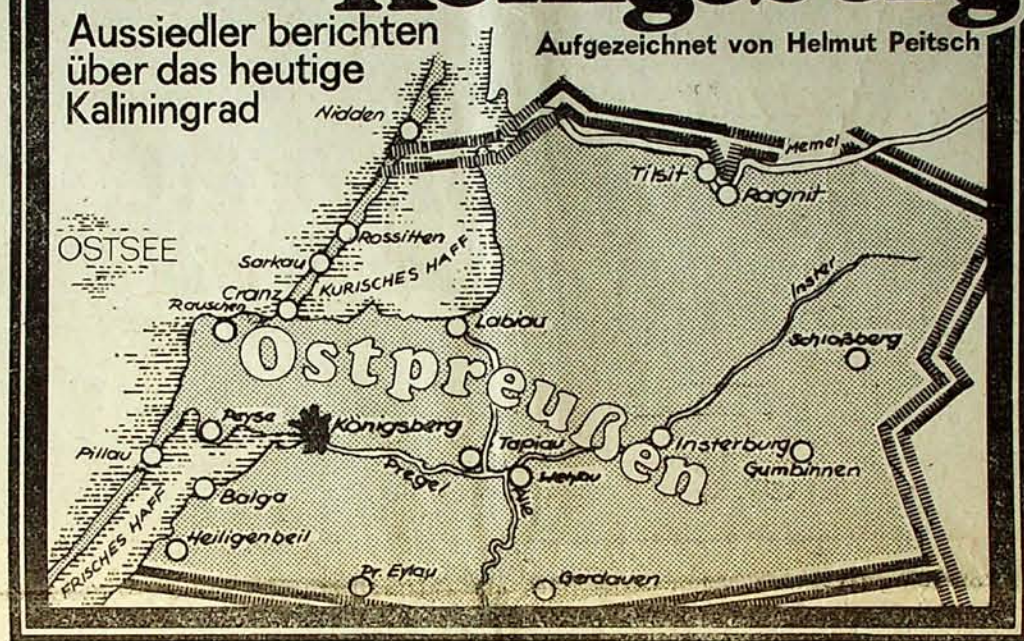
Nur ein Gleis hat noch die alte, in Deutschland übliche Spurweite. Es führt nach Braunsberg im polnisch verwalteten Teil, heißt es. Offiziell aber gibt es keine Verbindung dorthin. In der Nähe liegt auch der Busbahnhof.

Weiter in Richtung Süden sind ausgedehnte Wohnviertel entstanden. „Zündholzschachteln“ nennt der Volksmund die hohen, glatten Einheitsbauten, die oft neun Stockwerke haben. Recht gepflegte Anlagen tragen ihr Teil dazu bei, das Bild aufzulockern. Hier, in dieser Gegend hat sich die Stadt mit am meisten verändert.

Der nur leicht in Mitleidenschaft gezojene Schlachthof in Rosenau arbeitet wie in aller Zeit. Ebenso ist die Branntweimbrennerei wieder in Betrieb.

Fährt man vom Park auf dem ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Platz in umgekehrter Richtung, nach Norden, dann geht es auf der alten Hauptschlagader der pulsierenden

Wir kommen aus Königsberg



Zeichnung Hans H. Pfeiffer

Großstadt weiter, von dem einstigen Zentrum in das neue.

Der Steindamm, Königsbergs älteste Straße, heißt nun Prospekt Lenina. (Genau gesagt, ist er ein Teil der Leninstraße, die in Nord-Süd-Richtung die ganze Stadt durchquert, etwa vom Nordbahnhof bis zum Südbahnhof, wie der ehemalige Hauptbahnhof jetzt heißt, von der Vorstädtischen Langgasse bis zum Steindamm.) Dort — am früheren Steindamm — ziehen etwa am Revolutionstag, dem 7. November, die Kolonnen der Feiernden entlang. Die große Parade findet am alten Nordbahnhof statt. Vor dem gewaltigen Lenin-Denkmal nimmt dann auf dem Platz des Sieges der Erste Sekretär des Oblast Kaliningrad, Nikolai Semjonowitsch Konowalow, den Vorbeimarsch ab. Seinen Sitz hat er im Gebäude des Gebietskomitees der KP von Kaliningrad in der Nähe des „Dramatischen Theaters“. Dieses befindet sich auf dem Platz des ehemaligen Schauspielhauses in der Hufenallee, einem Neu-

bau mit klassizistischer Fassade, der auf den alten Grundmauern errichtet wurde. Davor steht immer noch das Schiller-Denkmal aus deutscher Zeit. Es ist zum beliebtesten Treffpunkt für die Studenten geworden.

Das Opernhaus am Paradeplatz (es war das einstige Alte Stadttheater) wurde nicht wiederaufgebaut. An kulturellen Einrichtungen weist die Stadt im übrigen auf: Kulturhäuser des Waggonwerks (in der ehemaligen Rathshöfer Kirche), der Fischer, der Seeleute (in der Börse) und der Werftarbeiter (ehemalige Ponarther Kirche).

Acht Kinos tragen die Namen „Morgenröte“ vermutlich das führe „Schauburg“-Kino auf den Hufen), „Barrikaden“, „Moskau“, „Sieg“, „Rußland“, „Bauarbeiter“, „Oktober“ und „Heimat“.

Im Norden, nicht weit vom Tiergarten, ist auch „Radio Kaliningrad“ zu Hause. Der hohe Sendemast steht in der Nähe des einstigen Bahnhofs Maraunenhof beim dama-

ligen Dr.-Fr.-Lange-Sportplatz. Er ist weiterhin zu sehen. Auf den Zoo sind die heutigen Einwohner Königsbergs besonders stolz. Er gilt als einer der besten des ganzen riesigen Landes. Die breite Eingangsfassade sieht aus wie eh und je.

Zum neuen Zentrum am Nordbahnhof gehört auch das Verlagsgebäude der „Kaliningradskaja Prawda“. Jeder Rayon (Kreis) hat übrigens eine eigene Zeitung. Alte und neue repräsentative Bauten stehen dort nebeneinander. So fällt das große Haus des „Technischen Instituts der Fischindustrie“ ebenso auf wie das aus deutscher Zeit stammende Gerichtsgebäude, vor dem die erzenen „Kämpfenden Wisente“, im Volksmund Staatsanwalt und Verteidiger genannt, sich noch streitlustig gegenüberstehen.

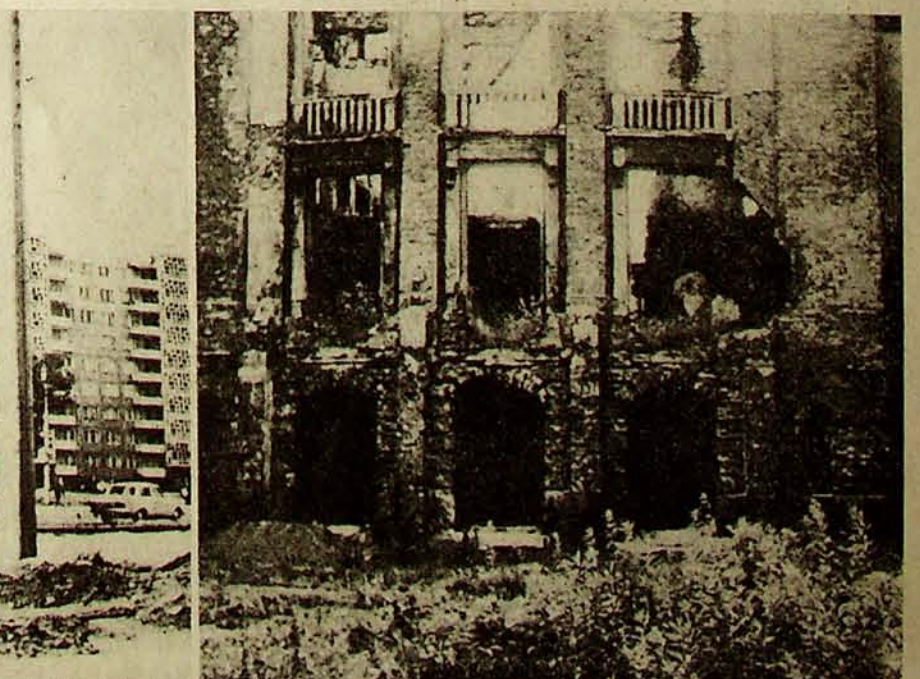
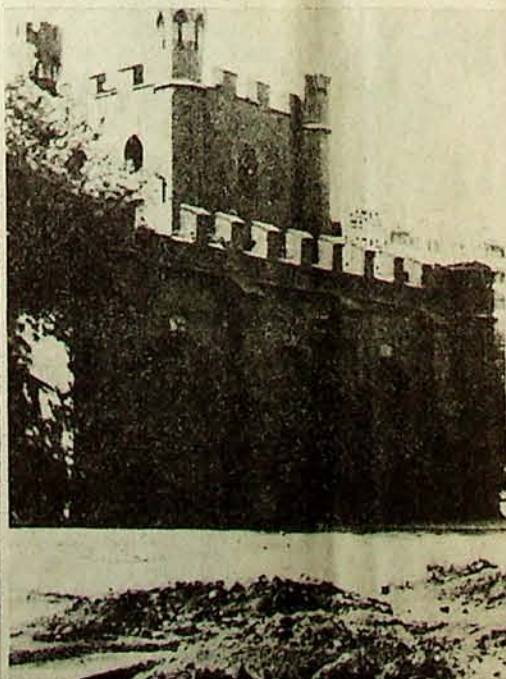
Bemerkenswert auch das moderne Fischgeschäft „Ozean“ an der Ecke Leninstraße/Platz des Sieges (also ganz am oberen Ende des alten Steindamms), direkt neben der Bierhalle aus deutscher Zeit, die besonders zur Zeit der Deutschen Ostmesse ein beliebter Treffpunkt war, auch weil es dort bayerisches Bier gab. Die „Ozean“-Installation besorgten westdeutsche Experten. Sie kamen überwiegend von Hamburg nach Kaliningrad herüber.

Die übrigen sechs großen Geschäfte wurden in den nördlichen oder südlichen Außenbezirken eingerichtet. Eines davon hat den schwungvollen Namen „Sputnik“.

Dort, ganz in der Nähe des „Ozean“, macht auch die riesige Statue von „Mutter Rußland“ auf sich aufmerksam, gewissermaßen als Symbol: Kommt her, meine lieben Kinder, ich habe euch gerufen. Hier seid ihr zu Hause. Bemerkenswerter mag sein, daß auf dem Sockel vorher Josef Stalin stand. Auch in Kaliningrad wurden die Denkmäler des Diktators gestürzt, als Chruschtschow die Entstalinisierung verkündete. Gerüchte, vorher habe Adolf Hitler darauf residiert, entsprechen nicht der Wahrheit. Ein solches Denkmal gab es in Königsberg nicht.

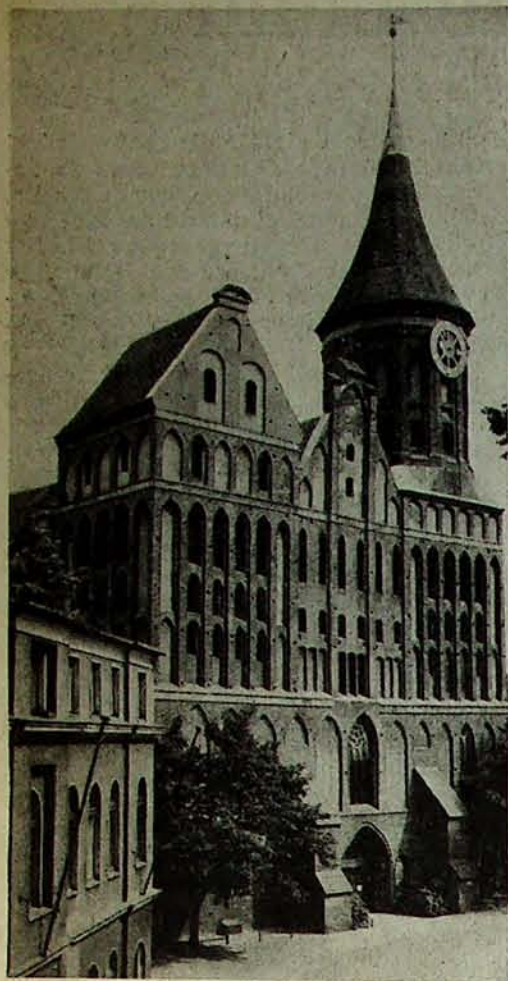
Der Walter-Simon-Platz gegenüber dem Neuen Schauspielhaus heißt jetzt „Triumphator Stadion Baltika“. Früher hatten die „braunen Verbände“ dort ihr Aufmarschgelände; heute „triumphieren“ da die neuen Herren, deren Parteigebäude direkt daneben (vermutlich im früheren Landesfinanzamt) steht. Die Säulen zu dem Stadion stammen aus der Altstädtischen Kirche. Dies ist auch der Sportplatz für den Fußballverein „Baltika“, der ähnlich wie einmal der VfB Königsberg nicht zur vordersten Spitze gehört, sondern im Mittelfeld der B-Liga rangiert.

Fortsetzung folgt



Königsberg heute: Hauptbahnhof, Königstor, Stadthalle

Fotos (3) Privat



Der Dom: Einst Wahrzeichen der Stadt...

2. Fortsetzung

Der Nordbahnhof selbst dient jetzt unter dem Namen „Internationales Haus der Seeleute“ als Hotel. Zu der Zugabfertigung kommt man durch einen Tunnel, der das frühere Stationsgebäude unterquert.

Fährt man die Ausfallstraße in Richtung Norden weiter, dann stößt man, unweit von Tiergarten und Hotel „Moskau“, auf einen der letzten erhalten gebliebenen Kirchenbauten der Stadt. Es ist die Luisenkirche, die nach der legendären Königin Luise benannt wurde, die dem großen Napoleon die Stirn bot und so ihr Land vor dem Schlimmsten bewahrte. Heute ist dort ein Kindertheater untergebracht, wo Puppen und Marionetten ihr Reich haben. Der Bau ist Mittelpunkt eines großen Spielzentrums, in das auch die Anlagen von Luisenwahl einbezogen wurden, in denen Generationen von deutschen Kindern herumgetollt haben. Heute heißt er Park für Kultur und Erholung „Kalinin“, und es vergnügen sich sowjetische Jungen und Mädchen darin. Ein Teil der angrenzenden Friedhöfe wurde dem Gelände hinzugetan.

Der ehemalige Haberberger Neue Friedhof wurde zum „Gagarinpark“ umgestaltet. Die zahlreichen alten Parks der Stadt im Grünen werden weiter gepflegt und in hervorragendem Zustand gehalten.

Wie die Luisenkirche, so wurden auch die wenigen restlichen Kirchen, die den Krieg wenigstens zum Teil überstanden haben, zweckentfremdet. Klubhäuser wurden die Ponarther Kirche, die Rathshofer, die Rosenauer und die Kalthöfer Kirche. Die neue Tragheimer Kirche in Maraunenhof wurde in ein Kino umgewandelt. Ihr gegenüber am König-Ottokar-Platz wurde ein Denkmal für den deutschen Kommunistenführer Ernst Thälmann aufgebaut. Die Kirchen der Innenstadt gibt es nicht mehr. Lediglich Lutherkirche und Katholische Pfarrkirche am Oberhaberberg sind noch vorhanden, aber verwahrlost.

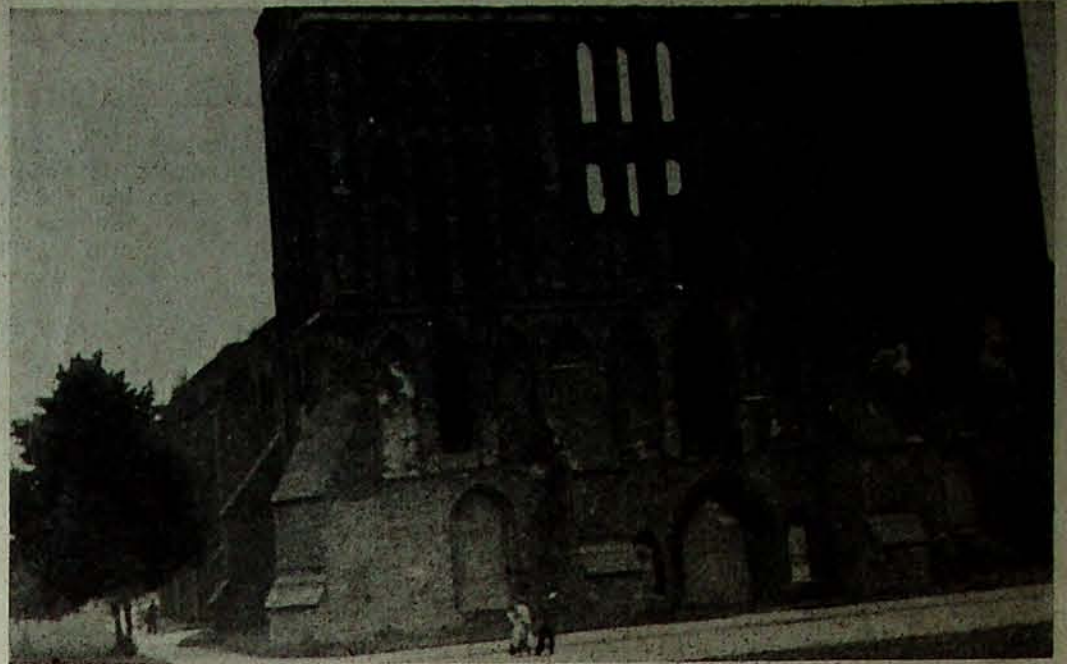
Von den übrigen bekannten Bauten aus deutscher Zeit blieben teilweise erhalten oder wurden wiederhergestellt: Reichsbahn-

direktion, Börse, Kunstakademie, Landeshaus, Regierungsgebäude sowie die Krankenhäuser und Schulgebäude. Restlos beseitigt wurden: Neue (1861 eingeweiht) und Alte Universität (1544), an der Kant gelehrt hatte, Schloß, Kneiphöfches und Altstädtisches Rathaus, die historischen Häuser in der Altstadt, Speicherviertel, Giebelhäuser auf dem Kneiphof und Gelber Turm.

In der nordwestlichen Ecke ist Königsberg am besten erhalten bzw. wiederaufgebaut worden. Die vornehme Villengegend der Hufen und von Maraunenhof ist auch heute die bevorzugte Wohnlandschaft der Bessergestellten. Ob man deswegen Karl Marx oder Ernst Thälmann dort einen Platz zuwies oder weil man die — neben Engels — bekanntesten deutschen Vertreter der marxistisch-kommunistischen Linie nicht so nahe am nun sowjetischen Zentrum haben wollte, ist nicht bekannt. Die frühere Hagenstraße heißt Karl-Marx-Straße. An ihrer Kreuzung mit der einstigen Schrötterstraße steht sein Denkmal. Das für Thälmann — wie gesagt — am König-Ottokar-Platz in Maraunenhof.

Weiter im Osten sind die gewohnten Neubaublöcke dazugekommen, etwa in der Gegend von Devau, das heute noch so heißt. Der alte Flugplatz dient dem Nahverkehr. Für die Flüge nach Moskau, Leningrad (die es früher schon von Devau aus gab) sowie Odessa und die anderen Orte des gewaltigen Landes steht seit einem guten Jahrzehnt der neue Flugplatz Chrabrowo (Powunden), schon in der Nähe von Cranz, zur Verfügung.

Das hohe Königstor an der Straße nach Insterburg und Gumbinnen, die unter günstigen Voraussetzungen in 24 Stunden über 1500 Kilometer nach Moskau führt, blieb größtenteils erhalten. Nur die Köpfe der drei Figuren im Mittelteil von Ottokar von Böhmen, Friedrich I. und Herzog Albrecht



... heute Ruine: Zeugnis deutscher Vergangenheit

Fotos Schöning (1), Archiv (1), Privat (2)

jahrzehntelang niemand darum gekümmert hat.

Auf dem Luisenfriedhof zwischen Hammer Teich und Zwillingsee wurde ein sowjetischer Friedhof eingerichtet. Alte deutsche Grabsteine wurden zum Teil als Einfassungen verwandt. Man kann die Inschriften heute noch lesen. Erhaltene deutsche Grabstätten mit Steinen gibt es auf den Friedhöfen nicht mehr.

Wie Königstor, so stehen auch Brandenburger, Roßgärter und Friedrichsburger Tor, vermutlich ebenso Friedländer und Sackheimer Tor. Sie wurden als Architektur-

Für die Sowjets war das ein großer Sieg, der bedeutendste neben der Eroberung der Reichshauptstadt. Sie haben im Befehlsbunker, der zum „Kapitulationsturm“ umfunktioniert wurde, eine Filiale des Landeskundlichen Museums eingerichtet. Schreibtisch, Schreibmaschine und Telefon des Generals sind zu besichtigen. Die Inschrift „Wir kapitulieren nie“ wurde erneuert.

Drei Monate hatten die dezimierten Truppen, mühsam durch den Volkssturm aufgefüllt, dem vehementen Angriff eines weit überlegenen Gegners standgehalten, nicht im Sinne eines falschen Heroismus, sondern um den Hunderttausenden von Menschen den Fluchtweg freizuhalten. Schließlich war die Stadt bereits eingekreist. Der Gegner stieß schon vom Westen her, nördlich über Juditten und südlich über Ponarth, in das brennende Häusermeer vor. Vom 6. bis zum 9. April dauerte noch der Kampf um die letzte Festung.

Heute stehen an den Vormarschwegen die hochragenden oder breiten Denkmäler der Sieger. Eines davon erinnert an die beim Sturm aus Königsberg gefallenen 1200 Gardesoldaten. Die Gesamtzahl der Toten der mit 300 000 Soldaten gegen knapp 35 000 Verteidiger angreifenden sowjetischen Truppen ist nicht bekannt.

Die 1200 Opfer gehörten der 11. russischen Garde-Armee an, die eine besonders schlagkräftige Elite-Einheit war. Unter Marschall Tschernjachowsk hatte sie bereits im Oktober 1944 bei Goldap in Ostpreußen als erste feindliche Truppe deutschen Boden betreten. Der Marschall fiel später bei Wehlau. Nach ihm wurde Insterburg benannt. Seine Einheit soll heute noch Kaliningrad als Standort haben.

An mehreren Stellen wird an den Kampf um Königsberg erinnert. Bekannt ist auch das „Fort 5“ am nordwestlichen Stadtrand. Dort, so berichtet eine Ausstellung, überwand schließlich zwölf Rotarmisten die Verteidiger dadurch, daß sie Handgranaten durch die Belüftungsschächte warfen. Mit der Erstürmung dieses Forts war der Weg für die Einkreisung frei.

An der alten Dampferanlegestelle am Neuen Pregel (gegenüber vom Dom) wird zur Zeit ein Schnellboot aufgedockt. Es soll an den Einsatz der Boote erinnern, die vom Pregel aus in die Kämpfe eingriffen.

Fortsetzung folgt

Wir kommen aus Königsberg



wurden abgeschlagen. Selbst das altersschwache Holzhaus daneben ist noch vorhanden.

Neue Siedlungen entstehen, dort auch auf dem Platz, wo früher die Friedenskirche war. Das benachbarte Gebäude, in dem bis Kriegsende die Feuerwache Ost ihr Quartier hatte, beherbergt auch jetzt wieder eine Feuerwehr. Ebenso ist die alte Eisfabrik wieder in Betrieb. Dem riesigen Gelände des größten Friedhofscomplexes von Königsberg daneben sieht man es an, daß sich

denkmäler eingestuft; das gilt auch für Domruine, Wrangelturm und Bastion Sternwarte.

Die Hauptstraßen verlaufen fast alle so wie früher, auch in der zerstörten Innenstadt. Oft wurden sie verbreitert. Vereinzelt tragen sie sogar noch den alten Namen, so die Litauer Wallstraße.

Kehren wir in die Stadt zurück, zum Paradeplatz. Die neue Universität ist wiederhergestellt, besser gesagt, neu aufgebaut und mit einem blauen Anstrich versehen. Nun hat sie ein völlig anderes Gesicht. Die Arkaden, die ihr Beschwingtheit und Leichtigkeit verliehen, sind nicht mehr da. 1970 wurde der Lehrbetrieb aufgenommen. Heute hören rund 3000 Studenten in den Fakultäten Jura, Volkswirtschaft, Naturwissenschaft und Philologie. 300 000 Bände zählt die Bibliothek in der Nachbarschaft der einst größten Verlagsbuchhandlung Europas, Gräfe und Unzer.

Das alte Stadttheater, das 1944 bei einem Luftangriff bis auf die Grundmauern niedergebrannt war, wurde nicht wiederaufgebaut.

Das neue Leben erblüht jedoch aus den Ruinen und Kratern ringsum. So gibt es neben der Universität jetzt ein Café, an das sich andere Neubauten reihen. Alte erhaltene Gebäude stehen nicht mehr. An die letzten Tage und Stunden Königsbergs erinnert dort unter der Erde der ehemalige Befehlsstand von General Lasch, dem Verteidiger der Stadt. Erst am 9. April 1945 unterzeichnete er die Kapitulationsurkunde. Zu dieser Zeit hatten die Sowjets bereits zum letzten Sturm auf Berlin angesetzt.



Die Albertina: Königsbergs Universität...



... mit kyrillischer Schrift: Aufgebaut

Wichtiger für die Stadt als die Zeugen einer schrecklichen Vergangenheit mögen die Institutionen einer lebendigen Gegenwart sein. Die Fabriken, alte und neue, arbeiten auf Hochtouren: Eisengießereien, Maschinen- und Waggonfabriken, Sägewerke, Brauereien und besonders alles, was mit der Schifffahrt zusammenhängt, Werften, Ausrüster, Fischkonservenfabriken.

„Kaliningrad“ nimmt nach Murmansk und Wladiwostok den dritten Platz in der langen Liste der sowjetischen Fischereihäfen ein. Über 600 Schiffe dieser Art haben dort ihren Heimathafen. Walfänger und Fischereifabriksschiffe gehören dazu.

Es klingt fast unglaublich und ist doch wahr. Ein Augenzeuge berichtet: „In Kaliningrad, dem sowjetischen Königsberg, wird ein christliches Erntedankfest gefeiert. Die Gemeinde singt: ‚Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!‘, Chor und Instrumentalbegleitung umrahmen die Andacht, die Predigt preist die Wohltaten des vergangenen Arbeitsjahres — alles in deutsch.“

Es klingen keine Glocken mehr

Mehr als 100 Gäste versammeln sich jedes Jahr an diesem Tag zusammen mit den Baptisten in deren Gemeinschaftsraum. Alle Konfessionen sind vertreten; denn an dieser Stätte ist der letzte Gottesdienst, zu dem sich dem Glauben treu gebliebene Menschen in der westlichsten Großstadt der atheistischen Sowjetunion treffen, Orthodoxe, Katholiken, Lutheraner und Freikirchler.

Es sind mehr Russen als Deutsche, alle Bürger dieser Stadt mit der deutschen Vergangenheit und der russischen Gegenwart. Darum wird auch abwechselnd in der einen und in der anderen Sprache gepredigt. Weihnachten, natürlich, das ist mehr eine deutsche Angelegenheit, da hört man die Worte von der Geburt Christi aus dem Lukas-Evangelium in deutsch, Ostern, das größte Fest des gläubigen Russen, da spricht man dessen Sprache; beides von einem Laienprediger. Der letzte Berufsgeistliche ist schon vor längerer Zeit in den Westen umgesiedelt.

Die hohen Feste feiert man gar zweimal; denn der russische Kalender hinkt 14 Tage hinterher. Da werden beide Gelegenheiten genutzt. So war das schon immer bei den Deutschen, die oder deren Vorfahren früher einmal nach Rußland ausgewandert waren.

Die bekennende Kirche der Baptisten, die auch früher in Ostpreußen stark vertreten war, spielt in der Sowjetunion eine bemerkenswerte Rolle. Oft haben die Gläubigen sich gegenüber den Behörden behauptet und durchgesetzt. Das gilt wohl auch für Königsberg. Nachdem sie sich jahrelang immer wieder in anderen Räumen treffen mußten (die alten Kirchen — soweit sie den Krieg überstanden hatten — durften nicht benutzt werden), bekamen sie schließlich die Genehmigung, ein eigenes Gebäude zu errichten. Es wird jetzt gebaut. Alle gesunden Gemeindeglieder helfen dabei mit. Bibeln und Gesangbücher besitzen sie noch aus der alten deutschen Zeit. Glocken klingen nicht mehr in Königsberg; aber es wird noch gebetet dort!

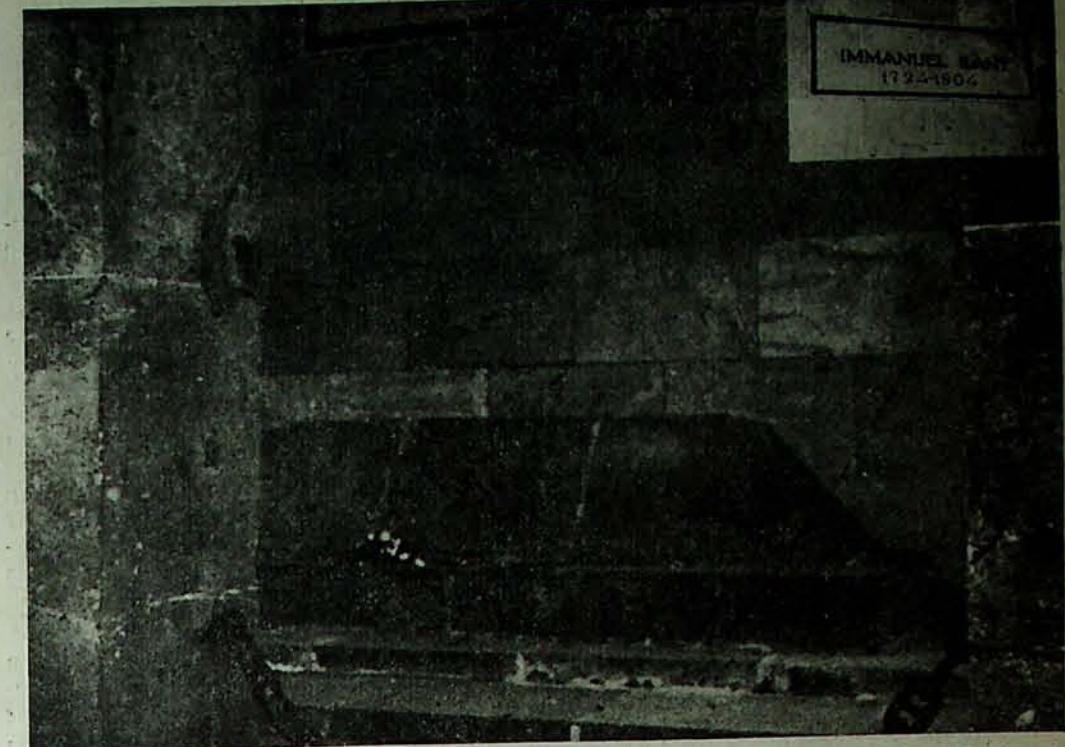
„Es hat sich viel geändert in den letzten Jahren“, hören wir. „Das Deutsche ist nicht mehr verpönt. Die schlimme Epoche, da wir Faschisten und Verbrecher geschimpft wurden, ist vorüber.“

Deutsch ist in den Schulen neben Englisch und Französisch zur beliebtesten Fremdsprache geworden. Im Schauspielhaus, das jetzt Dramatisches Theater heißt, werden die Stücke von Schiller vor allem, aber auch von Goethe und natürlich von Brecht gespielt.

„Ich selber habe ‚Kabale und Liebe‘ und ‚Die Räuber‘ gesehen. Selbstverständlich in russischer Sprache, aber immerhin. Ohne aufzufallen, können wir auf der Straße und wo immer wir wollen, deutsch sprechen. Zu Hause machen wir das sowieso. Und unsere Kinder tragen natürlich deutsche Vornamen. Niemand hat etwas dagegen. Dieses ist doch ein Land, in dem viele Völker wohnen. Darunter auch schon lange, lange die Deutschen. Im Fernen Osten, beispielsweise in Karaganda, gibt es sogar deutsche Schulen, deutschen Rundfunk.“

Das Schillerdenkmal vor dem Theater, das der Bildhauer Kaiser einst schuf — auch der sowjetische Stadtplan weist die deutschen Namen aus —, ist zum beliebtesten Treffpunkt der Kaliningrader Studenten geworden. Nicht nur für diejenigen, die das nahegelegene Fischereiinstitut besuchen, sondern auch für die vielen Hörer an der allgemeinen Universität am früheren Paradeplatz, wo davor die Albertina, die Neue Universität mit der großen Tradition, stand. Die Inschrift auf dem Denkmal verrät in lateinischer und kyrillischer Schrift, wer auf diese ungewöhnliche Weise geehrt wird.

Außerdem gibt es als Erinnerung an die deutschen Geistesgrößen der alten Krönungsstadt noch das Grabmal Kants an der Domruine. Russische Künstler und Schriftsteller haben sich mit Erfolg dafür eingesetzt, daß dieser Ort unter Denkmalschutz gestellt wurde. Die neuen Bürger der Stadt,



Das Grabmal Immanuel Kants an der Domruine mit der deutschen Inschrift: Wie durch ein Wunder erhalten

scheint, daß mehr als historische Verehrung einer weltberühmten Geistesgröße die ‚Kaliningrader‘ — besonders die jüngeren — an das Grabmal zu Füßen der Domruine pilgern läßt.

Gepflegte Grabstätten gibt es auch von Dr. Friedrich Wilhelm Bessel (1784—1846), dem bekannten Astronomen und Direktor der Königsberger Sternwarte, sowie von Julius Rupp (1809—1884), dem Großvater der

von kritischem sozialem Engagement. Eine Straße wurde nach ihm benannt. Der Granatfindling mit dem Bronzerelief von Käthe Kollwitz blieb erhalten und wird gepflegt. Rupp wohnte lange Zeit in dem Haus, in dem Kant lebte und zumeist lehrte — Zufall oder mit eine Erklärung für seinen Werdegang?

„Auch die Deutschen im heutigen ‚Kaliningrad‘ werden geschätzt“, wird uns berichtet. „Sie sind bekannt als fleißige und disziplinierte Arbeiter. Wir hatten da beispielsweise in einer alten Brauerei noch lange einen deutschen Braumeister. Von dort kam das beste Bier, nicht nur von ‚Kaliningrad‘, sondern der ganzen Sowjetunion. Das ist bis heute so geblieben.“

Das Ponarther Bier hatte schon im alten Königsberg einen hervorragenden Ruf! An vielen Stellen arbeiten heute noch Deutsche an verantwortlichen Plätzen. Niemand fragt mehr danach, woher sie kamen, wer sie sind.

Natürlich, keiner stammt mehr aus Königsberg. Sie alle, Deutsche und Russen, zogen unter den neuen Machhabern aus dem Osten in die westliche Stadt. Ihre Zahl wird heute mit 310 000 angegeben.

Was ist aus den früheren Bewohnern geworden? Von den insgesamt etwa 380 000 Bürgern waren fast 280 000 geflohen oder evakuiert worden. Etwas über 100 000 waren noch in der Stadt, als sie am 9. April erobert wurde.

Bei der einzigen Volkszählung im Juni 1945 wurden nur noch 73 000 registriert. Hunger und Epidemien forderten viele Opfer, so daß im Sommer 1947 lediglich noch 20 000 bis 25 000 Deutsche existierten. Der Rest wurde im Jahre 1948, teilweise auch schon im Herbst 1947 oder auch erst 1949, ausgesiedelt.

In der gleichen Zeit kamen die Neubürger. Überwiegend stammten sie aus Großrußland (rund 77 Prozent) sowie aus Weißrußland und der Ukraine (23 Prozent). Ganz vereinzelt sieht man auch Asiaten.

„Wer im Krieg sein Haus verloren hat, bekommt dort ein anderes!“ So warb die Regierung für das neue Gebiet. Zuerst kamen sie zögernd und nicht immer freiwillig. Dann aber wurde der „Kaliningradskaja Oblastj“, der der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR) angegliedert ist, eine begehrte Region.

Fortsetzung folgt

Wir kommen aus Königsberg



meist Studenten, sorgen dafür, daß fast immer Blumen auf dem Grab sind.

Wie durch ein Wunder blieb die Grabstätte des größten Sohnes der Stadt erhalten; denn ringsum ging alles verloren. Der Mann des „Kategorischen Imperativs“ und des „Sittengesetzes in uns und des gestirnten Himmels über uns“ — was lehrt er über Tod und totaler Veränderung hinaus die neuen Bewohner seiner Heimatstadt? Es

bedeutenden Bildhauerin und Graphikerin Käthe Kollwitz. Der ehemalige Geistliche der Evangelischen Kirche war der Begründer der ersten Freien Evangelischen Gemeinde (1846), nachdem er sich 1844 auf der Kanzel von der Kirche losgesagt hatte und aus dem Amt entfernt worden war. Sein eigenwilliges Wesen hatte bestimmenden Einfluß auf die heranwachsende Käthe Kollwitz, deren Werk zeitlebens geprägt war



Die Börse: Am Vorstädtischen Pregelufer ...



... wiederaufgebaut: Heute „Kulturhaus der Seeleute“



Königsberg heute: Ernst-Thälmann-Denkmal auf dem König-Ottokar-Platz in Marauenhof...

4. Fortsetzung

Die Wohnungen waren größer, die Häuser schöner, die Straßen sauberer, die Gärten ansehnlicher, das Klima angenehm, die Versorgung besser. Alles das ließ sogar oft den Schmerz um die eigene Heimat vergessen.

Dann war auch die Zeit gekommen, da die Deutschen wieder nach Königsberg reisten. Das war in den sechziger Jahren. Sie kamen nicht vom Westen, sondern vom Osten, und ihr Ziel hieß nun 'Kaliningrad'. Es waren in erster Linie Deutsche aus der Ukraine. Nehmen wir einmal das Beispiel des 65jährigen Bauern Gustav B.

Der Ur-Urgroßvater war aus dem Schwäbischen in das unendlich große Reich ausgewandert, um 1820, als der Zar die Deutschen dazu aufrief. Der Ur-Urenkel schwäbelt immer noch, sein eigener Enkel nicht minder.

Sie lebten und waren glücklich in ihrer neuen Umgebung im Odessa-Kreis, nicht weit vom Schwarzen Meer entfernt. Bis 1938 waren sie amtlich ein „Deutsches Dorf“. Gustav besitzt noch Geburts- und Heiratsurkunde mit solchen Stempeln.

In dem gleichen Jahr — es war die schreckliche Zeit nach der berühmten Tuchatschewski-Affäre (Stalin ließ den stellvertretenden Kriegsminister wegen angeblicher verräterischer Beziehungen mit dem Deutschen Reich hinrichten) — wurde die deutsche Eigenart verboten.

Dem Jubel im August 1941 nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, die den Bauern wieder ihr von den Sowjets verstaatlichtes Land zurückgaben, währte nur kurze Zeit. Zweieinhalb Jahre später wendete sich das Kriegsglück. Am 18. März 1944 verließen sie alle ihr Zuhause, das sie nie wiedersahen.

Bis zum 18. Juni 1944 waren sie in einer unvergleichlichen Odyssee unterwegs. Ein Treck der Tausende, der sich, geteilt in eine Süd- und Nordgruppe, durch die Ukraine quälte, durch Bessarabien, die Dobrudscha, Bulgarien (wo sie besonders freundlich be-

handelt wurden), Rumänien, Tschechoslowakei bis in den Warthegau, die angebliche neue Heimat.

Schon im nächsten Winter vertrieb sie der Krieg weiter bis nach Brandenburg. Dort holte die Rote Armee sie endgültig ein. Von Mai bis Oktober 1945 waren sie — nun wieder sowjetische Staatsbürger — im Lager. Dann ging es zurück in das östliche Siegerland. Alle Deutschen kamen für zehn Jahre in die Verbannung.

Gustav und seine Leute arbeiteten im Wald, mitten in der Unendlichkeit der asiatischen Taiga.

„Das war nicht so schlimm, wie man vielleicht denkt“, erinnert er sich. „Gewiß, die Arbeit war sehr hart. Doch wir bekamen unser Essen, wohnten in Baracken und wurden sogar recht gut bezahlt.“ Nach den ersten drei Jahren wurde die Bewachung immer lockerer. Ein Entkommen gab es ohnehin nicht.

1956 waren sie wieder freie Menschen. Sie erhielten ein Dokument. Danach konnten sie überall hin — nur nicht in ihr Heimatdorf. Sie zogen in den Ural. Nahe bei einer größeren Stadt fanden sie Arbeit und Unterkunft.

War es ein Zufall, war es Schicksal? Der Sohn eines Freundes mußte in 'Kaliningrad' seinen Wehrdienst ableisten. Die Eltern besuchten ihn (für Sowjetbürger ist der sonst völlig von der Außenwelt abgesperrte Bezirk zugänglich), und sie fanden die große Stadt im neuen Westgebiet so schön, daß sie beschlossen, dorthin zu ziehen.

Bau, war dreistöckig und hatte eine Garage. Im Untergeschoß war Platz für Gemüse, Kartoffeln und die Heizung.

„Ja, ja, wir hatten Zentralheizung, mit Steinkohle befeuert. Sie kam aus Schlesien. Die war besser als die aus dem Donezbecken, obwohl es da auch gute Sorten gibt.“

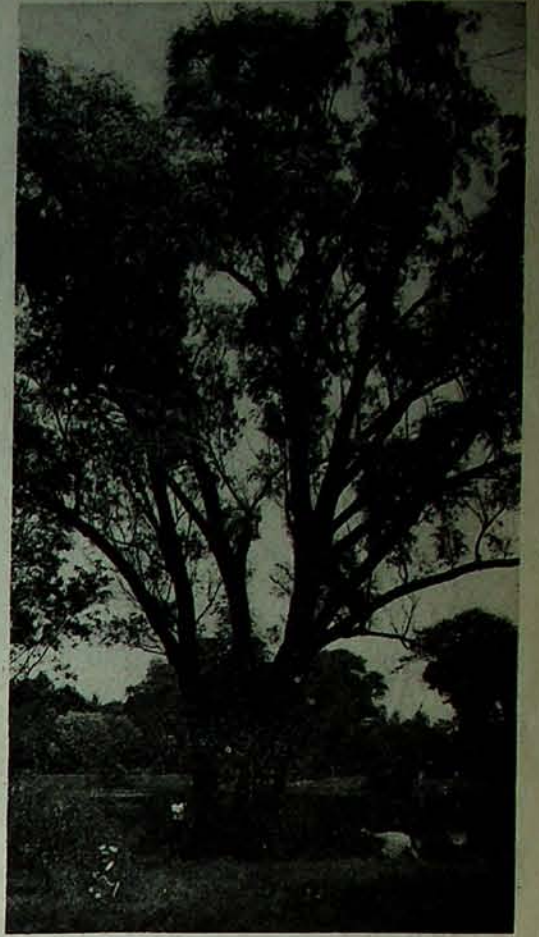
Deutsche Kohlen für ein Haus von Deutschen in Deutschland? Fast möchte man meinen, es habe sich nichts geändert. Aber nein, dieser Brennstoff kommt jetzt aus der V. republik Polen, und das Haus steht jetzt in 'Kaliningrad', das zur Sowjetunion gezählt wird. Die darinnen wohnten, bekannten sich zum Deutschtum, obwohl sie in Rußland zu Hause waren und fast nur dort gelebt hatten.

Kann man sich wirklich drüben als Arbeiter ein eigenes Haus leisten?

„Warum nicht? Der Staat fördert den Bau sogar. Schließlich ist die Wohnungsnot unverändert groß.“

Obwohl in Königsberg emsig gebaut wird — die neugeschossigen Mietshäuser gehören untrennbar zum neuen Stadtbild — haben ständig über 70 000 Familien keine eigene Unterkunft. Die jahrelange Wartezeit ist nur zu verkürzen, wenn der Anwärter Eigenhilfe leistet, das heißt, er, meistens ist es ein junges Paar, muß auf die staatliche Zuteilung verzichten und dafür bei einer Baugenossenschaft eine „Wohnung mit Selbstbeteiligung“ kaufen — oder selbst bauen.

Eine „Eigentumswohnung“ kostet rund 5000 Rubel (15 000 DM — ein Rubel gleich



...sowjetische Kinder an einem Teich im Botanischen Garten...

käufer, sofern er ein Privatmann ist, eine höhere Summe vereinbart, so wird die Differenz anschließend (privat) dazugelegt.

Im allgemeinen macht man das gern. Denn Autos sind Mangelware. Vier bis fünf Jahre muß man auf ein neues Fahrzeug warten. Die Preise: 4500 Rubel für den Kleinwagen Saparoschetz, 5000 für den Moskwitsch 412, 9099 für den Lada und über 10 000 Rubel für den Wolga. Benzin (Super): 18 Kopeken (54 Pfennig).

In 'Kaliningrad' wird relativ gut verdient. Ein Fischer bekommt mehr als das Doppelte vom üblichen Durchschnitt, nämlich 500 Rubel, ein Pilot gar 600. Die Putzfrau muß mit 60 zufrieden sein.

Die Lebenshaltungskosten sind vergleichsweise gering, gemessen aber an den niedrigen Einkommen dennoch nicht zu unterschätzen.

Für Miete müssen etwa 22 Rubel veranschlagt werden. Ein Brot kostet 16 Kopeken (48 Pfennig), Fleisch bis zu 3 Rubel je Kilo. An die 5 Rubel muß der Bürger für einen halben Liter Wodka aufbringen. Bier kostet 22 Kopeken für einen halben Liter.

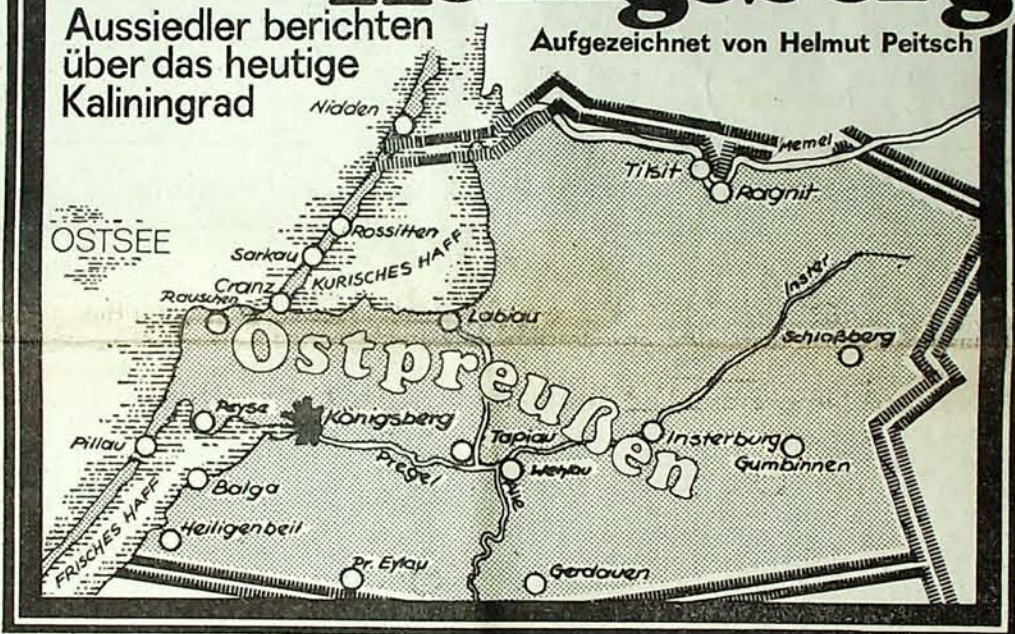
Zu trinken gibt es genug. (In Oberteichnähe steht eine große Schnapsbrennerei, ebenso in Rosenau.) Und auch in 'Kaliningrad' sind die Ausnüchterungszellen stark besetzt. Die Rechnung für die „Unterkunft“ muß gleich bei der Verabschiedung beglichen werden. Alkohol am Steuer ist grundsätzlich verboten.

Die allgemeine Versorgungslage ist indessen nicht gut. Seit vier Jahren gibt es Schwierigkeiten, wenn wohl auch nicht so groß wie in Polen.

Fleisch ist knapp und teuer — auch in 'Kaliningrad' sieht man allenthalben die Schlangen vor den Schlachterläden. Mit der Butter muß man ebenfalls sehr sparsam umgehen. Milch ist im Winter schlecht zu bekommen. Der Bohnenkaffee ist sehr selten geworden. Schokolade und andere Süßigkeiten sind hingegen keine Mangelware. Die Versorgung mit Obst und Gemüse sowie Süßfrüchten ist im allgemeinen ausreichend. Auch Brot gibt es genug.

Fortsetzung folgt

Wir kommen aus Königsberg



Ihnen folgte 1967 Gustavs Schwiegersohn. Gustav selbst besuchte seine Kinder und entschied sich, es ihnen baldmöglichst nachzutun.

Als er 1971 nach Königsberg kam — er sagt jetzt wieder Königsberg und nicht mehr 'Kaliningrad' — hatte der Schwiegersohn schon am Rand der Stadt ein eigenes Haus gebaut.

„Ist das denn möglich dort?“
„Aber natürlich. Das Land bekamen wir vom Staat umsonst. Das Baumaterial kauften wir uns. Man muß nur das Geld dazu haben, fleißig sein und sparen.“

Immer noch der alte Schwabengeist — „Schaffe, schaffe, Häusle baue“, selbst in 'Kaliningrad'?

Die ganze Verwandtschaft und Freunde halfen mit. 13 mal 7 Quadratmeter maß der

3 DM). 2800 müssen angezahlt werden. Knapp sieben Prozent aller neuen Wohnungen werden auf diesem Wege erstellt.

„Da kann man sich gleich ein eigenes Haus bauen“, erzählt der ehemalige Eigenheimbesitzer von 'Kaliningrad'.

Bei etwas mehr als 200 Rubel Monatsverdienst war das nicht einfach. Aber er teilte sich Haus und Kosten mit der Familie seines Bruders. So schafften sie es und waren glücklich.

Es reichte sogar zum Auto. Das war zwar ein Gebrauchtwagen; aber 2000 Rubel muß man auch dafür auf den Tisch legen, mindestens. Diese Autos sind oft Re-Exporte aus Finnland. Eine staatliche Kommission legt grundsätzlich den Preis fest, kassiert dafür eine Provision von zehn Prozent und genehmigt den Kauf. Hat man mit dem Ver-



... die frühere Königin-Luise-Schule ...

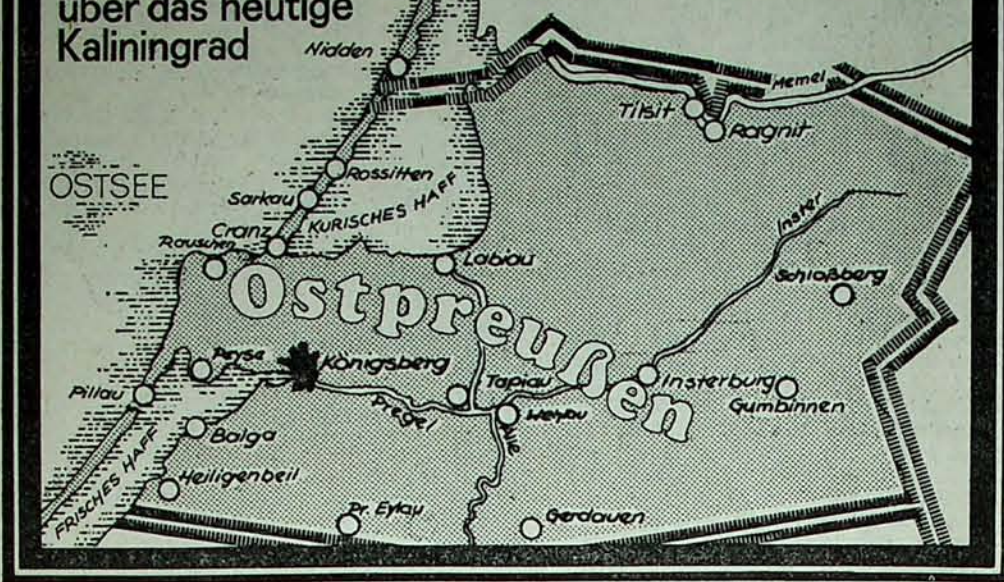


... Busstation in der Nähe des Hauptbahnhofs: Die Stadt ist fremd geworden. Fotos (3) Privat, (1) Archiv

Wir kommen aus Königsberg

Aussiedler berichten über das heutige Kaliningrad

Aufgezeichnet von Helmut Peitsch



5. Fortsetzung

Andrang, oft Schlangen gibt es drüben, wenn begehrte Kleidung eingetroffen ist. Jeans, das Statussymbol aus dem Westen, sind auch im Königsberg von heute sehr gefragt.

„Die besten bekommt man natürlich auf dem Basar.“

So etwas gibt es dort auch?

„Natürlich, dort auf dem großen Platz zwischen den beiden Pregelarmen gegenüber dem Dom, wird tüchtig gehandelt. Jeder verkauft, was er hat, gebrauchte Kleider, auch neue, die besten Jeans eben, Autoersatzteile. Mancher hat seine Waren auf der Zeitung ausgebreitet. Andere bieten vom Auto aus feil.“

Einen zweiten Basar, der schon weitaus komfortabler wirkt, gibt es am neuen Zentrum beim Nordbahnhof. Dort, wo nebenan früher das Haus der Technik war und die Deutsche Ostmesse abgehalten wurde, werden nun an überdachten Ständen Waren aller Art angeboten. Der Andrang ist beachtlich.

Ein Stückchen freier Wirtschaft mitten in ‚Kaliningrad‘. Es ist nicht das einzige (siehe oben: Autokauf, Hausbau). Mit Westgeld, das in anderen Ostländern fast schon so etwas wie die eigentliche Währung geworden ist, kann man im Sowjetreich kaum etwas anfangen, jedenfalls dort nicht, wo keine Touristen hinkommen. Doch vom normalen Arbeitsverdienst allein lebt der Mensch dort auch nicht.

Für den Beschäftigten gilt offiziell die 40-Stunden-Woche. Was macht er in der Freizeit?

Eine Großstadt hat Abwechslung genug. Die vielen Parks, die herrliche Landschaft ringsum, die nahen Ostseebäder bieten vielfältige Erholungsmöglichkeiten.

Weihnachten allerdings wird nicht gefeiert. Nur in den Familien, die noch oder schon wieder daran festhalten. Sie machen das nicht mehr im Geheimen. Ihre Tannenzweige sieht man durch die Fenster, wenn die Lichter abends brennen.

Zu Neujahr wird auf dem Platz des neuen Zentrums am Nordbahnhof, direkt neben dem Lenin-Monument, eine hohe Tanne aufgestellt. Sie ist geschmückt wie bei uns zu Weihnachten. Zwei Wochen etwa bleibt sie stehen, zur Freude der Einwohner. In der Neujahrsnacht tanzen Maskierte um sie

herum, tolen den Steindamm herunter, der nun Prospekt Lenina heißt.

Und sonst? „Ja, dann gehen wir auf den Sportplatz, kegeln, spielen Billard...“

„Wer ist wir — Deutsche, Russen?“

„Da gibt es keinen Unterschied. Kein Mensch fragt mehr danach. Schon gar nicht die Jugend. Ja, die müßten Sie einmal sehen, die jungen Leute in ‚Kaliningrad‘! Sie haben lange Haare, tragen Bärte, haben ihre Beat- und Rocklokale, hören und spielen westliche Musik — genau wie hier. Ich sehe da keinen Unterschied.“

„Und was sagen Schule, Partei, Komsomolzen, Eltern dazu?“

„Na, die schimpfen; aber das hilft nichts. Wir haben das ja selber mitgemacht. Unser Stefan trug die Haare bis auf die Schultern. Wir konnten gar nichts machen!“

„Und seit wann ist das so?“

„Nun, so acht bis zehn Jahre schon. Die sehen heute alle im Fernsehen, was im Westen modern ist. Von dort kommen doch auch Übertragungen. Und dann gibt es kein Halten. Und niemand kann etwas dagegen tun.“

Ja, es hat sich überhaupt viel getan. Es hat sich alles gewaltig gebessert in den letzten Jahren.“

Dieses Urteil eines Menschen, der sein Leben lang in Rußland wohnte und den Sowjetstaat von Anfang an kannte, hat Gewicht, auch oder gerade wenn Beobachter aus dem Westen, die andere Verhältnisse gewohnt sind, die politische Situation dort nicht so positiv einschätzen mögen.

„Seit wann ist die Besserung zu bemerken?“

„Es begann schon mit Adenauers Besuch in Moskau. Und als schließlich Brandt nach Moskau fuhr, wurde es ganz anders. Diese zehn Jahre haben alles geändert.“

Das bedeutet: Königsberg bekam sein neues Gesicht. Das Verhältnis zwischen Deutschen und Russen normalisierte sich. Das bedeutet auch:

„Bis dahin haben wir immer wieder gehört: Warum sollen wir hier etwas tun. Die Deutschen kehren ja doch wieder zurück, und dann haben wir nichts davon. Sie werden es nicht glauben: Wir haben unser Haus gebaut, weil wir dachten, wenn unsere Landsleute wiederkommen, haben wir schon unser Häuschen in Königsberg. Die anderen müssen es sich erst schaffen. Oder denken Sie, wir hätten uns für zehn Jahre diese Last aufgeladen?“

Nein, man kann es nicht glauben!

Und jetzt? Spricht man dort noch vom alten Königsberg? Weiß man überhaupt, daß die Stadt deutsch war, seit ihrer Gründung vor mehr als 700 Jahren?

„Aber ja doch! Dort wird die Vergangenheit nicht gelehnet, wenn sie auch nicht gerade hervorgehoben wird. Es gibt sogar ein Archiv, in dem sämtliche erhalten gebliebenen Unterlagen aus deutscher Zeit fein säuberlich aufbewahrt werden.“ (Sogar Westdeutsche haben bereits um Auskunft gebeten.)

„Und welchen Eindruck macht die Stadt?“

„Bis dahin“ — gemeint ist die Zeit vor zehn Jahren — „wirkte sie noch überwiegend deutsch. Durch die vielen Neubauten und die anderen Straßenführungen wird dieser Eindruck mehr und mehr zurückgedrängt.“

Königsberg schrumpft, ‚Kaliningrad‘ wächst.

Noch leben wohl mehrere hundert Deutsche dort. Allerdings entspricht diese Angabe lediglich privaten Schätzungen. „In meiner Nachbarschaft waren allein fünf deutsche Familien.“

Aber es gibt dort nun keine gebürtigen Königsberger mehr. Sie stammen alle aus den früheren Dörfern und Städten deutscher Siedlungen in Rußland.

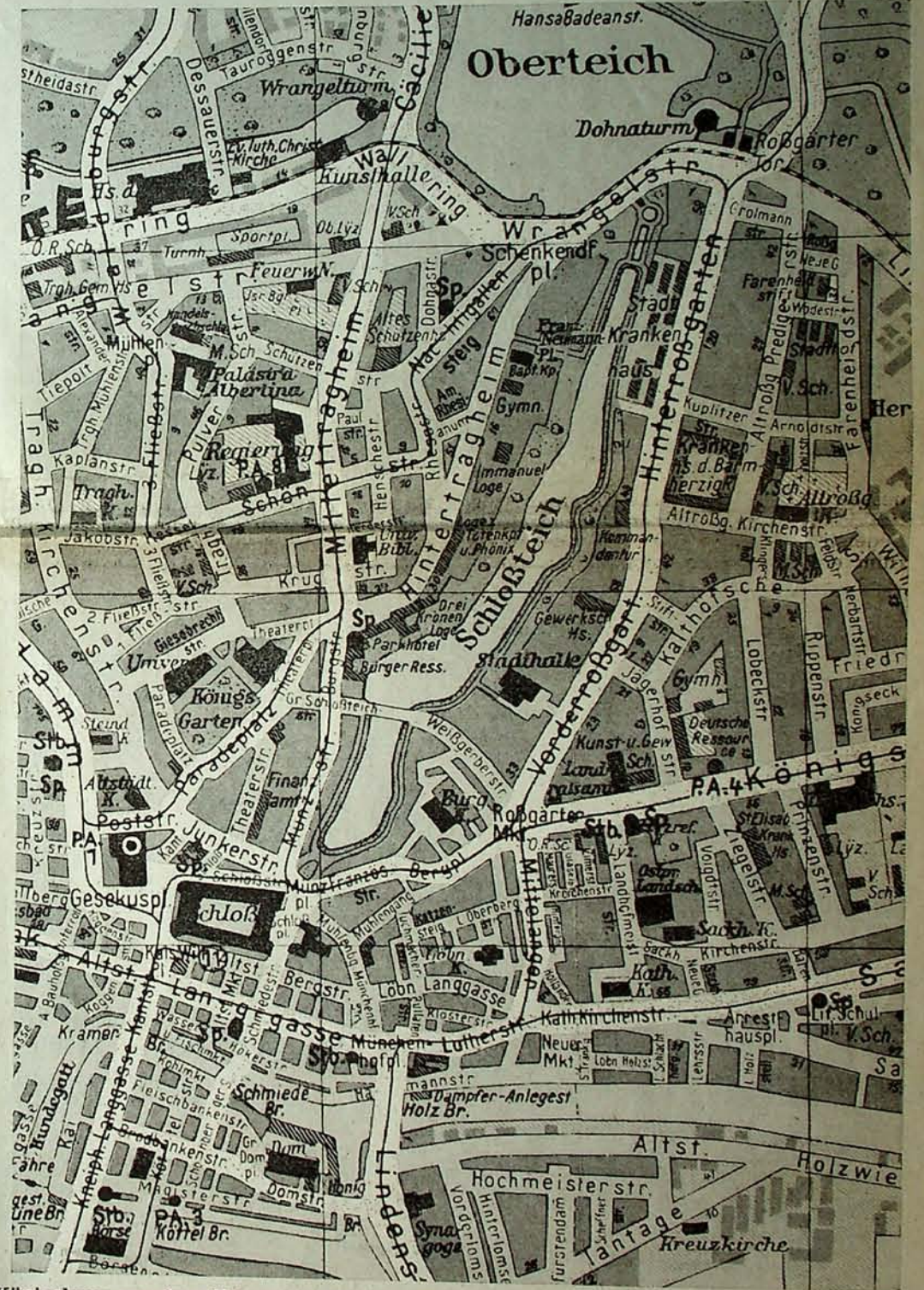
wir auch wieder nach Königsberg zurück, selbst wenn es dann immer noch ‚Kaliningrad‘ heißt. Ich habe es selbst erlebt, daß es jetzt im Guten vorangeht.“

Und zum Schluß sagt der Heimkehrer aus ‚Kaliningrad‘, der aus dem Odessa-Kreis stammt, etwas, worüber nachzudenken sich lohnt: „Der Streit zwischen uns ist etwas Unnatürliches. Das haben wir vorher nicht gehabt, und das muß nun auch ein Ende haben. Deutsche und Russen haben sich immer gut verstanden. Ich weiß das doch; denn ich habe es erlebt.“

Das sind die Worte eines Mannes, der soviel durchgemacht und gelitten hat, der fast sein ganzes Leben Opfer des Konflikts zweier Völker war, dessen ganzer Besitz nun eine klobige Holzkiste ist mit den wenigen Sachen, die er von drüben mitbringen konnte — Bilanz eines 65jährigen arbeitsreichen Lebens!

Vier Jahre hatte er auf die Aussiedlung gewartet, nachdem er 1974 den ersten Antrag gestellt hatte. Als er im September vergangenen Jahres endlich den Paß im Ministerium für innere Angelegenheiten ausgehändigt bekam, sagte der Beamte zum Abschied: „Ich wünsche Ihnen viel Glück. Vergessen Sie das Schlechte und behalten Sie das Gute.“

Die Worte waren wohl auch anders ge-



Königsberg vor dem Krieg: Originalausschnitt aus dem Stadtplan von 1931...

Der Briefkontakt mit den Verwandten und Freunden in der Bundesrepublik klappt. Die Post ist etwa acht Tage unterwegs. Pakete dürfen geschickt werden. Doch das lohnt sich nicht, weil die Zollgebühren zu hoch sind. In Ausnahmefällen hat es in den letzten Jahren sogar Besuch von dort in Westdeutschland und umgekehrt gegeben.

Nein, auch gegen die Bürger der Bundesrepublik Deutschland hat man nichts mehr. Immer noch steht die deutsche Leistung hoch im Kurs. Die deutschen Fabrikate gelten als die besten auf der Welt.

„Freilich, in den Respekt mischt sich manchmal auch ein bißchen Furcht: Wer die besten Autos baut, kann auch die besten Panzer produzieren. Doch ich meine nicht, daß das noch ein ernstes Problem ist.“

„So glauben Sie an eine wirkliche Verständigung?“

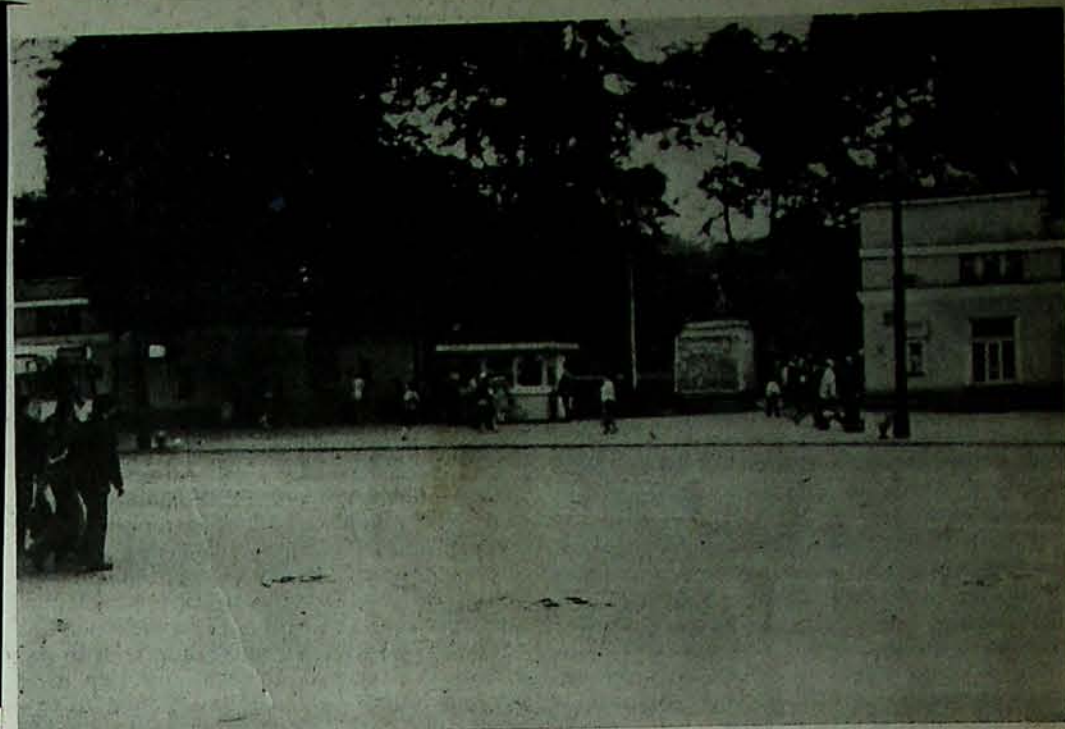
„Ich bin kein Politiker, sondern nur ein einfacher Mensch. Und ich kann auch nur vom einfachen Menschen reden. Der aber will drüben genauso den Frieden wie hier. Wir alle haben doch nur eine Zukunft, wenn

meint; aber er hat sie ernst genommen, der Mann, der nach ‚Kaliningrad‘ gefahren war und Königsberg entdeckt hatte, die Stadt, die doch nur eine weitere, wohl die sechste Zwischenstation auf seiner lebenslangen Reise in die Heimat Deutschland war.“

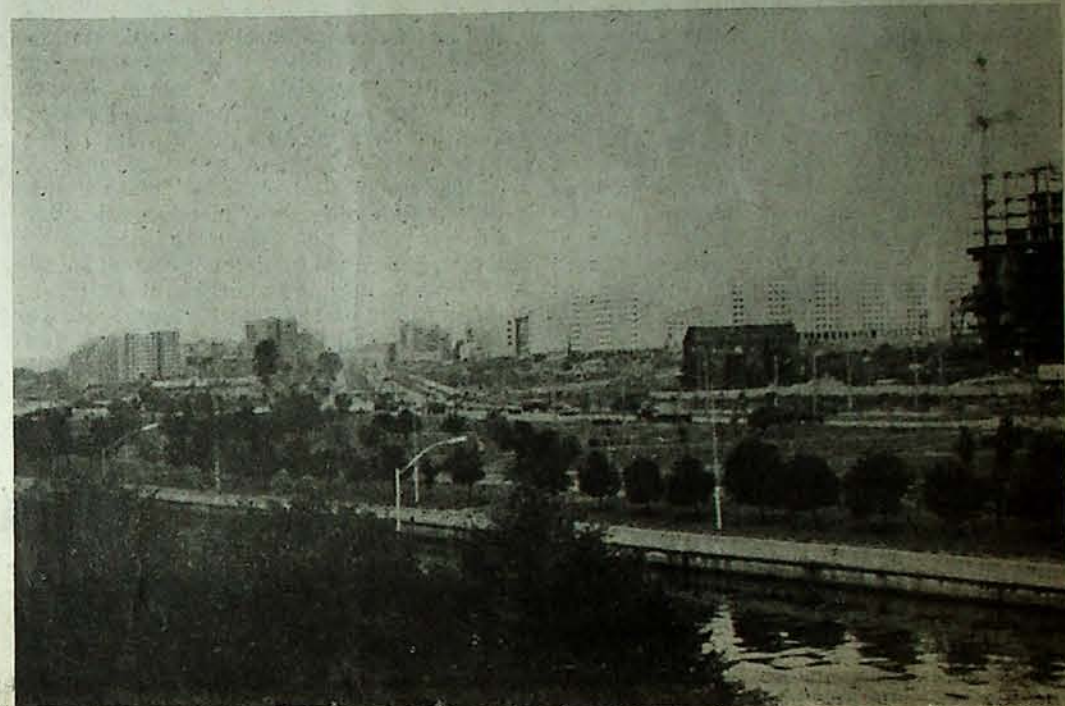
Wo fuhren früher die Königsberger hin, wenn sie ihren Familien einen besonders guten Tag gönnen wollten? An die Ostsee, deren Bäder an der Samlandküste sie jetzt noch für die schönsten in der Welt halten. — Was machen die neuen Einwohner vom heutigen ‚Kaliningrad‘, wenn sie einmal ins Freie wollen? Sie besuchen die gleichen Badeorte, von denen sie sagen, so etwas Herrliches gibt es nicht noch einmal.

Welchen Schmuck rühmten die alten Einwohner? Den Bernstein, das Samland-Gold, das bekannt war in aller Herren Länder. Von welchem Kleinod berichten stolz die Neubürger, wenn es um die Schätze ihres Landes geht? Vom Jantar, der immer noch von den Wellen ans Land gespült, im Tagebau gewonnen und nach nah und fern ver-

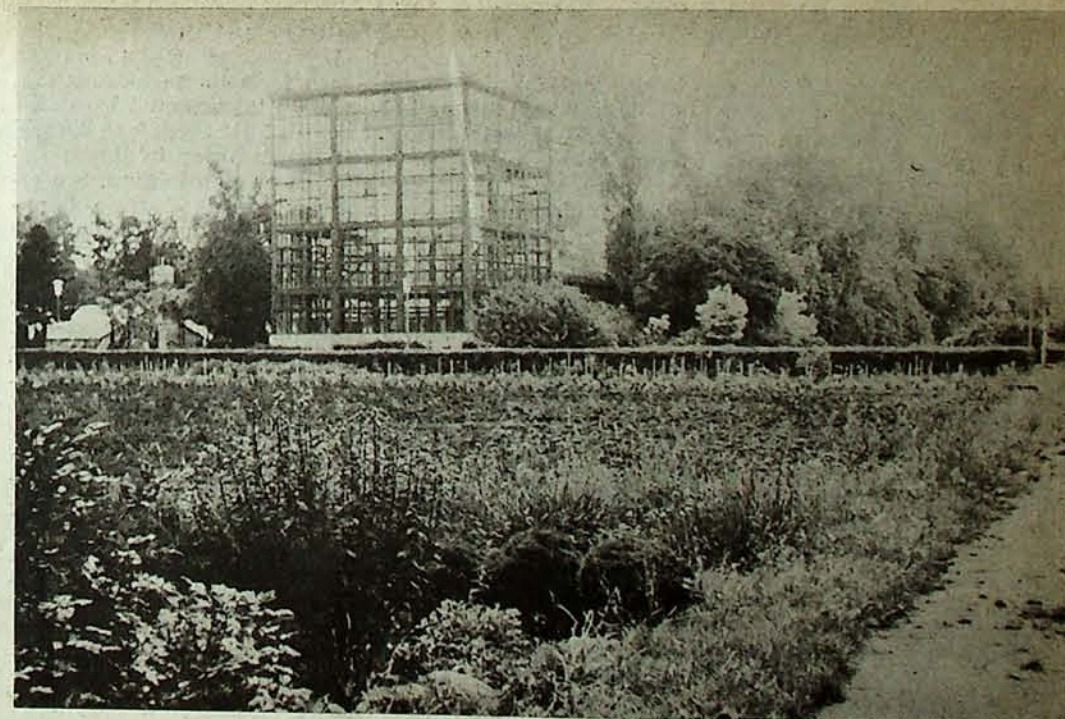




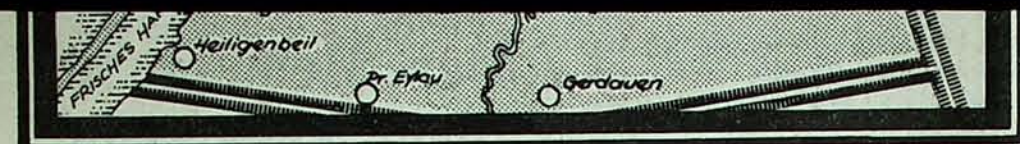
Eingang zum Tiergarten: Lebhafter Besuch wie früher



Neue Silhouette: Die Häuser der Altstadt sind verschwunden



Botanischer Garten: Tropisches Gewächshaus auf dem Gelände der Stadtgärtnerei



6. und letzte Fortsetzung

Welche Tiere nannten die Ostpreußen, wenn sie von dem unvergleichlichen Wildbestand in ihrer Heimat schwärmten? Den mächtigen Elch, dessen Schaufel ihr Abzeichen ziert, das Trakehner Pferd mit der Elchschaufel als Brandzeichen, das ein Begriff auf dem ganzen Erdenrund war und ist, und den Storch, der als Adebar die feuchten Wiesen und die roten, oft strohgedeckten Dächer der Ställe und Scheunen bevölkerte wie ein Haustier. Wen nennen die Russen und die Volksdeutschen aus den Weiten des östlichen Landes, wenn sie von den Lebewesen in ihrer neuen Zuflucht erzählen? Den gewaltigen Schaufler, das edle Pferd und den klappernden Storch, der wie eh und je durch das froshreiche Grün stetzt.

Hier hat sich wenig geändert, obwohl doch alles anders geworden ist. Während Königsberg allmählich ‚Kaliningrader‘ Züge annimmt, blieb die Natur, wie sie war, schmiegten sich die alten Dörfer weithin erhalten in die heimelige Landschaft, tragen die kleineren Städte ihr bekanntes Gesicht, wenn auch hier im letzten Jahr der Wiederaufbau eigene Merkmale geprägt hat.

Schon wenn man ‚Kaliningrad‘ in Richtung Norden verläßt, nimmt einen wie einst der sanfte Zauber des grünen, hügeligen Samlands gefangen. Die Dörfer sehen deutsch aus, so wie sie im Laufe von sieben Jahrhunderten gewachsen sind. Sogar — das ist nach den bisherigen Informationen nicht ohne weiteres zu erwarten — die wichtigen Ordenskirchen stehen noch fast überall. Allerdings ‚arbeitet‘, wie es in dem dortigen Sprachgebrauch heißt, nicht eine einzige mehr. Die neuen Bewohner benutzen sie als Getreidesilos, Ersatzteillager, sonstige Magazine oder lassen sie einfach leer stehen.

Sieht man genauer hin, dann erkennt man, daß die Zeit ihre Spuren hinterlassen hat. 35 Jahre fast ohne Pflege, das ver trägt kein Mauerwerk, selbst wenn es mit derber Hand und klotzigem Gestein für die Ewigkeit gebaut schien.

Das gilt für Kirchen, noch mehr für die alten Herrschaftssitze, die modernen Villen der wohlhabenden Kaufleute aus der Großstadt Königsberg, wie auch für die kleineren, doch so gemütlichen Häuser der Bauern, Handwerker, der Instleute und der Alten teiler.

Keine halbe Stunde ist Cranz, das größte und meistbesuchte Ostseebad Ostpreußens, von Königsberg entfernt. Auch heute ist das nun Zelenogradsk genannte städtische Bad das nächste und am häufigsten angesteuerte Ziel der ‚Kaliningrader‘.

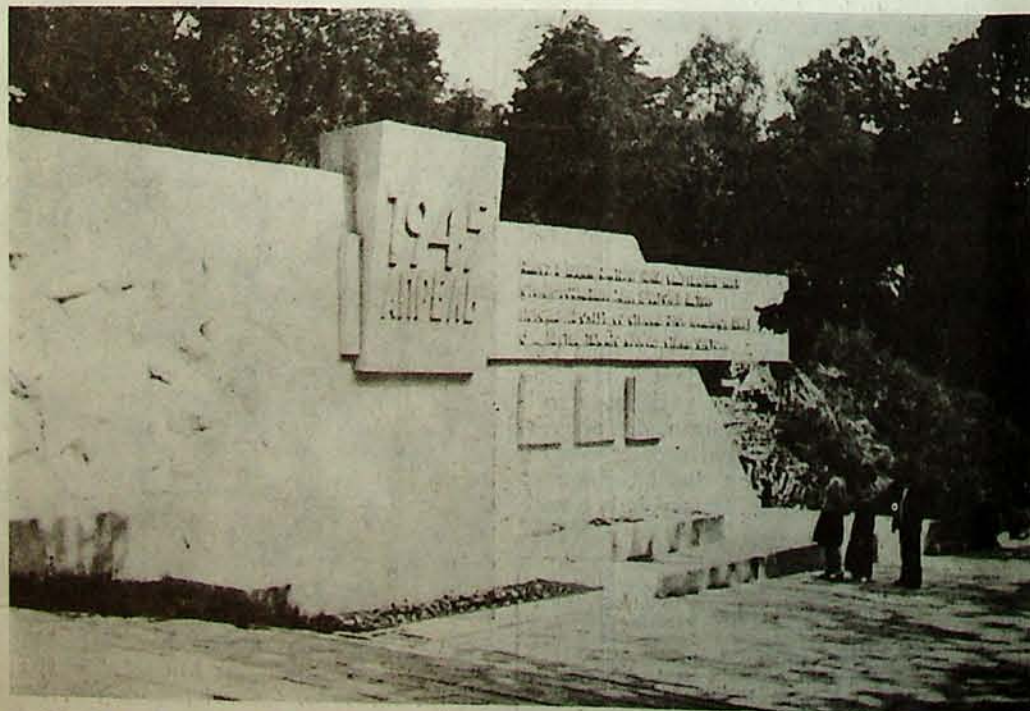
„Ich kenne Cranz nicht von früher; aber ich bin sicher, es ist noch schöner geworden“, meint unser Gesprächspartner. Er war unzählige Male dort. Seine Augen strahlen. „Ich denke, so etwas Wunderbares finde ich hier nicht wieder.“

Die Promenade, der „Corso“, wurde verlängert, eine Begrenzungsmauer an ihrer Seeseite hochgezogen. Blumen- und gärtnerische Anlagen schmücken den kilometerlangen Zierstreifen. Der hölzerne Bootssteig ist verschwunden. Ein Jachthafen hat dort seinen Platz gefunden. Gegenüber wurde ein repräsentativer Neubau errichtet. Auch viele Erholungsheime sind dazugekommen.

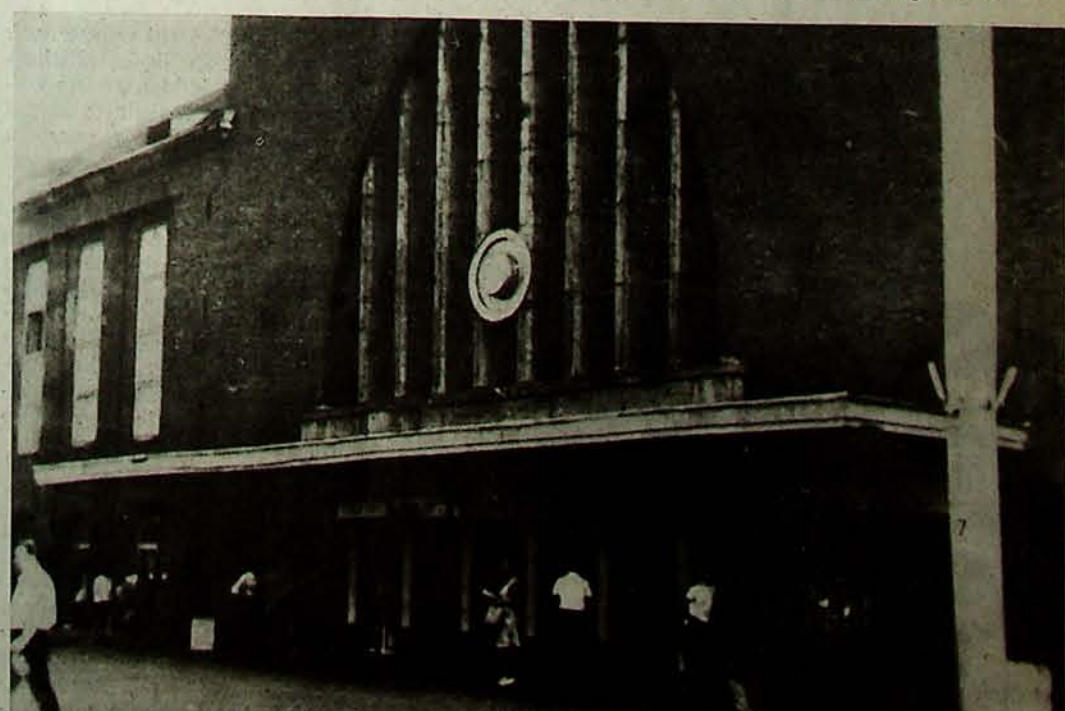
Cranz ist in den Rang einer Rayonstadt (Kreisstadt) erhoben worden. Nach wie vor liegt sie im Scheitelpunkt der Verbindungslinie zwischen den Badeorten der Samlandküste im Westen und der Kurischen Nehrung im Nordosten.

Superlative lagen dem schlichten Gemüt des Ostpreußen nicht; doch in der heutigen Sprache dürfte man diesen einzigartigen Weg wohl eine „Traumstraße der Welt“ nennen. Auf der einen Seite die grüne baumbestandene Steilküste, auf der anderen die weißen hochragenden Dünen der Nehrung und immer vor Augen der feinsandige helle Strand und das mit tänzelnden Schaumkronen besetzte Meer, dessen tiefblaue Färbung nicht nur einen Kenner wie Alexander von Humboldt italienische Ähnlichkeit in einer ostdeutschen Einmaligkeit entdecken ließ.

Soweit die Berichte über Königsberg und sein Vorland an der Ostseeküste. Wie es heute in Rauschen, Palmnicken, auf der Kurischen Nehrung, in Preußisch Eylau, Tapiau, Insterburg und Tilsit, also im übrigen Teil Nordostpreußens aussieht, erfährt der Leser in dem gleichnamigen Buch „Wir kommen aus Königsberg“, das demnächst im Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, erscheinen wird. Es enthält eine überarbeitete und erweiterte Fassung der hier veröffentlichten Serie. ENDE



Sowjetisches Mahnmahl: Das „Fort 5“ im Nordwesten Königsbergs



Hauptbahnhof: Eingangsportal mit kyrillischer Schrift

Memel Wir kommen aus Königsberg

Aussiedler berichten
über das heutige
Kaliningrad

Aufgezeichnet von Helmut Peitsch



Nord-Ostpreußen heute (11)

Für sie alle, die den Weg über die Nehrung nahmen, war der Blick vom Sandkrug auf Memel ein unvergessliches, immer wieder bewegendes Erlebnis. Stand man auf dem Dünenhügel, dann lag die Stadt hinter dem Wasser wie ein Breitwandgemälde vor dem Betrachter. Die spitzen Kirchtürme ragten auffällig aus dem Panorama heraus. Das Bild der mächtigen weißen und braunen Giebel und der Seitenfronten vieler Speicher wurde unentwegt aufgelockert durch die unzähligen feinen Striche des Mastenwaldes der Segler und der Ladebäume der Frachter. Lang und schmal breitete sich die Stadt aus, anheimelnd und einladend, oft willkommene Station auf weiter Reise, besonders damals, als die Poststraße zwischen Königsberg und Petersburg über die Nehrung führte. Auch Königin Luise sah Memel vom Sandkrug aus, als sie im Januar 1807 auf der Flucht war. Und August von Kotzebue, meistgespielter Bühnenautor der Klassikerzeit und eine Art Kulturpapst, schrieb dort das Lied: „Es kann ja nicht immer so bleiben wohl unter dem wechselnden Mond...“

Nein, es blieb nicht so. Ende Januar 1945, als Memel unterging, fiel auch der historische Sandkrug in Trümmer. Eine Flakstellung wurde dort installiert. Ihre Betonreste sieht man heute noch. Dort aber, wo über die Jahrhunderte das bekannte Wirtshaus stand, ist jetzt nichts als eine kleine grüne Erhebung. Das Kurhaus in der Nähe blieb hingegen stehen. Und was sieht man, wenn man nun auf die andere Seite blickt? Diese Frage beantwortet der Mann, der uns über seinen Besuch auf der Nehrung berichtete und der auch auf dem Hügel von Sandkrug stand und auf seine Vaterstadt blickte, so:

„Das erste, was mir auffiel, war, daß die drei Kirchtürme fehlen, die früher das Bild beherrschten. Das Memel von heute ist sozusagen kopflos geworden. Auch der mächtige Lietukis-Speicher, der kurz vor dem Krieg gebaut wurde und den ganzen Hafen beherrschte, ist weg. Der rote Leuchtturm dagegen ist noch vorhanden (er wurde offenbar nach teilweiser Zerstörung wieder hergerichtet), allerdings ist er jetzt unten mit blauen Streifen bemalt.“

Dann sticht natürlich ins Auge, daß der Fischereihafen nach Süden verlegt und erheblich erweitert wurde. Dort machen viel größere Schiffe als früher fest, so daß dieser Teil gar nicht mehr von dem anderen Hafen zu unterscheiden ist. Diese ganze Seite des Tiefs ist jetzt ein einziger riesiger Hafen.

Und schließlich ist nicht zu übersehen, daß auch die zahlreichen Neubauviertel das alte Stadtbild verändert haben. Besonders nach

Süden zu, bis nach Schmelz, ragen viele hohe Häuser über die alten Dächer hinaus. Im Norden ist das neue Krankenhaus als höchstes Bauwerk auszumachen. Der erhaltene oder wiederhergestellte Kern unterscheidet sich auch farblich von den Stadtteilen, die in den letzten Jahrzehnten hinzugekommen sind. Er trägt das herkömmliche Backsteinbraun, während die Neubauten weiß und hellgrau herüberleuchten.“

Schon aus dieser Entfernung merkt man die wichtigsten Veränderungen auf den ersten Blick: Memel ist nicht mehr das alte mittlere Städtchen, sondern es ist zu einer Großstadt im heutigen östlichen Stil geworden. Die Einwohnerzahl hat sich von 41 300 im Jahre 1939 auf jetzt etwa 180 000 erhöht, das ist das Viereinhalbfache. Keine ostpreußische Stadt ist seit 1945 im gleichen Maße gewachsen. Nach Königsberg (370 000) und vor Allenstein (140 000) ist Memel der zweitgrößte Ort im heutigen ostpreußischen Gebiet. Alle drei liegen in einem anders verwalteten Teil.

Am einfachsten bekommt man einen Eindruck von der jetzigen Gestalt, wenn man sich vorstellt, daß die neuen Viertel um die alte Stadt herumgebaut wurden, also einen Ring von Trabanten bilden. So empfanden es auch zwei Besucher, die uns darüber berichteten.

Gehen wir einmal selbst in dieses neue Memel hinein. Eine der Fähren aus der Nach-

kriegszeit mit den litauischen Namen trägt uns hinüber in die Stadt, die nun in dieser Sprache Klaipeda genannt wird. Wir landen am Festungsgraben. Oder wir kommen mit dem Auto, eher noch mit dem Bus über die alte Straße von Heydekrug, die in Stadtnähe gerade ausgebaut und verbreitert wird. Eben noch sahen wir Bauernhöfe aus der alten Zeit mit den breiten, teilweise nur noch lückenhaft gedeckten Dächern, zwischendurch allerdings auch die hellen langgestreckten Hallen der Kolchosen, da tauchen kurz hinter Carlsberg bereits die ersten Hochhäuser am Horizont auf.

Besonders zur Linken, in Richtung Schmelz, beherrschen sie mehr und mehr das Feld. Aus der einst dörflichen Umgebung wurde inzwischen der moderne Teil einer aufstrebenden Großstadt. Grünanlagen mit Skulpturen, die gelegentlich zu monumentaler Größe und Gestalt gediehen sind, sollen der weiteren Auflockerung dienen. Der erste Eindruck aus dieser Perspektive: Alles ist anders geworden. Hier erkennt der Memeler seine alte Stadt nicht wieder.

Fahren oder gehen wir schnell in das nun zur Altstadt gewordene Memel oder das, was davon übriggeblieben ist. „Ach, das ist nicht mehr viel“, berichtet bedauernd ein früherer Bewohner, der in der Mitte der siebziger Jahre seine Heimatstadt wiedersah. „Ich fand einige Straßenzüge wieder, auch noch manches bekannte Haus, so das Rathaus, das tadellos in Schuß ist; doch in den Hauptstraßen nimmt selbst das frühere Memel russische Züge an. Gar nicht zu reden von den gewaltigen Neubauvierteln. Noch begegnet dem Eingeweihten vieles aus der alten Zeit; doch er kann sich fast ausrechnen, wie lange der Vorrat aus der Vergangenheit reichen wird. Schmerzlich vermißt habe ich unsere Kirchen, die aus dem Stadtbild, das wir im Herzen tragen, nicht fortzudenken sind. Ich weiß allerdings, daß die verbliebenen deutschen Protestanten sich dort in einem Versammlungsraum treffen. Das ist noch eine stattliche Zahl.“

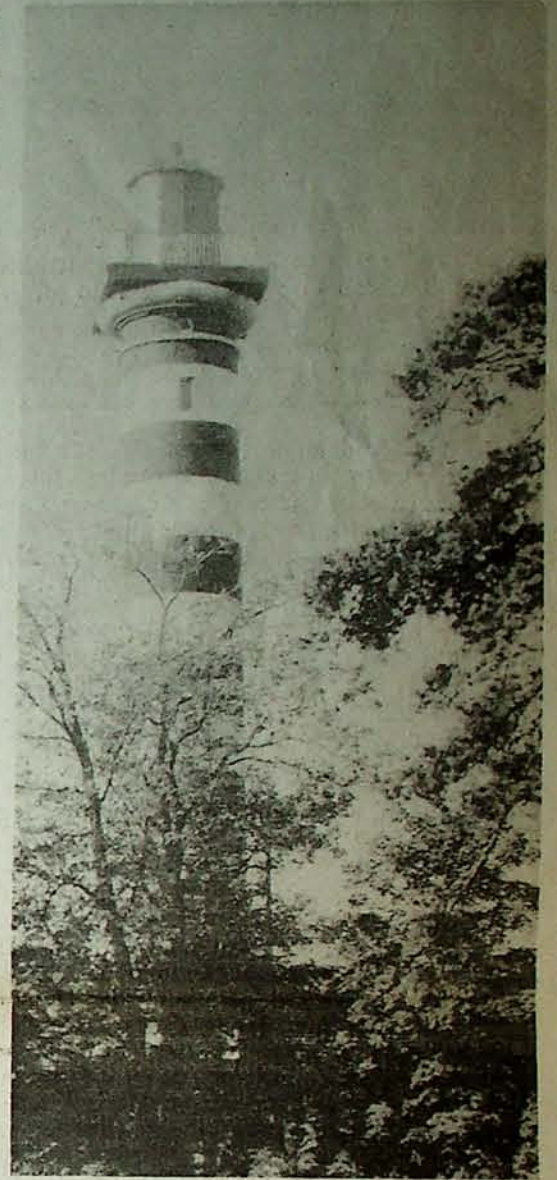
Die Altstadt erhalten

Der Pessimismus scheint sich nicht ganz zu bewahrheiten. Inzwischen weiß man, daß energische Bemühungen eingesetzt haben, die Altstadt zu erhalten. Das ist eine bemerkenswerte Tatsache, wenn man daran denkt, daß so etwas im übrigen Nord-Ostpreußen so gut wie gar nicht vorkommt. Nur im Süden der Provinz, etwa in Allenstein, gar nicht zu reden von der Danziger Altstadt, gibt es hervorragende Beispiele von Restaurierungen deutscher Altstädte durch Polen.

„Sie geben sich große Mühe“, urteilt ein Memeler, der 1978 dort war und als Architekt Fachmann auf diesem Gebiet ist. „Russische Züge“ habe ich eigentlich im Stadtbild nicht gesehen. Die russische Zuckerbauweise, wie etwa in Minsk, aber auch in Ost-Berlins früherer Stalinallee, war vielmehr überhaupt nicht zu bemerken. In Litauen allgemein fällt gerade das Fehlen solcher russischer Elemente auf. In der Stalinzeit wurde das Land wohl nicht besonders gefördert. Die

meisten Bauten stammen aus neuerer Zeit und zeigen den modernen Stil der Zweckmäßigkeit. Trotz anerkannter Bemühungen der litauischen Architekten, etwas Besonderes zu bieten, könnten die meisten Bauten sicher auch in einem anderen Land stehen. Das ist nicht so viel anders als bei uns. Allerdings ist teilweise alles noch unorganisch. Schließlich ist der Wiederaufbau noch im Gange. Natürlich gibt es noch zahlreiche Lücken. Doch das Ganze nimmt wieder Gestalt an, tatsächlich in einigen Bereichen die Gestalt von einst.“

Zu diesem für die alten Bewohner wichtigen Thema schreibt die Memeler Zeitung



Memel: Der Leuchtturm trägt nun blaue Streifen...

„Tarybinė Klaipėda“ (Sowjet-Memel): „Wenn vor zehn Jahren ein Tourist einen Bewohner Memels nach dem Vorhandensein von Bau- und Denkmälern gefragt hätte, so hätte der Memeler nur bedauernd mit den Schultern gezuckt. Von sehenswerten Bauten sei ihm nichts bekannt.“

Das änderte sich erst, so berichtet die Zeitung, am Ende der siebziger Jahre. Damals wurde eine Abteilung für Denkmalschutz gebildet. Sie nahm sich zum Ziel, 60 Bauten in der Altstadt und etwa 30 auf der Nehrung zu erneuern. „Heute kann jedem Tourist schon einiges vorgezeigt werden. Die Hauptaufgabe ist die Erhaltung der Altstadt, wie sie einstmalig gewesen ist, für die kommenden Generationen.“ Der Artikel kommt zu dem Ergebnis: „Die Geschichte verfuhr mit Memel unbarmherzig. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde fast die ganze Altstadt von einer Feuersbrunst vernichtet. Die übriggebliebenen Bauten machte der Zweite Weltkrieg dem Erdboden gleich. Es blieb kein gotischer oder Renaissancebau zurück. Doch einiges wurde erhalten, vor allem der Bezirk zwischen der Fischerstraße und der Marktstraße. Seine Planung ist einmalig in Litauen und, man kann es dreist sagen, selten in ganz Europa.“

ENDE



...und an Stelle der Borussia steht jetzt ein Fischerdenkmal: **Wieder unter litauischer Verwaltung**

Fotos aus „Wir kommen aus Königsberg“, Verlag Rautenberg, Leer

Abdruck auszugsweise aus: Helmut Peitsch, „Wir kommen aus Königsberg — Nord-Ostpreußen heute“, Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, 226 Seiten, 200 Fotos, Leinen, 68,— DM.

Helmut Peitsch
Wir kommen aus Königsberg Nord-Ostpreußen heute
226 Seiten mit über 200 teils farbigen Fotos, Stadtplänen, Straßenverzeichnis u.a.m.
Preis 68,— DM

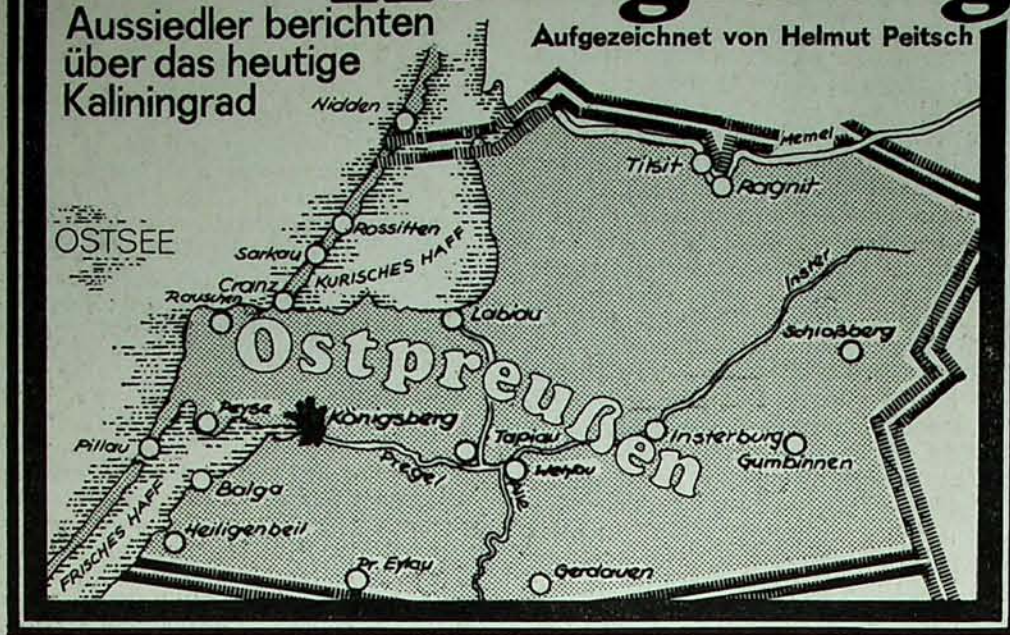
Ein Buch, wie man es noch nie sah, in mühevoller Kleinarbeit zusammengetragene Berichte über alle Städte und Kreise. Nüchterne Informationen wechseln mit lebendigen Schilderungen und packenden, in den Text eingebauten Fotos. Hier wird ein Kapitel bisher ungeschriebener Nachkriegsgeschichte festgehalten.

Bereits in 2. Auflage, sofort lieferbar durch ihre

Rautenbergsche Buchhandlung

2950 Leer, Postfach 1909

Wir kommen aus Königsberg



„Messias“-Oratorium an. Die bekannte, zerstört gebliebene Pfarrkirche ist kein Gotteshaus mehr. Der Staat hat sie übernommen und in einen Konzertsaal umgewandelt. So ist es vielen Kirchen ergangen, die heute zum Kaliningrader Gebiet gehören.

Prawdinsk, wo heute 3550 russische Einwohner leben (1939: 4417 Deutsche) hat viele Neubauten und eine große Arbeitersiedlung erhalten. Die Reste der Stadtbefestigung und alte deutsche Fachwerkbauten am Markt fielen dem Krieg zum Opfer.“

So hat der „Messias“, so hat der Deutsche Georg Friedrich Händel immer noch einen Platz in der Kirche der alten deutschen Stadt Friedland, obgleich sie nun Prawdinsk genannt und als sowjetische Pfarrkirche kein Gotteshaus mehr ist — eine seltsame Vorstellung. Bedrückend, tröstlich...?

Gewiß nicht uninteressant wäre es auch zu wissen, ob das Oratorium in englischer Sprache gesungen wurde, also der Originalfassung (denn das Werk entstand während

tige Gewerbebetriebe nennt die sowjetische Statistik ein Asphalt-Beton-Werk, eine Schuhfabrik und eine Käseerei. Eines der vier Wasserkraftwerke im Gebiet ist danach ebenfalls angesiedelt. Dabei handelt es sich zweifellos um das Werk, das bis 1945 das ganze nördliche Ostpreußen mit Strom versorgte. Es hatte seine Wasserreserve im künstlich angelegten Reihersee, der 30 Kilometer lang war und durch den Stau der Alle entstand.

In der einzigen stadtähnlichen Siedlung des Kreises, Gerdauen, gibt es als erwähnenswerte Betriebe nach sowjetischen Angaben eine Brauerei, eine Ziegelei und eine „industrielle Forstwirtschaft“. Auch dieser Ort liegt in dem schwer zugänglichen Grenzgebiet, keine fünf Kilometer von der Demarkationslinie entfernt, dort, wo einmal Ostpreußens Mitte war. Soll das auch das Ende dieser ehemaligen Kreisstadt sein, die zu den ältesten Gründungen der Ostprovinz gehörte und schon im 9. und 12. Jahrhundert entstand? Sie wurde nach dem preußischen



Kolkosowohnungen in Wohnsdorf an der Straße zwischen Friedland und Allenburg 1978: Gegenüber verfällt das einst weitbekannte Gutshaus des Freinerra v. Schrötter

Nordostpreußen heute

Durch den Ringverkehr hat Domnau (Domnowo) wenigstens nicht ganz den Anschluß verloren. Schon immer ein wenig abseits, liegt es nun im verlassenen Westwinkel des neuen Kreises Friedland. Für die Ostpreußen war Domnau eine Art Schilda. Der Spruch „Quer wie die Domnauer“ war ein geflügeltes Wort für Unbeholfenheit. Und man lachte darüber, daß dort der Bürgermeister nach der Zahl der Splitter im Allerwertesten ausgewählt wurde, die er sich beim Herrunterrutschen auf einer Holzbohle holte, oder daß die Bewohner das Licht in Scheffeln ins neue Rathaus tragen mußten, weil man die Fenster vergessen hatte.

imposanten viereckigen Turm. Für die Schönbrucher war sie der nicht wegzudenkende Mittelpunkt des Ortes. Nachdem der Bau lange leergestanden hatte und, wie üblich, zweckentfremdet worden war, wollten die gläubigen Polen ihn wieder zum Gotteshaus machen. Sie stellten ein entsprechendes Ansinnen an die Sowjets. Die Antwort: Die Kirche wurde zerstört.

Das geschah noch im Jahre 1974, als die Welt nach den Ostverträgen und Helsinki auf ein besseres Zusammenleben hoffte! Die Polen bauten sich eine neue Kirche im nahen Siddau. Schönbruch aber wurde ein noch deprimierenderes Mahnmal für die zerstörerische Kraft der widernatürlichen Teilung unserer Welt.

Die Menschen, die von Schönbruch in ihre Kreisstadt wollen, fahren 15 Kilometer auf der gut erhaltenen Reichsstraße 142 — allerdings nur die, die in Szczurkowo wohnen — in südwestlicher Richtung nach Bartenstein, so wie es immer war (neuerdings gibt es keine Kreisstädte mehr im polnischen Teil, und dieses Gebiet gehört direkt zur Wojewodschaft Allenstein, Olsztyn). Wer nun ein paar Schritte weiter auf der anderen Seite lebt, der muß die gleiche Straße in nordöstlicher Richtung nehmen, um in 15 Minuten in der Kreisstadt Friedland zu sein.

„Prawdinsk“, wie die Stadt an der Alle nun genannt wird, hat sich erheblich verändert. Als Rayon-Zentrum wird es in beachtlicher Weise gefördert. Der Name des Parteisekretärs lautet: Jurij Machabajskij. Ein Reisebericht aus dem Jahr 1978 schildert die Stadt so: „Die Glocke der spätgotischen St.-Georg-Kirche in Prawdinsk (früher Friedland) läutet nicht mehr zum Gottesdienst. Die 200 Menschen, die sich in der Abendstunde in Sonntagskleidern hier eingefunden haben, sind zu einem Konzert gekommen. Das Programmheft kündigt Händels

der Londoner Zeit Handels), in deutsch, der Heimatsprache des Komponisten und auch der Menschen, die zu seiner Zeit in Friedland lebten, oder in russisch, das die jetzt dort Wohnenden sprechen — jede Sprache hätte dort ihre besondere Bedeutung.

Übrigens, „Prawdinsk“ heißt Stadt der Wahrheit, ein ebenso beziehungsreicher Name wie früher Friedland. Welche Wahrheit, welcher Friede wird dort verkündet?

Friedland war am 28. Januar gefallen, als die sowjetischen Truppen mit Macht in Richtung Haff vorstießen, alles überrollten und erst am Heiligenbeiler Kessel zum Stoppen gebracht werden konnten. Viele Zerstörungen in den eroberten Städten kamen bei diesem stürmischen Vormarsch nicht durch Kampfhandlungen zustande, sondern durch Siegesfeier nach dem Einzug. Auch die Laubenhäuser gibt es nicht mehr am Markt. Dort steht jetzt ein Lenindenkmal. Der Platz trägt seinen Namen.

Das Stadtgebiet von Friedland hat eine Größe von 8,3 Quadratkilometern. Als wich-

Edlen Girdaw benannt und 1398 zur Stadt erhoben. 1939 hatte sie 5100 Einwohner.

Noch dichter liegt Nordenburg an der neuen Grenze, so unmittelbar etwa wie Pr. Eylau. Allenburg dagegen hat seinen Platz im Norden, ungefähr in der Mitte des neuen Kreises. Es wurde vom angestammten Kreis Wehlau abgetrennt und Friedland hinzugeschlagen. Von dort — ebenso auch wie von Friedland — gibt es ein bemerkenswertes Stichwort: Öl. Davon wird noch zu reden sein.

In einem Punkt kommt Gerdauen heute eine erhebliche, in gewissem Sinne größere Bedeutung zu: als Endstation der Bahnlinie von Tilsit über Insterburg. Früher ging sie bis zu dem bekannten Knotenpunkt Korschen.

Er liegt bereits im heutigen polnisch verwalteten Teil und hat seine einstige Bedeutung verloren. Denn aus dem Norden kommen keine Züge mehr. Allerdings wird in sowjetischen Veröffentlichungen gelegentlich noch Korschen als erster Bahnhof einer grenzüberschreitenden Linie notiert. Jedoch kann es sich dabei nur um Sonderfahrten, etwa von offiziellen Delegationen, wie auch um den Gütertransport handeln; denn planmäßige Fahrten gibt es seit Jahrzehnten nicht mehr. Weder in Königsberg noch in Tilsit existiert auf den Bahnhöfen eine Anzeigetafel, auf der „Korschen“ oder auch Korsze, wie es jetzt genannt wird, steht.

Die mit 99 Kilometern bemessene Strecke von Tilsit nach Gerdauen führt über die Orte Pamletten (Barsunowka), Argenhof (Artemowka), Schillen (Zilino-Novoe), Honigberg (Wisnewoje), Grünheide (Kaluzskoe), Blumenbach (Ovraznaja-Novaja), Insterburg (Tschernjachowsk), Rehfeld (Krasnowka), Mattenau (Ugrjumowo-Novoe), Bokellen (Frunzenskoe), Klein Gnie (Mozyr-Novyi), Gerdauen.

Die früheren Nebenstrecken Gerdauen, Friedland, Tapiau sowie Wehlau, Allenburg, Friedland, Domnau, Almenhausen, Uderwangen, Löwenhagen, Königsberg werden in den sowjetischen Publikationen nicht mehr aufgeführt. Vermutlich haben dort Busse den Dienst übernommen.

Wird fortgesetzt

Ein gescheiter Sohn der Stadt

Mit dieser Einschätzung tat man den Domnauern bitter Unrecht; denn sie nannten nicht nur ein idyllisches Städtchen ihr eigen, sondern auch besonders gescheite Söhne (und gewiß auch Töchter). Einer davon war Georg Weißel (1590—1635). Er schenkte der Welt das Lied „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit!“ und korrigierte lange vor der Zeit die Mär von den Domnauern, die nicht den rechten Weg durch das Stadttor wußten. In seinem — dem wohl bekanntesten Adventslied überhaupt — heißt es auch „O wohl dem Land, o wohl der Stadt, so diesen König bei sich hat!... Er ist gerecht, ein Helfer wert... All unsre Not zum End' er bringt“. Ein Trostwort auch für seine Domnauer, die fast 400 Jahre später ihre Stadt verlassen mußten? Auch seine anderen bekannten Lieder wie „O Tod, wo ist dein Stachel nun?“ und „Such, wer da will, ein ander Ziel...“ könnte man so verstehen. Übrigens wirkte Georg Weißel später in Friedland als Rektor und in Königsberg als Pfarrer, den beiden Städten, die auch heute für seinen Heimatort die wichtigsten sind.

Der Kreis Friedland (Prawdinsk) ist mit 1283 Quadratkilometern der viertgrößte im Gebiet, und mit 69 100 Hektar Nutzfläche steht er an zweiter Stelle in der Landwirtschaft. Zu ihm gehören neun Dorfsowjets, also Großgemeinden.

Eine weitere Stadt nach der jetzt dort üblichen Ordnung gibt es nicht mehr. Allerdings wird Gerdauen (Shelesnodorshnyi, Eisenbahnhort) noch als „Siedlung städtischen Typs“ oder „Arbeitersiedlung“ geführt. Den Stadt-Status haben außer Domnau auch Allenburg (Drushba) und Nordenburg (Krylowo) verloren. Hier im Bereich der Alle (Lawa — polnisch: Lyna) ist ein Siedlungsgebiet der Ukrainer, das sich bis zur Angerapp (Angrapa) hinzieht.

Auch dort ist überall die Grenznähe zu spüren. Ein trauriges Beispiel dafür ist Schönbruch, etwa zur Hälfte zwischen der jetzigen Kreisstadt, Friedland, und der früheren, Bartenstein, gelegen. Durch das einst schöne, große Dorf geht nun die Trennungslinie zwischen den beiden sozialistischen Staaten. Sie zerreißt den Ort in zwei ungleiche Teile, die Shirokoje (sowjetisch) und Szczurkowo (polnisch) genannt werden. Nur eines haben sie gemeinsam: Sie sind zum Sterben verurteilt.

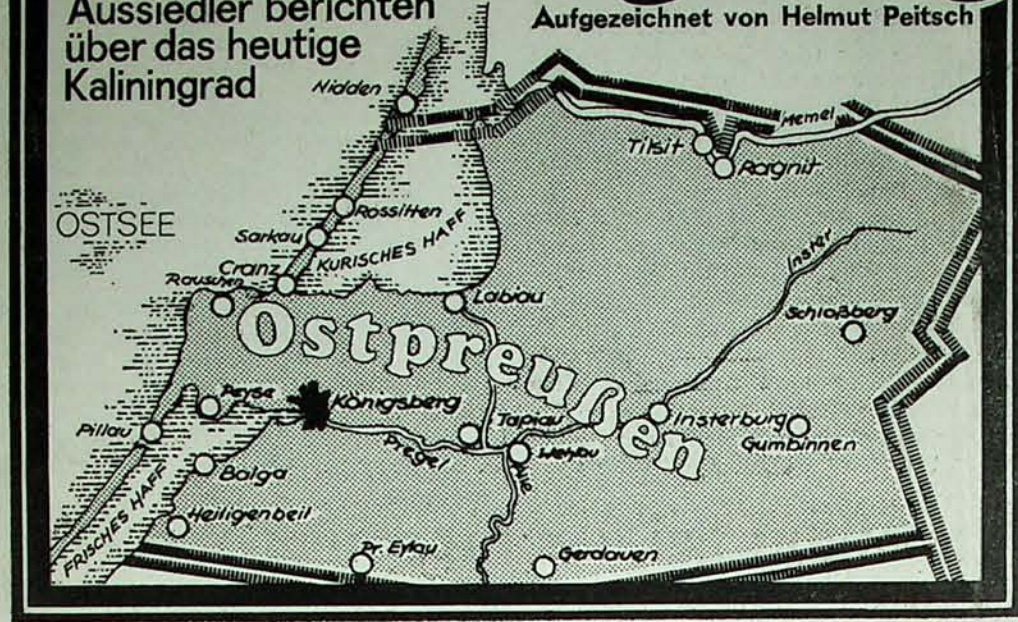
Fast genau auf der Demarkationslinie, jedoch noch auf sowjetischem Gebiet, lag die alte, wichtige Ordenskirche mit dem



Friedland: Ein Denkmal der Sieger steht jetzt vor der St.-Georg-Kirche. Fotos aus „Wir kommen aus Königsberg“, Verlag Rautenberg, Leer

Vorabdruck auszugsweise aus Helmut Peitsch, Wir kommen aus Königsberg — Nordostpreußen heute, Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, 240 Seiten, 200 Fotos, Leinen, 68 DM.

Wir kommen aus Königsberg



Nordostpreußen heute (6)

Weiter nach Osten schließt sich der Kreis Angerapp an. Mit 881,4 Quadratkilometern gehört er zu den kleineren Rayons. Auch er ist ein geteilter Kreis; denn nur etwa vier Fünftel blieben noch in der überkommenen Ordnung, ein Fünftel wurde abgetrennt und gehört jetzt zum polnischen Bereich. Der Restkreis wurde im wesentlichen beisammen gelassen. Allerdings wurden seine Grenzen rundherum etwas hinausgeschoben, am weitesten im Westen — bis in die Nähe von Nordenburg im Kreis Friedland — und im Osten, dort bis nahe an die Rominter Heide heran.

Die alte Kreisstadt an der Angerapp (Angrapa) hat damit zum dritten Mal einen anderen Namen erhalten. 1539 wurde sie erstmals als Darkeym erwähnt. Bis 1938 hieß sie Darkehmen. Dann wurde sie in Angerapp umbenannt. Die neuen Herren gaben ihr die Bezeichnung Osersk. Die etwas mehr als 250jährige Stadt — 1725 waren ihr diese Rechte verliehen worden — zählte bei Kriegsbeginn 4200 Einwohner. Heute kennt man nur ihre Größe, 8,7 Quadratkilometer.

In Angerapp steht ein weiteres Wasserkraftwerk. Es handelt sich dabei ebenso wie in Friedland um die aus deutscher Zeit stammende Anlage. Sie wurde im Krieg nicht beschädigt und von den neuen Behörden sofort in Betrieb genommen. Der Kreis war folglich einer der ersten, die gut mit Strom versorgt wurden.

Technikum in Angerapp

Angerapp gehört landwirtschaftlich zu den bedeutendsten Kreisen. Obwohl er zu den kleinsten Rayons gerechnet wird, steht er in der Tabelle der landwirtschaftlichen Nutzflächen mit 67 300 Hektar an vierter Stelle. Seine 16 000 Einwohner sind fast ausschließlich in der Landwirtschaft beschäftigt. Der wichtigste Betrieb in der Kreisstadt zählt ebenfalls zu diesem Bereich. Es ist eine Käserei, die in der sowjetischen Bewertung eine der vier größten Butterfabriken der Oblast ist und offenbar nur noch von dem „Kaliningradskij molocnyj kombinat“, der neuen Königsberger Großmolkerei, übertroffen wird.

Auch die Schweinezucht ist mit dem Namen dieses Rayons verbunden. Dort — der genaue Ort ist nicht bekannt — gibt es die Mustersowchose „Trudowik“, die sich darauf spezialisiert hat und in mehreren Schriften gerühmt wird. Insgesamt erhöhte sich nach den vorliegenden Zahlen der Schweinebestand im Gebiet von knapp 200 000 im Jahr 1961 auf 247 000 im Jahr 1973.

Weitere zwei Einrichtungen sprechen dafür, daß die Landwirtschaft in der Gegend eine besondere Rolle spielt. So gibt es in Angerapp ein landwirtschaftliches Technikum und auf der Kolchose „Dscherschinskij“ im Rayon ein Jugendlager des Königsberger Zellstoffwerks Nr. 2, das als vorbildlich herausgestellt wird. Denn dort sei es optimal möglich, die Arbeit auf dem Felde zu verbinden mit Sport, Baden, Kulturpflege, Ausflügen und so weiter. Insgesamt wurden nach sowjetischen Angaben 29 Lager auf dem Land eingerichtet. 36 existieren in städtischen Bereichen. 10 000 Jugendliche arbeiten danach in Industrie und Landwirtschaft.

Gehen wir noch weiter nach Osten, dann kommen wir anschließend in den einstigen Grenzkreis Ebenrode. Der jetzige Rayon Nesterow ist ein Inlandskreis geworden und mit 1062,1 Quadratkilometern erheblich größer als sein traditioneller Vorgänger. Im Süden wurde er um rund ein Viertel des alten Kreises Goldap erweitert, im Westen um ein erkleckliches Stückchen aus dem Kreis Gumbinnen. Im Norden gab es gegenüber dem Kreis Schloßberg — jetzt Haselberg — einige Grenzbegradigungen. Dabei schnitt allerdings der Nachbar besser ab. Auch hier haben Stadt und zugehöriger Kreis mehrfach den Namen wechseln müssen; denn bis 1938 hießen sie Stallupönen. Die Stadt hatte etwa 6600 Einwohner.

Der Kreis umfaßt sieben Dorfsowjets, also „Großgemeinden“. Darunter ist die Grenzstadt Eydtkau, bekannt auch als Endstation für die Bahn. Heute halten die Züge von Königsberg nach Kaunas, Wilna und Moskau nicht einmal in dem Tschernyschewskoje genannten Dorf. Mit dieser Na-

mensgebung wurde ein weiterer Feldherr aus den napoleonischen Kriegen geehrt.

Einzigste Stadt ist nun Ebenrode. Ihre Einwohnerzahl ist nicht bekannt. Nur die Größe, 7,3 Quadratkilometer, wurde bisher veröffentlicht. Der Kreis (ohne Ebenrode) hat laut Statistik von 1968 15 400 Bewohner. In Ebenrode arbeitet ein Butter- und Käsebetrieb, den die sowjetischen Stellen — ebenso wie in Angerapp — zu den vier größten Butterfabriken des Gebiets rechnen.

Soweit die nüchternen amtlichen Angaben. Lassen wir nun einen Augenzeugen sprechen, der den Kreis Ebenrode im Jahre 1964 bereiste. Es handelt sich dabei um den litauischen Altkommunisten Pranas Stiklius, der längere Zeit in den USA lebte und jetzt seinen Lebensabend in Sowjet-Litauen verbringt. In seiner Schrift „Die Ernte meines Lebens“ (1971) schildert er die Eindrücke einer Reise, deren Ziel zuerst Tollmingen (Tollmingkehmen) war, etwa auf der Hälfte zwischen Ebenrode und Goldap gelegen. Dort hatte der Dichter Kristijonas Donelaitis gelebt, der unter diesem Namen von den Litauern sehr verehrt wird.

Auch den Deutschen war und ist er ein Begriff. Für sie heißt er Christian Donaliti. Er lebte von 1714 bis 1780, lange Zeit in Tollmingkehmen, und stammte aus Lasdinehlen bei Gumbinnen, wo er als Sohn eines Kölmischen Bauern geboren wurde. Er studierte in Königsberg und wurde Pfarrer und Schriftsteller. Der vielseitige Mann stellte auch optische Gläser, Thermometer und sogar Klaviere her. Noch vor Klopstock dichtete er in Hexametern. Er übersetzte unter anderem Asops Fabeln ins Litauische. Die Sprache hatte er erst während des Studiums gelernt. Er war ein Brückenbauer zum litauischen Nachbarvolk, vor allem zu dessen Sprache. Da er außerdem aus dem damals als Preußisch-Litauen bezeichneten Regierungsbezirk Gumbinnen kam, beanspruchten die Litauer ihn als einen Landsmann und nannten ihn Donelaitis.

„Das Preußenland gab uns den großen Sänger, den Begründer der litauischen schönen Literatur Kristijonas Donelaitis. Das Preußenland kann man mit Recht als die Wiege unserer Schriftsprache bezeichnen“, hieß es darum in dem Reisebericht von Pranas Stiklius. Und weiter:

„Dieses Jahr (1964) wird Donelaitis-Jahr genannt; es sind 250 Jahre seit der Geburt des Dichters vergangen... Es fanden sich Leute, die den Wunsch hatten, nach Tollmingkehmen (Tolminkiemis — russisch: listye prudy; es fällt auf, daß die Litauer meist die traditionellen Ortsnamen in ihrer Sprache benutzten, also nicht die neuen

offiziellen sowjetischen Namen), wo der berühmte Dichter lebte und schuf, zu fahren.

Weiter jenseits des Baches liegt die ehemalige Grenzstation Deutschlands — Eydtkehnen (Eitkunai), jetzt Tschernyschewskoje. Die Stadt, während des Kriegs fast völlig zerstört, zeigt auch jetzt wenig Leben. An der Stelle der früheren Häuser — Hügel von Schutt, auf denen schon junge Bäumchen sich erheben. Sträucher, Unkraut und Brennesseln, aus denen manchmal die Ziegelstückchen hervorstehen. Das sind die Reste der ehemaligen Behausungen...

Der Autobus rollt auf der glatten Fernstraße durch das Preußenland. Ringsherum grüne Ebenen, die von blühenden Fliederbüschen und erhaltenen Obstbäumen — es sind Überreste der früher bestehenden Gehöfte — belebt werden. Andere Zeichen, die bezeugen würden, daß hier Menschen lebten, sind nicht zu sehen, nur noch die aus roten Ziegeln gemauerten, jetzt verfallenden Pfeiler der Hofstore ragen hie und da heraus.

Ein Augenzeuge berichtet

Wir stiegen aus dem Autobus in Stallupönen (Stalupėnai — Ebenrode, russisch heute: Nesterow), wo Donelaitis drei Jahre lang gelebt haben soll (1740 bis 1743). In der Stadt haben sich unbeschädigte Häuser erhalten, die bewohnt sind; hier befinden sich Behörden und Geschäfte. Die Straßen sind nicht schlecht gepflegt und sauber. Die Häuserruinen sind hinter den gemauerten Zäunen versteckt.

Unser Ausflugsleiter wollte uns die Kirche zeigen, in der Donelaitis als Kantor die Kinder singen lehrte und den Chor leitete und wo er auch Organist war. Aber da gab es nichts, was man zeigen konnte, da an der Stelle der Kirche bloß ein leerer Platz auf der Anhöhe geblieben war, die wir, eine Treppe aus Zementstufen aufsteigend, erreichten...

Weiter hinter Stallupönen haben sich die Ansichten der Landschaft etwas verändert: Wir beobachteten mehr bebauete Äcker, weidendes Vieh, heil gebliebene Gehöfte und auch sich bewegende Menschen...

Verfolgt von neugierigen Blicken der heutigen Einwohner von Tollmingkehmen, fuhrten wir durch das Dorf, über die Brücke und hielten zwischen blühendem Flieder und grünen Ulmen unter einer Anhöhe an. Als wir den ziemlich steilen Abhang aufgestiegen waren, fanden wir einen kleinen, ebenen Platz an der Stelle, wo, wie man annimmt, zur Zeit von Donelaitis das Pfarrhaus gestanden hat; jetzt ist hier nichts.

Noch etwas höher auf der Anhöhe stehen verfallene Mauerwände, wachsen weißstämmige Birkchen... Das sind die Überreste der ehemaligen Kirchen von Tollmingkehmen. Also, hier zwischen diesen Wänden hat Donelaitis seinen Gemeindemitgliedern gepredigt. Betrachtet man diese Wände, die aus runden Feldsteinen in Verbindung mit Kalkmörtel gemauert sind, glaubt man, daß dies eine sehr alte, in die Kreuzritterzeit (Deutschordenszeit) reichende Bauweise ist, wie die von der Burg in Kaunas...

Seit 1950 leben Litauer hier

Indem wir uns so umgesehen und unsere Gedanken ausgetauscht haben, kamen zwei Männer in Eisenbahnermützen zu uns und sprachen uns litauisch an. Sie erzählten, daß sie hieselbst an der Bahn arbeiten. Wir stürzten alle zusammen, um sie auszufragen, was sie über diesen Ort wissen, über Donelaitis, der hier lebte und begraben wurde.

Die beiden erzählten, daß sie hier seit 1950 lebten. Von Donelaitis hätten sie gehört und wüßten zwar, daß er hier lebte, aber wo er begraben ist, sei ihnen nicht bekannt — ob unter der Kirche oder unter dem unweit von hier gelegenen Keller.

Die an der Kirchentüröffnung befestigte Tafel besagt, daß der Begründer der litauischen Literatur Kristijonas Donelaitis hier gelebt hatte. Und ein paar Schritte abseits, zwischen vier Ulmen auf bloßer Erde, liegt eine aus Holz gefertigte Buchatrappe mit dem Gänsekiel — ein Geschenk der Schüler aus Kaisiadorys an Donelaitis.

Angenehm ist zu vermerken, daß ein Teilnehmer unserer Exkursion auch ein wertvolles Geschenk mitgebracht hat, nämlich eine von ihm selbst geschlagene Relieffmedaille von Donelaitis, die er selbst unter Zustimmung aller an der Wand oberhalb der Türöffnung der Kirche befestigte.

Wird fortgesetzt

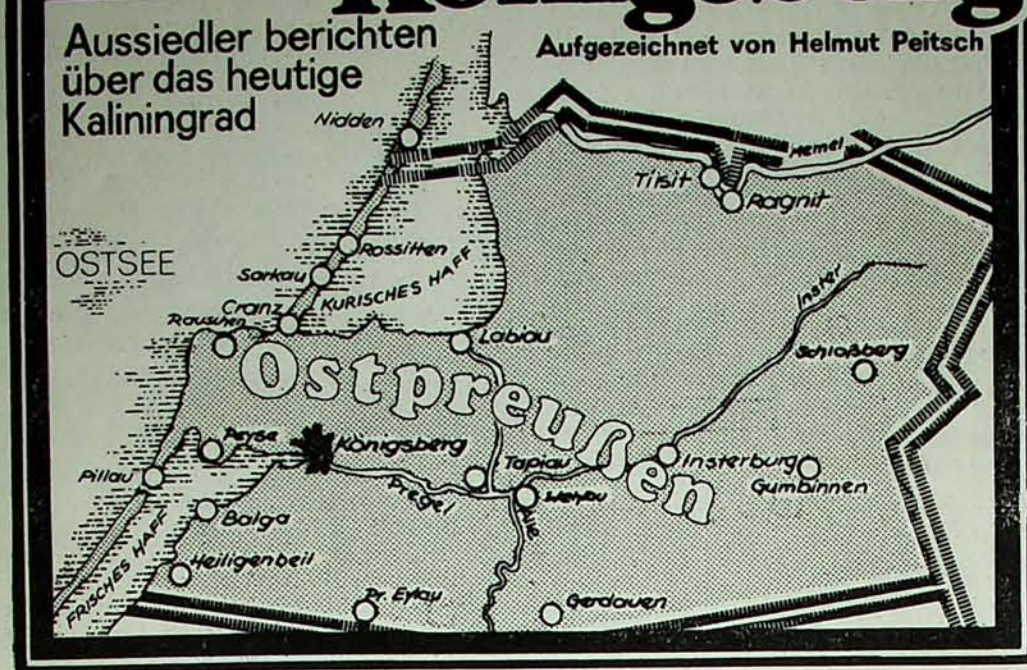


Ebenrode: Die Pfarrkirche aus dem Jahr 1726 steht nicht mehr

Foto GWD

Abdruck auszugsweise aus Helmut Peitsch, Wir kommen aus Königsberg — Nordostpreußen heute. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 240 Seiten, 200 Fotos, Leinen, 68 DM.

Wir kommen aus Königsberg



Nordostpreußen heute (7)

Bevor wir nun unsere Reise fortsetzen, den Kreis Ebenrode verlassen und uns dem nachbarlichen Schloßberg (Pillkallen) zuwendend, geziemt es sich, einen Augenblick zu verweilen. Haben wir den Mut weiterzufahren?

Wir waren schon in der Einsamkeit, in der Zone der Namenlosigkeit, des Untergangs und der Verlassenheit; doch das war erst der bittere Vorgeschmack für das, was uns jetzt erwartet, das grau gewordene Vorland der Wüste, die nun vor uns liegt. Schlimm ist es, in den Ruinen zerstörter Siedlungen die Vergangenheit zu suchen, gar neues Leben zu entdecken; unerträglich, schrecklich, die toten Städte der Heimat zu betreten. Hier ist die Friedhofslandschaft des alten deutschen Ostens. Nur Heiligenbeil und sein einstiger Kreis haben ähnliches erlebt, sind in gleicher Weise im Inferno gestorben. Das eine im Osten, wo das Kriegsfeuer auf deutschem Boden entfacht wurde, das andere im Westen, wo der grausame Flächenbrand zum Schluß in verheerender Weise noch einmal aufflackerte, ehe er an den Ufern des Hafes verlöschte, nichts als Asche zurücklassend.

Nicht jeder wird die Kraft haben für ein Wiedersehen mit der Stadt und ihrer Umgebung, wo einmal die Gemütlichkeit zu Hause war. Wehe dem, der an die alte Zeit denkt, da der Pillkaller (Klarer mit einer Scheibe Leberwurst und einem Klecks Mostrich darauf) das Frühstück ersetzte und das Gespräch zwischen Städtern und Landleuten, die ihre Pferde ausgespannt hatten, allmählich befügelte. Gnade dem, der immer noch das Bild von der sauberen Stadt mit dem behäbigen Marktplatz, der wuchtigen Kirche, dem eckigen Wasserturm und den langen Straßen im Herzen mit sich trägt! Er könnte den Anblick der furchtbaren Wirklichkeit kaum ertragen.

Lasdehnen wurde Kreisstadt

Neue Bedeutung hat dagegen der einst ein wenig abseitige Bereich im Norden erlangt. Dort wurde das beschauliche Haselberg (Lasdehnen), das nun Krasnosnamensk gerufen wird, zur Kreisstadt des gleichnamigen Rayons. Diesen erweiterte man im Norden bis an die Memel und im Westen um ein erhebliches Stück aus dem früheren Kreis Tilsit-Ragnit.

Der Rayon mißt nun 1281,1 Quadratkilometer. Nur 14.500 Einwohner (ohne Kreisstadt) wurden 1968 dort registriert. Außer Haselberg, von dem lediglich die flächenmäßige Größe von 5,5 Quadratkilometern feststeht, gibt es dort keine Stadt mehr. Die dazugehörigen sieben Dorfsowjets sind namentlich nicht bekannt. Anscheinend sind die jetzigen Verantwortlichen bemüht, die Rolle der Stadt in ihrem neuen Rang zu unterstreichen. Immerhin wurden dort angesiedelt oder aufrechterhalten: ein Werk der Baustoffindustrie, ein Butter- und Käsebetrieb, ein Wasserkraftwerk, eine „industrielle Forstwirtschaft“ und eine Baumschule, die 1964 eingerichtet worden sein soll.

Abdruck auszugsweise aus Helmut Peitsch, Wir kommen aus Königsberg — Nord-Ostpreußen heute. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 240 Seiten, 200 Fotos, Leinen, 68,— DM.

Im Unterschied zu den beiden alten Städten des Kreises — Schloßberg und Schirwindt — sieht Haselberg noch recht gut erhalten aus. Das geht auch aus dem vorstehenden Bericht über die Reise im Jahre 1972 hervor. Auf den Bildern ragt der spitze Turm der Kirche immer noch hoch über die Dächer des unverändert grünen Ortes. Sein üppiger Baumwuchs mildert vielerorts nicht zu übersehende Vernachlässigung. Vereinzelt schieben sich die glatten, farblosen Neubauten in die gewachsenen Reihen und Gruppen alter Häuser. Während durch die breiten Straßen die schweren Lastwagen der neuen Bewohner donnern, lebt die Idylle am

Spezialkommission von Moskau nach Gumbinnen

plätschernden Wasser weiter, als sei nicht der Eishauch eines alles wandelnden tragischen Geschehens über das Land gegangen.

Eine Eisenbahnverbindung scheint es im ganzen Kreis nicht mehr zu geben. Jedenfalls werden die früheren Strecken jetzt nicht registriert, weder die Verbindung von Tilsit nach Ebenrode, die über Schloßberg führte, noch die Nebenstrecke von Schloßberg nach Haselberg. Vermutlich haben — wie häufig im Gebiet — Überlandbusse diese Aufgabe übernommen.

Verlassen wir nun die Zone der traurigen Abgeschiedenheit und kehren in die zentrale Region Ostpreußens zurück, durch die immer noch die Achse von Königsberg über Tapiau, Wehlau, Insterburg, Gumbinnen und Ebenrode bis nach Eydtkau an die Grenze führt.

Da kommen wir zuerst nach Gumbinnen. Welch ein Unterschied zu dem, was wir zuletzt sahen! Dort der Absturz in die Be-

deutungslosigkeit, hier der Neubeginn einer Stadt, die sich immerhin sehen lassen kann. In der früheren Hauptstadt des Regierungsbezirks lebten 1939 24.600 Menschen; heute sind es etwa ebenso viele. Für 1970 wurden 22.100 angegeben.

Auf dem 16,3 Quadratkilometer großen Boden Gumbinnens hat sich einiges getan. So führen die sowjetischen Veröffentlichungen folgende bemerkenswerte Betriebe an: ein Werk für Elektrotechnik und lichttechnisches Zubehör (elektrische Haushaltsgeräte und Projektoren), Werk „Mikrodvigatel“ (telemechanische Lenksysteme), Reparatur-Mechanische Werkstatt, Brotkombinat, Mühlenbetrieb, Futtermittelfabrik, Trikotagefabrik, Käserei, Kraftwerk und Forstwirtschaft.

Diese Hinweise und andere Informationen scheinen dafür zu sprechen, daß die beiden Sowjets Gumbinnen, Gussew, zu einem bevorzugten Ort für die Industrialisierung machen wollen. Die Stadt soll offenbar einen wichtigen Platz in den Plänen einnehmen, die das ganze Gebiet betreffen. Diese sind so anspruchsvoll, daß in Zeitungsberichten Formulierungen zu finden sind wie „Moskau entdeckt Ostpreußen“. In der Tat hat eine großzügige Ausbauphase begonnen.

Im einzelnen scheint die Notiz für Gumbinnen zu bedeuten: Bei den genannten elektro-technischen Werken handelt es sich vermutlich einmal um eine Fabrik in einem Neubau an der Westseite des Friedrich-Wilhelm-Platzes, der von der Dammstraße bis zur Friedrichstraße, am rechten Pissaufer, reicht. Dort werden unter anderem Kleinmotoren für Haushaltsgeräte, wie Staubsauger und ähnliches, hergestellt. Scheinwerfer und Spezialleuchten werden in einem größeren Unternehmen produziert, das wahrscheinlich in den Anlagen der Gumbinner Maschinenfabrik an der Königstraße untergebracht ist. Bei der Futtermittelfabrik handelt es sich mit ziemlicher Sicherheit um ein großes Mischwerk, das die Tradition der Mühle Prang fortsetzt.

Das alte Kraftwerk in der Nähe der Sodeiker Straße wurde erst einige Jahre nach dem Krieg — 1953 — in Betrieb genommen, dann aber erweitert. Bis von Moskau war eine Spezialkommission nach Gumbinnen gekommen, um die Angelegenheit zu überprüfen.

Auch ein dritter Kühlturm wurde gebaut. „Gres 5“ heißt nun der Stromlieferant.

Unter der Bezeichnung „Forstwirtschaft“ verbirgt sich offenbar ein zentraler Forst- und Holzwirtschaftsbetrieb, der drei Forstbezirke übernommen hat. Er ist sowohl zuständig für das alte Forstamt Tannsee, also für die Waldungen nordwestlich der Stadt, wie auch für die Forsten im Süden und Südwesten, anscheinend auch für diejenigen, die im ehemaligen Kreis Angerapp liegen, soweit er jetzt zu Nord-Ostpreußen gehört. Ferner gibt es dort ein landwirtschaftliches Technikum und eine Schule für die Mechanisierung der Landwirtschaft.

Schon diese Beispiele zeigen, daß Altes und Neues miteinander fortleben in der aufstrebenden Stadt. Das verrät auch allgemein ihr heutiges Gesicht. Große, glatte Neubauten stehen neben den vielgestaltigen schmucken, wenn auch meist nicht mehr sehr gepflegten Häusern aus der früheren Zeit. Noch mehr als

in den anderen Städten fällt auf, daß breite Straßen hindurchführen. Wer jedoch das Bild von einst kennt, wird wissen, daß Gumbinnen eine großzügig angelegte Stadt war, in der, insbesondere bei der Planung in den Jahren 1724 bis 1732, die Straßen mit dem Linien gezeichnet und abgesteckt worden waren.

Trotz der sonst beobachtenden Anstrengung im Bauwesen sind aber noch viele Lücken zu sehen. Meistens hatten sie sowjetische Bomben am 16. Oktober 1944 gerissen, damals, als die Angreifer versuchten, Ostpreußen im ersten Ansturm zu gewinnen. Die Eroberung am 20. Januar 1945 brachte dagegen nicht so große Zerstörung. Als aber endlich wieder Ruhe einkehrte — es war die Friedhofsruhe nach dem Untergang — lag die Innenstadt weithin in Trümmern. Das „ostpreußische Potsdam“ existierte nicht mehr.

Die bisher letzten Bilder, die aus dem Jahre 1972 hier eintrafen, zeigen, daß es an manchen Stellen der Stadt immer noch nicht anders aussah, wohl auch heute noch nicht aussieht. So war in der Kirchenstraße das verfallene Gemäuer der Volksbank auszumachen, in der Königstraße der Turmstumpf der neustädtischen Kirche. Zerstört wurde auch die altstädtische Kirche. Und von der Moltkestraße wurde 1967 berichtet, sie sähe aus, als sei soeben ein Bombenangriff über sie hinweggegangen. In der Friedrichstraße steht als erstes Haus die ehemalige Nummer 6. Davor versteckt — so war es jedenfalls nach dem Foto noch im Jahre 1972 — ein hoher Bretterzaun den Platz, an dem einmal die Oberpostdirektion war.

Über die Pissa führt nun eine Brücke mit einem mittleren Strompfeiler. Begrenzt wird sie wie ihre Vorgängerin — die 1935 erbaute Bogenbrücke — von einem Metallstabgitter. Unmittelbar hinter der Brücke, am nördlichen Ende, wurden auf beiden Seiten der verbreiterten Straßenfläche Mauern gezogen. Dort standen früher etwa die drei- und viergeschossigen Häuser, die den Friedrich-Wilhelm-Platz begrenzten. Nun beginnt er bereits an dieser Stelle.

Traurig sieht es aus, wenn man in die Königstraße blickt. Wo früher die Geschäftshäuser an der Westseite aufragten, ist jetzt eine freie Fläche. Trampelpfade führen durch Grasflächen, die den Namen Grünanlage kaum verdienen. Zur Straße hin steht eine Hecke.

Hinter der Brücke ist die neue Regierung auszumachen. Turm und Dach des Hauptgebäudes fehlen jedoch. Den Übergang zur alten Regierung und dieses Gebäude selbst sucht man vergebens. Riesige Plakate und Aufschriften wie „Lenin immer für uns“ und „KPSS“ lassen erkennen, daß dort eine wichtige Partei- oder Verwaltungsinstanz untergebracht ist, möglicherweise die für die Stadt. Lenins Denkmal steht in der Mitte des Friedrich-Wilhelm-Platzes, dort wo früher die alte Regierung war. Das Rathaus am Magazinplatz ist vollständig erhalten. Dort residiert die Parteiführung des Rayons. Auch das ehemalige Hotel „Kaiserhof“ steht noch; seine jetzige Benutzung ist nicht bekannt. Zum Rathaus zu wurde es erweitert. Das Magazin jedoch sucht man vergebens. Dort ist nun eine Grünanlage. Ebenso fehlt das Elchstandbild. Dafür wurde ein klotziges Denkmal für den Mann errichtet, der beim Sturm auf die Stadt gefallen ist und dessen Namen nun für Gumbinnen steht: Podpolkownik Gussew.

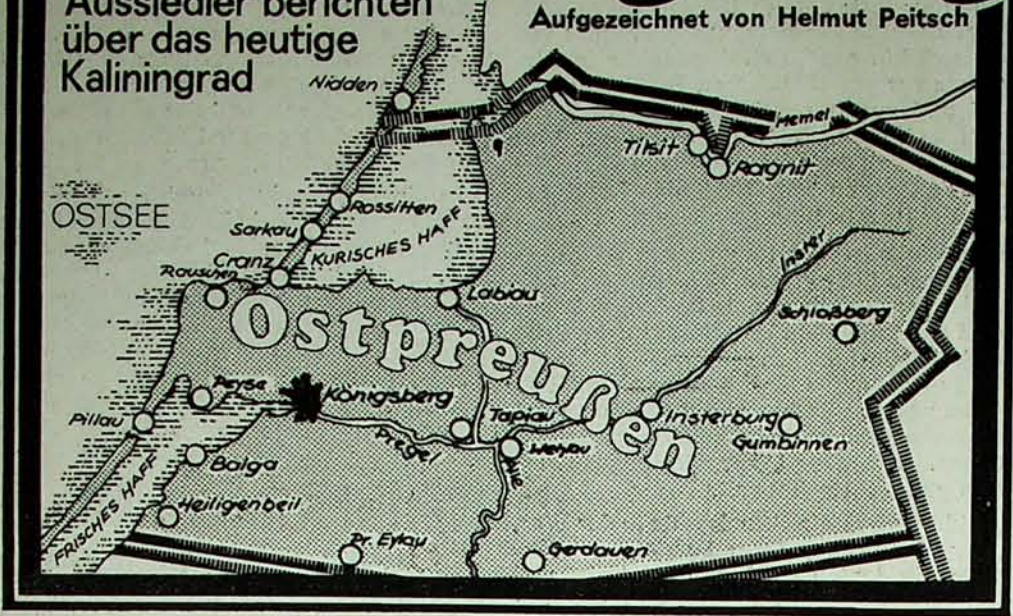
Wird fortgesetzt



Stallupönen heute: Nur noch wenige Häuser stehen am Markt

Foto aus „Wir kommen aus Königsberg Nord-Ostpreußen heute“ Verlag Rautenberg

Wir kommen aus Königsberg



Nordostpreußen heute (8)

Rund 25 Kilometer westlich, dort wo nicht nur die alte Reichsstraße 1 und die Hauptstrecke der Eisenbahn die Verbindung mit dem näher kommenden Königsberg fester knüpfen, sondern auch der Fluß beginnt, der in der Hauptstadt endet, liegt Insterburg. Der Pregel findet sich immer noch am Rande der Stadt aus den Quellflüssen Inster und Angerapp, zu der sich schon vorher die Pissa gesellt hat, auch wenn er nun leicht verändert Pregolja genannt wird; ebenso sind Instruc und Angrapa unter den neuen Bezeichnungen leicht wiederzuerkennen, die Pissa heißt sogar heute noch so. Wie eh und je windet der junge Fluß sich in malerischen Biegungen durch die grüne Ebene.

Die Stadt aber, die an seinem Ursprung liegt, ist nicht mehr die alte. Ihr Kern ist zerstört, ihre Seele ausgelöscht, ihre Größe dahin. Vernichtet und zerstoßen in den Schicksalsmonaten des Winters 1944/45. Am 21. Januar war alles vorbei, was einmal gewesen. Insterburg war tot. Tschernjachowsk begann.

Einige Insterburger hörten noch das Tengeläut in ihrer Heimatstadt. Als die stürmisch angreifenden sowjetischen Truppen, die nur einen Tag für den Vormarsch von Gumbinnen nach Insterburg brauchten, bereits an der Stadtgrenze standen, läuteten die Glocken der Lutherkirche das verabredete Signal: „Sofort die Stadt verlassen!“ Rette sich, wer kann!

Zu der Zeit existierte das alte Insterburg schon nicht mehr. Die Bombennächte hatten die so lange verschonte heimatliche Stätte bereits schwer in Mitleidenschaft gezogen. Dann begannen die Salvengeschütze der Angreifer ihr Vernichtungswerk. Die Flüchtenden, die einen letzten Blick auf die sterbende Stadt warfen, sahen überall Flammen, Explosionen, Rauch und Vernichtung. Nur der Turm der Lutherkirche stand unerschütterlich und grüßte noch einmal seine Bürger. Schließlich aber kam auch für ihn das Ende. In den siebziger Jahren wurde der Rest gesprengt.

Es war nur noch ein Torso des Turms übrig geblieben, und er wehrte sich bis zum letzten. Zweimal mußten die neuen Herren mit schweren Sprengladungen an ihn herangehen, ehe er der zerstörerischen Gewalt wich; der letzte Teil des Hauses, in dem über alle die Jahrhunderte verkündet worden war, daß der Friede höher ist als alle Vernunft und Gewalt.

Schon vorher war der Turmhelm abgetragen worden. Seine beschwingte Rundung, die große Uhr und der durchbrochene Aufsatz mit der kleinen zwiebförmigen Kuppel und der Wetterfahne hatten untrennbar zum Bild dieser frohgestimmten Stadt mit ihrem herrlich anzuschauenden Zentrum gehört. Was vorerst blieb, war ein trauriger Rest, der verstümmelt kantige Turm und das aller Zierde beraubte Kirchenschiff.

Dort, wo einmal die Gläubigen vieler Generationen andächtig dem Gottesdienst

gelauscht hatten, ertönte nun das schrille Gehämmer einer Maschinenwerkstatt. Die Einrichtung hatte man schon vorher verheizt. Der neue Schmuck des Turmgemäuers war ein riesiges Komsomolzen-Plakat. Nun ist aber auch das verschwunden. Die Leere hat sich weiter über die einst so lebendige Innenstadt ausgebreitet.

Der Alte Markt, der zu den schönsten Plätzen ostpreußischer Städte gehört hatte, ist eine weite kahle Fläche. Wie eine öde Steinwüste wirkt er mit seinen hellen, verlassenen Pflasterflächen, den Unkrautstücken, den Resten der einstigen dichten Besiedlung am fernen Rand. Auch das Herz Insterburgs schlägt nicht mehr.

Ganz anders der Anblick beim Neuen Markt. Dort ist die Bebauung intakt. Menschen bevölkern den Platz, Autos parken, rollen darüber hinweg oder durch die an-

Das alte Krankenhaus in der Belowstraße und die Kasernen sind stehengeblieben

Die Fahrbahnbrücke über die Angerapp in der Nähe ist beschädigt; doch sie ist passierbar. Erhalten blieb im Bannkreis der Zerstörung, die etwa 60 Prozent der Stadt betraf, die Fußgängerbrücke unterhalb der Lutherkirche. Die idyllisch gelegene Bogenbrücke mit der angrenzenden hohen Treppe zur himmelhochragenden Kirche war ein beliebtes Motiv für Fotografen und Maler, auch ein begehrter Platz für die Rendezvous von Generationen. Unterhalb, vor allem am rechten Ufer, sieht man jetzt im Sommer badende Kinder und junge Leute. Die Älteren sonnen sich am grünen Hang.

Das alte Krankenhaus an der Belowstraße, später Standortkommandantur, existiert

grenzenden Straßen. Vollbesetzte Busse kommen unentwegt, stoppen, fahren weiter. Auf der einen Seite zielt eine Reihe kleiner Lebensbäume eine allerdings nicht gerade vorbildliche Grünanlage; auf der anderen verdeckt der dichte Baumbestand von kräftigen Linden und Buchen den Horizont, ein Andenken aus deutscher Zeit, das an den herrlichen Stadtpark erinnert.

Die Markthalle existiert ebenso noch wie die Stadthalle. Als neues Gebäude fällt gegenüber der Markthalle ein langgestreckter Wohnblock ins Auge. Glatt und grau wie die meisten neuen Bauten, aber mit Balkonen. Und auf dem Dach die vielen Fernsehantennen. Dort war einmal das Grundstück der „Tivoli“-Betriebe mit dem Lichtspielhaus „Alhambra“.

Auf der Westseite steht eine Art Kundenhaus, „Dom Beta“ genannt. Dort kann man sich die Haare schneiden, die Schuhe besohlen oder auch ein Kleid ändern lassen. Der zweigeschossige Bau mit dem Flachdach, den breiten Fenstern und den drei riesigen gläsernen Eingangstüren wird ebenfalls von Anlagen mit neugepflanzten Bäumen eingrahmt. Einen Gartenplatz mit einer Skulptur findet man auch an der Ecke zur Forchstraße. Das Gebäude dahinter ist zerstört, war es jedenfalls noch Anfang der siebziger Jahre.

Von den übrigen Gotteshäusern ist bekannt, daß die katholische Kirche noch vorhanden ist. Aus der Ferne, blickt man etwa aus der Hindenburgstraße, könnte man glauben, sie habe den Sturm der Zeit unbeschadet überstanden. Geht man dichter heran, wird man rasch eines Besseren belehrt. Nicht nur, daß der hohe, schlanke Turm mit den vier kleinen Ecktürmchen von Geschossein-schlägen gezeichnet, das Dach teilweise neu eingedeckt, die Farbe verblaßt ist; aus dem Inneren erklingt keine Orgelmusik mehr, kein feierlicher Gesang oder die Predigt des Geistlichen; Rufe, polternde Geräusche, metallene Klänge hallen mit hohlem Ton durch die nüchtern und kahl gewordene Halle. Sie ist jetzt ein Magazin.

Auch die reformierte Kirche reckt sich am Markgrafenplatz scheinbar in die Höhe, als sei nichts geschehen. Doch ihr Turm ist schwer beschädigt. Über der Tür am Hauptportal an der Albrechtstraße hängt ein breites Transparent. Seine Aufschrift in kyrillischen Buchstaben lautet: „Turnhalle“. Der Klub „Spartak“ übt dort. Die Umgebung wirkt trist und vereinsamt. Die Häuser an der Albrechtstraße sind zerstört. Die Me-

lanthonkirche in der Ziegelstraße wurde zu einer Holzwerkstatt umfunktioniert.

Gehen wir einmal die Hindenburgstraße entlang, einst eine der bedeutendsten Straßen Insterburgs. Nur 20 bis 25 Häuser hatten nach Aussagen eines heimgekehrten Kriegsgefangenen das Inferno überstanden. Die Siehr-, Ziegel- und Lindenstraße sollen sogar völlig zerstört worden sein. Dieses Bild hat sich inzwischen geändert. Besonders im letzten Jahrzehnt wurden, wie fast überall in Nordostpreußen, die Lücken gefüllt, die der Krieg gerissen hatte, allerdings nach Sitte der neuen Herren im Lande.

Die Hindenburgstraße ist immer noch gepflastert, ohne Asphalt. Die Bäume, deren Kronen meist beschnitten sind, stammen wohl aus der Nachkriegszeit; denn sie sind noch von geringem Wuchs. Die Bürgersteige sind recht belebt, während auf der Straße der Verkehr nur spärlich ist. Die Straßenbeleuchtung wirkt provisorisch. An der Einmündung zum Bahnhofsplatz hängt an einem hohen Leitungsmast eine Uhr.

Hauptpost in der Wilhelmstraße

Von den alten Gebäuden erkennt man das Neue Lichtspielhaus im mittleren Teil der Straße wieder. Die großen Plakate an der langen Mauer der Saalwand weisen darauf hin, daß auch heute dort Filme gezeigt werden. Anlagen davor füllen den Platz aus, den ein zerstörtes Haus einnahm. Unweit davon, im Haus der früheren Autohandlung Wollenschläger an der Einmündung der Bierfreundstraße, ist jetzt ein Hotel untergebracht. Im Parterre ist eine Kantine, wie die Außenanschrift „Stolowaja“ verrät.

In der Wilhelmstraße stehen noch die Hauptpost und das Bankgeschäft daneben, vor dem nun ein Denkmal postiert ist. Dort wurde eine Apotheke eingerichtet. Recht gut erhalten sind Luisen-, Augusta- und Artilleriestraße, während in der Theaterstraße nur zwei Häuser stehengeblieben sein sollen.

Von den bekannten Gebäuden ist ferner zu berichten: Das Alte Schloß hat erheblich gelitten, besonders durch Brandschaden. In dem noch stehenden Rest sind Handwerksbetriebe angesiedelt. Ein ähnliches Schicksal erlitt auch das Amtsgericht. Nach der Instandsetzung wurde es Sitz einer sowjetischen Behörde. Am Wasserturm und seiner Umgebung sind die Jahrzehnte fast spurlos vorübergegangen. Die Gasanstalt war schwer beschädigt, dürfte inzwischen aber wiederhergestellt sein.

noch. Eine erstaunliche Beobachtung, die fast in allen ostpreußischen Städten zu machen ist, bietet auch Insterburg: Die Schulen sind fast alle stehengeblieben. Ein Witz darüber bleibt einem im Munde stecken. In diesem Fall würden die Kinder, die sonst über das Abbrennen ihrer „Penne“ spötteln, gern die Schule dort besuchen, wenn sie nur dürften — jedenfalls die Älteren, die das einmal dort getan haben und um alles in der Welt noch einmal tun möchten.

Bekannt ist, daß die Pestalozzischule heute noch für den Unterricht genutzt wird. Während allerdings Gymnasium und Frieda-Jung-Schule zerstört sind, wurde in der Kasernenstraße, auf dem Viereck zwischen Jor-

dan- und Artilleriestraße, ein Schulneubau errichtet.

In Insterburg ist eine der drei Pädagogischen Lehranstalten des Gebiets zu Hause. Erwähnenswert ist ferner, daß in der Stadtbibliothek ein Kreis für gesprochene deutsche Sprache arbeitet. Der Bibliothekar heißt K.I. Nejman (Neumann).

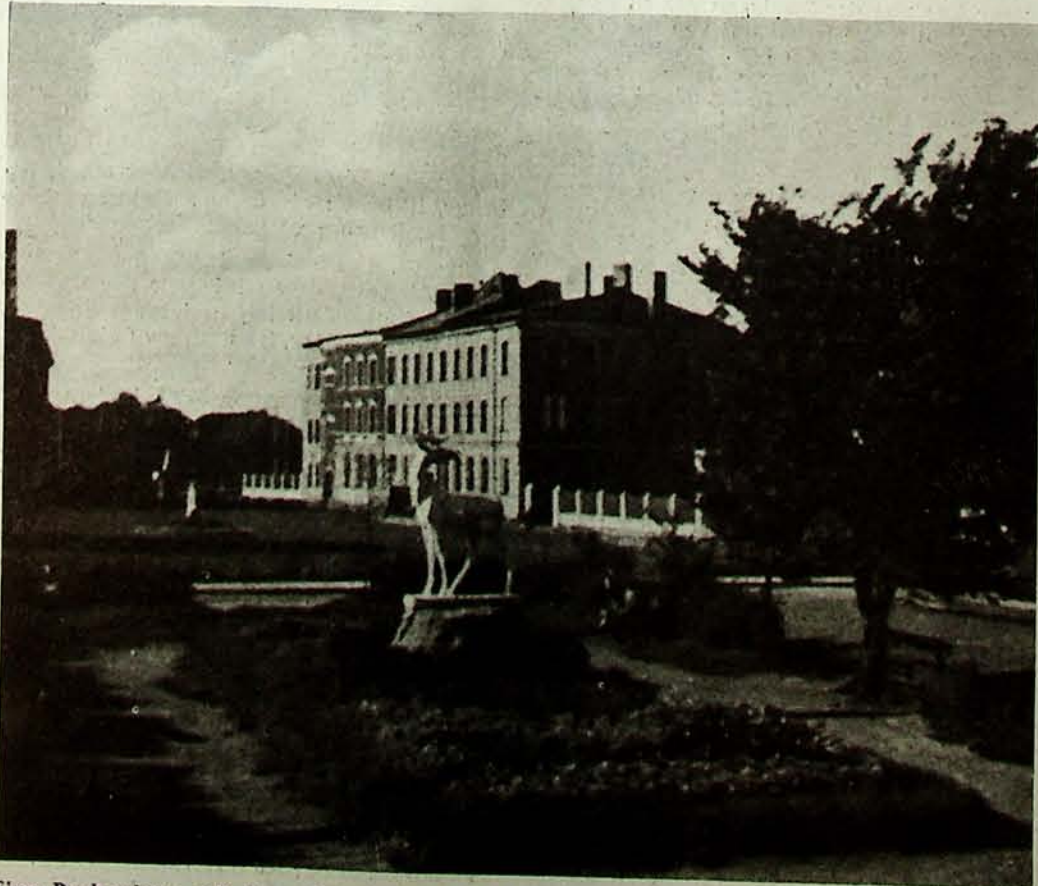
Auch die Kasernen haben das Vernichtungswerk meist besser überstanden als die mehr friedlichen Zwecken dienende Umgebung. So blieben auch die Komplexe — bis auf einen — in der Kasernenstraße stehen.

Beherrbergen sie wieder Soldaten? Im Sperrgebiet ist jede Kaserne belegt. Jede Stadt eine Garnisonstadt. Was erwarten Sie denn sonst? lautete eine Antwort auf eine solche Frage. Der Turnierplatz, früher wegen der oft internationalen Reiterwettkämpfe ein weithin bekannter Ort, scheint militärisches Übungsgelände geworden zu sein. Panzer haben tiefe, breite Spuren hinterlassen. Die schöne, sportliche Anlage gibt es nicht mehr.

Tschernjachowsk war nach früheren Zeitungs-meldungen das Hauptquartier des „Atlantischen Kommandos“ der sowjetischen Streitkräfte. Ihm unterstehen Einheiten an der Ostsee ebenso wie am Schwarzen Meer und in der westlichen Ukraine. Eine Bestätigung darüber gibt es nicht; auch keinen Hinweis darauf, ob dieses Kommando noch da seinen Standort hat. Aus einer anderen Information geht hervor, daß sich dort eine größere Zahl von militärischen Dienststellen niedergelassen hat und daß die Soldaten und Offiziere der Roten Armee im Stadtbild nicht zu übersehen sind.

Der Sportpark wird wieder genutzt. Über seinem Eingang steht in kyrillischer Schrift „Stadion“. Das Freilichttheater ist dagegen nicht mehr zu finden. Die Teiche des schönen Stadtparks sind trockengelegt.

Nach den offiziellen Angaben hat Insterburg heute folgende wichtige Wirtschaftsunternehmen: Lederverarbeitenden Betrieb, Brotkombinat, fleischverarbeitenden Betrieb, Möbelfabrik, Molkerei (die zu den „größten Butterfabriken des Gebietes“ gezählt wird), „industrielle Forstwirtschaft“.



Eine Parkanlage mit dem Standbild eines Rehes: Aus Insterburg wurde die sowjetisch verwaltete Stadt Tschernjachowsk

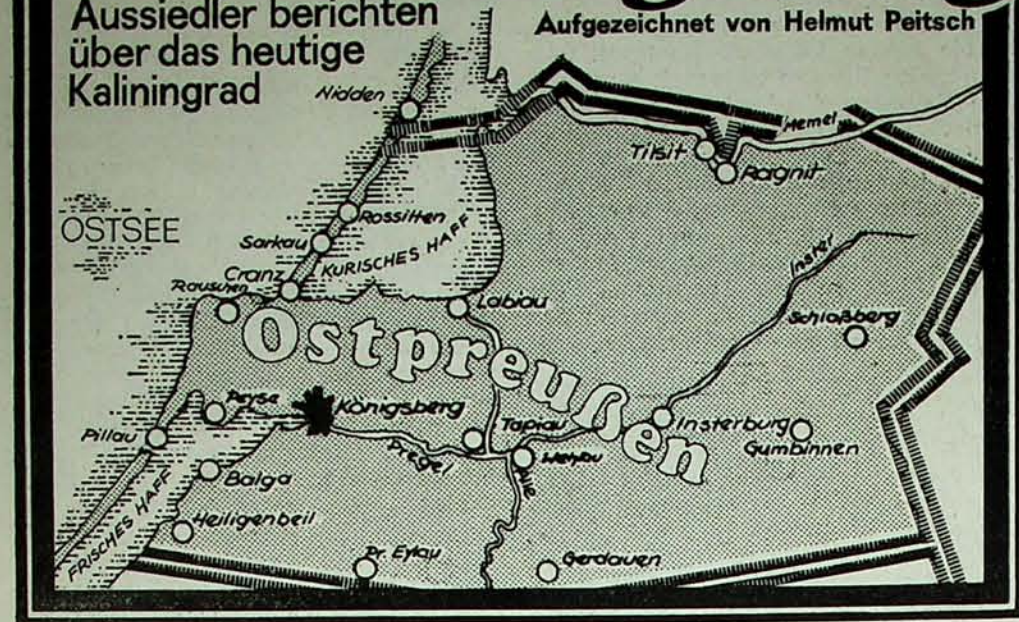
Foto Privat

Abdruck auszugsweise aus Helmut Peitsch, Wir kommen aus Königsberg — Nord-Ostpreußen heute. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 240 S., 200 Fotos, Leinen, 68,— DM.

Wir kommen aus Königsberg

Aussiedler berichten über das heutige Kaliningrad

Aufgezeichnet von Helmut Peitsch



Nordostpreußen heute (10)

Kaum sonstwo im vielfältig gestalteten Ostpreußen war die Erde einmal so „wüst und leer“ wie in der sumpfigen Zone in Haffnähe. Ja, es gab sie kaum, ehe denn „eine Feste zwischen den Wassern gemacht und das Wasser geschieden wurde“, es Licht ward, wo höchstens das Irrlicht der Verlorenheit über den Mooren tanzte, ein Himmel sich wölbte über einem neuen Land. Ein wahrer Schöpfungsakt war vollzogen worden, als Menschen sich „die Erde untertan gemacht hatten“, so, wie es ihnen befohlen worden war. Das war ihre Erde.

Und nun? Versinkt das Land wieder, fällt es zurück hinter den ersten Tag der neuen Schöpfung? Wir wissen, daß es leidet. Was sonst geschieht — es gibt jetzt kaum noch Informationen darüber. Das Land schweigt. Selbst aus dem Sperrbereich an der Trennungslinie gegenüber dem polnischen Teil sickern Nachrichten durch, sogar aus den abgestorbenen Zonen von Schloßberg und Heiligenbeil kommt dann und wann eine Neuigkeit, und tatsächlich verirren sich Besucher bis in das untergegangene Schirwindt — doch kaum ein Wort dringt aus der Elchniederung zu uns; nicht ein Gast findet den Weg dorthin.

Ist dieses Land noch bewohnt? Leben in den neu versumpften Zonen noch Menschen? Was ist aus ihnen geworden, die einmal dort zu Hause waren?

Einmal wurde die Region in neuerer Zeit wenigstens noch am Rande erwähnt. So schrieb der litauische Dichter und Dozent Tomas Venclova in seinem 1978 veröffentlichten Bericht „Die heutige Lage in Klein-Litauen“: „Ebenso gehört habe ich (ob dies wahr ist, weiß ich nicht), daß etwas von der

alten deutschen Bevölkerung um Gilge (der Autor sagt „Gilija“ — litauisch — und vermeidet die heutige sowjetische Bezeichnung „Matrossowo“) verblieben ist. Vielleicht kommen darunter auch alte Kleinlitauer (Preubisch Litauer) vor, aber bestenfalls nur einige oder etliche.“

Ausgeschlossen ist es nicht, daß einige von denen, die am 20. Januar 1945 von den einrückenden Truppen überrollt worden waren, diese Zeit überstanden haben. Es kann schon sein, daß das einsame Moor der Retter vor Verfolgung, Verschleppung und auch Aussiedlung war. So mag das Land dafür gedankt haben, daß Menschen es aus dem Nichts emporgezogen hatten.

Es waren Männer und Frauen aus den verschiedensten Gegenden gewesen, die sich dort zu einem einzigartigen Werk zusammengefunden hatten. Aus fast allen deutschen Ländern waren sie gekommen, dazu aus Salzburg und auch aus Litauen, wie Tomas Venclova es ganz richtig angedeutet hat. Sie hatten keinen Streit um Herkunft, Nationalität, Sprache, Glauben, Sitten und Vermögen, sie kannten nur eines: diese unwirtliche Gegend urbar, bewohnbar zu machen, sie zum Leben zu erwecken. Sie schafften, was so nur wenigen gelungen sein mag, eine Art von europäischem Gemeinschaftswerk, lange bevor Menschen und Zeit reif schienen für solche Taten.

Soll nun alles vorüber sein? War alles vergeblich? Die Geschichte mag die Antwort auch auf die Fragen geben, die noch im Dunkel der Elchniederung von heute begraben sind.

Was man über die Gegend weiß, sind wenige offizielle Daten. Danach entspricht

der jetzige Rayon Slawsk, zu dem im wesentlichen diese Niederung gehört, im großen und ganzen dem alten Kreis Elchniederung. Nur im Nordosten und im Südwesten wurden die Grenzen ein wenig erweitert. Kreisstadt ist weiterhin Heinrichswalde, Slawsk gleich Stadt des Ruhms. Ferner gehören sieben Dorfsowjets dazu. Während der Kreis 1350,8 Quadratkilometer mißt und damit der drittgrößte im Gebiet ist, wird die Fläche der Kreisstadt mit 10,0 Quadratkilometer angegeben. Nach der Einwohnerzahl steht der Rayon — die Kreisstadt nicht mitgezählt — mit 25 900 an vierter Stelle.

Als Gewerbebetriebe, die zu den nennenswerten im nördlichen Ostpreußen gezählt werden, findet man in den sowjetischen Unterlagen für Heinrichswalde: einen Holzverarbeitenden Betrieb, einen Buttereibetrieb und eine „industrielle Forstwirtschaft“.

Auch Ölorkommen werden dort ausgebeutet. Zusätzliche Berichte besagen, daß man etwa 30 Kilometer südöstlich-östlich vom Kurischen Haff in der Nähe von Heinrichswalde Öl gefunden habe. Auch im Haff selbst sollen Bohrtürme beobachtet worden sein.

In Seckenburg sitzt die Verwaltung des Naturschutzgebietes Memeldelta. Das vertritt schon der Name Sapowednoje gleich Naturschutzgebietsdorf. Danach bemühen sich die Behörden auch unter diesem Gesichtspunkt um die Erhaltung dieser ungewöhnlichen Landschaft.

Eine Nachricht kam wenigstens noch aus Kreuzingen (Skaisgirren), dem Knotenpunkt für Bahn und Straßen im südöstlichen Zipfel des Kreises. Dort hatte ein Reporter aus Hamburg 1970 Gelegenheit, einen Blick in die Kirche zu werfen. Was er vorfand, war ein Kaufladen für Haushaltswaren. Auf den Regalen, die aus Kistenbrettern hergestellt waren, lagerten Töpfe, Geschirr, Nägel und Handwerkszeug. Das Ortsschild trägt nun den Namen Bolschakow.

Durch die Bahnlinie Riga—Königsberg hat der Kreis wenigstens zum Teil Anschluß an die übrige Welt. Hauptstraßen führten nicht durch ihn. Der Zug hält an folgenden Stationen: Tilsit — Sceglowka — Novaja (deutscher Name unbekannt) — Liebenfelde — Eichenrode (Bogatovo) — Labiau — Pronitten (Slawjanskoje) — Nautzken (Dobrinno) — Kuggen (Baevka) — Neuhausen — Kutozovo-Nov (nördlicher Bezirk Königsbergs, vielleicht Rothenstein).

Nachbarkreis im Osten ist Ragnit, heute Njeman genannt. Gegenüber dem früheren Kreis Tilsit-Ragnit wurde der Rayon erheblich verkleinert, vor allem im Nordosten, aber auch im Nordwesten wie im Süden. Seine Fläche beträgt nur noch 680,9 Quadratkilometer. Damit ist er nach Gumbinnen der zweitkleinste Rayon. Zu ihm gehören sechs Dorfsowjets, also größere Gemeinden.

Die am 19. Januar 1945 eroberte Stadt Ragnit wurde 1947 der Oblastj-Verwaltung in Königsberg direkt unterstellt. Ihre Fläche beträgt 14,0 Quadratkilometer. Offizielle Angaben über ihre Einwohnerzahl liegen nicht vor. Für das Kreisgebiet wurden — ohne Ragnit — 12 000 notiert, wiederum nach der im Kreis Gumbinnen die zweitniedrigste Zahl. Als einziger nennenswerter

Betrieb wird ein Zellulose-Papierkombinat erwähnt. Es handelt sich dabei um die alte Zellulosefabrik aus deutscher Zeit, die schon immer das bedeutendste Unternehmen der Stadt und des Kreises war.

Eine ganze Reihe von Orten wurde durch die Änderung der Kreisgrenzen betroffen. So kamen Friedlau, Großwalde und Gruten aus dem früheren Kreis Elchniederung zu Ragnit, während umgekehrt Adelshof, Jägershof, Preußenhof, Schanzenkrug, Urbanshof, Weidenau und Weinoten von Tilsit-Ragnit zum Rayon Heinrichswalde (Elchniederung) überwechselten. Heinrichswalde zugeordnet wurden auch Kallwen, Kalltecken, Teichort und Schwedenfeld, die vorher zum Stadtkreis Tilsit gehörten.

Im Süden gingen vom Kreis Schloßberg in den Rayon Ragnit Ebenwalde, Grüneichen und Hagenrode. Aus dem Kreis Insterburg kam Honigberg hinzu, während Klein-Bergental, Langenort und Opeln an den Rayon Gumbinnen fielen. Im Osten wechselten von Tilsit-Ragnit in den Rayon Haselberg (Schloßberg) Forst-Trappen und Memelwalde, Aschen, Birkenfelde, Birkenhain, Dreifurt, Friedenswalde, Großlenkenau, Grünau, Hartigsberg, Henndorf, Hirschflur, Hohenflur, Juckstein, Karolinen, Keppen, Kleehausen, Kleinschollen, Königshuld (I und II), Lichtenrode, Lindengarten, Memelwalde, Moritzfelde, Rautengrund, Sammelhofen, Sandkirchen, Trappen, Waldheide, Waschingen, Weedern und Wiesenfeld.

Am breiten Memelstrom

Namen, Zahlen, nüchterne Notizen — wie aber sieht es aus, dort in dem grünen Landstrich an der Memel? Man kann sich immerhin ein gewisses Bild von den Verhältnissen heute machen; denn aus dem benachbarten Gebiet der litauischen Sowjetrepublik kommen mehr Leute in das alte Ostpreußen als von anderswo her. Einige von ihnen haben auch darüber berichtet. Nur ein einziger allerdings war im Abstand von 25 Jahren zweimal dort, 1946 und 1971, und kam schließlich in den Westen, vollbeladen mit Eindrücken, wie sie nur ein Mensch haben kann, der 44 Jahre in der Heimat lebte, die ihm davon 26 Jahre zur Fremde geworden war. Sein Name ist Egon Sattler, Jahrgang 1927, in Angerwiese (Klapaten) zu Hause. Er schildert, wie er sein Dorf und das Grundstück seiner Eltern wiedersah, als er 19 Jahre alt und russischer Gefangener war und zum Abschied als 44jähriger Bürger der Sowjetrepublik Litauen.

Was er nicht erzählt, ist, wie es war, als er früher heimkehrte, da die Welt noch in Ordnung war, die schöne Welt am breiten Memelstrom. Aber wir können es uns lebhaft vorstellen.

Fröhlich zog der Junge seine Straße. Die Luft war warm und seidig. Lerchen schraubten sich jubelnd in die Höhe, und über ihnen zogen Störche ihre weiten Kreise.

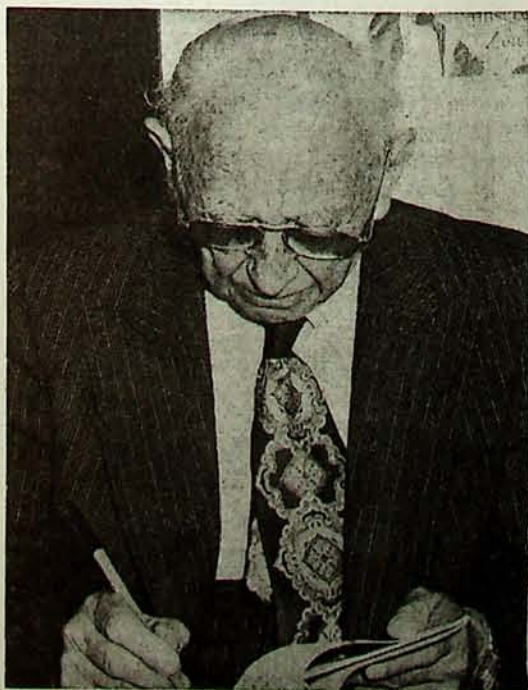
Schluß folgt

Abdruck auszugsweise aus Helmut Peitsch, Wir kommen aus Königsberg — Nord-Ostpreußen heute. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 240 Seiten, 200 Fotos, Leinen, 68,— DM.

Zum 80. Geburtstag von Paul Brock eine begrenzte Auflage handsignierter Bücher Jetzt bestellen!



Eine Reise kreuz und quer durch die Heimat, ausgehend von der Marienburg bis hinauf ins Memelland.
256 Seiten Text, 8 Seiten Abbildungen, broschiert 13,80 DM



Heimat an Haff und Strom. Der einzige lieferbare Roman von Paul Brock, dem besten Kenner des Memellandes.
272 Seiten, Neuleinen 24,80 DM

Bitte ausschneiden und auf eine Postkarte kleben

Hiermit bestelle ich

..... Expl. „Ostpreußen — Geschichte und Geschichten“ 13,80 DM

..... Expl. „Der Strom fließt“ 24,80 DM zuzüglich Versandkosten.

Name

Vorname

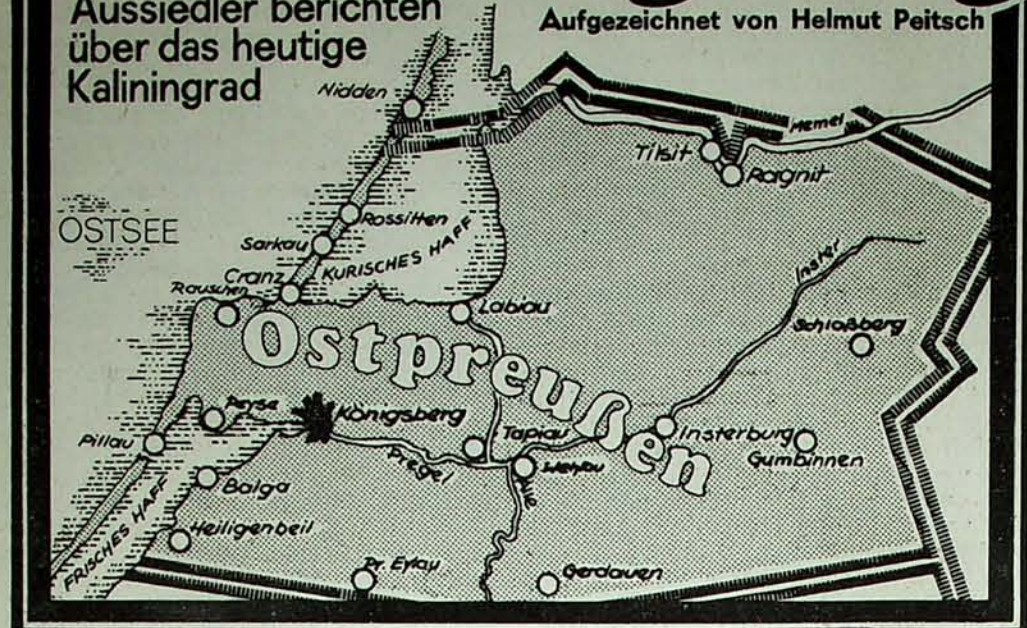
Straße

PLZ Wohnort

Datum

Unterschrift

Wir kommen aus Königsberg



Nord-Ostpreußen heute (11)

Für sie alle, die den Weg über die Nehrung nahmen, war der Blick vom Sandkrug auf Memel ein unvergeßliches, immer wieder bewegendes Erlebnis. Stand man auf dem Dünenhügel, dann lag die Stadt hinter dem Wasser wie ein Breitwandgemälde vor dem Betrachter. Die spitzen Kirchtürme ragten auffällig aus dem Panorama heraus. Das Bild der mächtigen weißen und braunen Giebel und der Seitenfronten vieler Speicher wurde unentwegt aufgelockert durch die unzähligen feinen Striche des Mastenwaldes der Segler und der Ladebäume der Frachter. Lang und schmal breitete sich die Stadt aus, anheimelnd und einladend, oft willkommen Station auf weiter Reise, besonders damals, als die Poststraße zwischen Königsberg und Petersburg über die Nehrung führte. Auch Königin Luise sah Memel vom Sandkrug aus, als sie im Januar 1807 auf der Flucht war. Und August von Kotzebue, meistgespielter Bühnenautor der Klassikerzeit und eine Art Kulturpapst, schrieb dort das Lied: „Es kann ja nicht immer so bleiben wohl unter dem wechselnden Mond...“

Nein, es blieb nicht so. Ende Januar 1945, als Memel unterging, fiel auch der historische Sandkrug in Trümmer. Eine Flakstellung wurde dort installiert. Ihre Betonreste sieht man heute noch. Dort aber, wo über die Jahrhunderte das bekannte Wirtshaus stand, ist jetzt nichts als eine kleine grüne Erhebung. Das Kurhaus in der Nähe blieb hingegen stehen. Und was sieht man, wenn man nun auf die andere Seite blickt? Diese Frage beantwortet der Mann, der uns über seinen Besuch auf der Nehrung berichtete und der auch auf dem Hügel von Sandkrug stand und auf seine Vaterstadt blickte, so:

„Das erste, was mir auffiel, war, daß die drei Kirchtürme fehlen, die früher das Bild beherrschten. Das Memel von heute ist sozusagen kopflos geworden. Auch der mächtige Lietukis-Speicher, der kurz vor dem Krieg gebaut wurde und den ganzen Hafen beherrschte, ist weg. Der rote Leuchtturm dagegen ist noch vorhanden (er wurde offenbar nach teilweiser Zerstörung wieder hergerichtet), allerdings ist er jetzt unten mit blauen Streifen bemalt.“

Dann sticht natürlich ins Auge, daß der Fischereihafen nach Süden verlegt und erheblich erweitert wurde. Dort machen viel größere Schiffe als früher fest, so daß dieser Teil gar nicht mehr von dem anderen Hafen zu unterscheiden ist. Diese ganze Seite des Tiefs ist jetzt ein einziger riesiger Hafen.

Und schließlich ist nicht zu übersehen, daß auch die zahlreichen Neubauviertel das alte Stadtbild verändert haben. Besonders nach

Süden zu, bis nach Schmelz, ragen viele hohe Häuser über die alten Dächer hinaus. Im Norden ist das neue Krankenhaus als höchstes Bauwerk auszumachen. Der erhaltene oder wiederhergestellte Kern unterscheidet sich auch farblich von den Stadtteilen, die in den letzten Jahrzehnten hinzugekommen sind. Er trägt das herkömmliche Backsteinbraun, während die Neubauten weiß und hellgrau herüberleuchten.“

Schon aus dieser Entfernung merkt man die wichtigsten Veränderungen auf den ersten Blick: Memel ist nicht mehr das alte mittlere Städtchen, sondern es ist zu einer Großstadt im heutigen östlichen Stil geworden. Die Einwohnerzahl hat sich von 41 300 im Jahre 1939 auf jetzt etwa 180 000 erhöht, das ist das Viereinhalbfache. Keine ostpreußische Stadt ist seit 1945 im gleichen Maße gewachsen. Nach Königsberg (370 000) und vor Allenstein (140 000) ist Memel der zweitgrößte Ort im heutigen ostpreußischen Gebiet. Alle drei liegen in einem anders verwalteten Teil.

Am einfachsten bekommt man einen Eindruck von der jetzigen Gestalt, wenn man sich vorstellt, daß die neuen Viertel um die alte Stadt herumgebaut wurden, also einen Ring von Trabanten bilden. So empfanden es auch zwei Besucher, die uns darüber berichteten.

Gehen wir einmal selbst in dieses neue Memel hinein. Eine der Fähren aus der Nach-

kriegszeit mit den litauischen Namen trägt uns hinüber in die Stadt, die nun in dieser Sprache Klaipėda genannt wird. Wir landen am Festungsgraben. Oder wir kommen mit dem Auto, eher noch mit dem Bus über die alte Straße von Heydekrug, die in Stadtnähe gerade ausgebaut und verbreitert wird. Eben noch sahen wir Bauernhöfe aus der alten Zeit mit den breiten, teilweise nur noch lückenhaft gedeckten Dächern, zwischendurch allerdings auch die hellen langgestreckten Hallen der Kolchosen, da tauchen kurz hinter Carlsberg bereits die ersten Hochhäuser am Horizont auf.

Besonders zur Linken, in Richtung Schmelz, beherrschen sie mehr und mehr das Feld. Aus der einst dörflichen Umgebung wurde inzwischen der moderne Teil einer aufstrebenden Großstadt. Grünanlagen mit Skulpturen, die gelegentlich zu monumentaler Größe und Gestalt gediehen sind, sollen der weiteren Auflockerung dienen. Der erste Eindruck aus dieser Perspektive: Alles ist anders geworden. Hier erkennt der Memeler seine alte Stadt nicht wieder.

Fahren oder gehen wir schnell in das nun zur Altstadt gewordene Memel oder das, was davon übriggeblieben ist. „Ach, das ist nicht mehr viel“, berichtet bedauernd ein früherer Bewohner, der in der Mitte der siebziger Jahre seine Heimatstadt wiedersah. „Ich fand einige Straßenzüge wieder, auch noch manches bekannte Haus, so das Rathaus, das tadellos in Schuß ist; doch in den Hauptstraßen nimmt selbst das frühere Memel russische Züge an. Gar nicht zu reden von den gewaltigen Neubauvierteln. Noch begegnet dem Eingeweihten vieles aus der alten Zeit; doch er kann sich fast ausrechnen, wie lange der Vorrat aus der Vergangenheit reichen wird. Schmerzlich vermisst habe ich unsere Kirchen, die aus dem Stadtbild, das wir im Herzen tragen, nicht fortzudenken sind. Ich weiß allerdings, daß die verbliebenen deutschen Protestanten sich dort in einem Versammlungsraum treffen. Das ist noch eine stattliche Zahl.“

Die Altstadt erhalten

Der Pessimismus scheint sich nicht ganz zu bewahren. Inzwischen weiß man, daß energische Bemühungen eingesetzt haben, die Altstadt zu erhalten. Das ist eine bemerkenswerte Tatsache, wenn man daran denkt, daß so etwas im übrigen Nord-Ostpreußen so gut wie gar nicht vorkommt. Nur im Süden der Provinz, etwa in Allenstein, gar nicht zu reden von der Danziger Altstadt, gibt es hervorragende Beispiele von Restaurierungen deutscher Altstädte durch Polen.

„Sie geben sich große Mühe“, urteilt ein Memeler, der 1978 dort war und als Architekt Fachmann auf diesem Gebiet ist. „Russische Züge“ habe ich eigentlich im Stadtbild nicht gesehen. Die russische Zuckerbauweise, wie etwa in Minsk, aber auch in Ost-Berlins früherer Stalinallee, war vielmehr überhaupt nicht zu bemerken. In Litauen allgemein fällt gerade das Fehlen solcher russischer Elemente auf. In der Stalinzeit wurde das Land wohl nicht besonders gefördert. Die

meisten Bauten stammen aus neuerer Zeit und zeigen den modernen Stil der Zweckmäßigkeit. Trotz anerkannter Bemühungen der litauischen Architekten, etwas Besonderes zu bieten, könnten die meisten Bauten sicher auch in einem anderen Land stehen. Das ist nicht so viel anders als bei uns. Allerdings ist teilweise alles noch unorganisch. Schließlich ist der Wiederaufbau noch im Gange. Natürlich gibt es noch zahlreiche Lücken. Doch das Ganze nimmt wieder Gestalt an, tatsächlich in einigen Bereichen die Gestalt von einst.“

Zu diesem für die alten Bewohner wichtigen Thema schreibt die Memeler Zeitung



Memel: Der Leuchtturm trägt nun blaue Streifen...

„Tarybinė Klaipėda“ (Sowjet-Memel): „Wenn vor zehn Jahren ein Tourist einen Bewohner Memels nach dem Vorhandensein von Baudenkmalern gefragt hätte, so hätte der Memeler nur bedauernd mit den Schultern gezuckt. Von sehenswerten Bauten sei ihm nichts bekannt.“

Das änderte sich erst, so berichtet die Zeitung, am Ende der siebziger Jahre. Damals wurde eine Abteilung für Denkmalschutz gebildet. Sie nahm sich zum Ziel, 60 Bauten in der Altstadt und etwa 30 auf der Nehrung zu erneuern. „Heute kann jedem Tourist schon einiges vorgezeigt werden. Die Hauptaufgabe ist die Erhaltung der Altstadt, wie sie einstmalig gewesen ist, für die kommenden Generationen.“ Der Artikel kommt zu dem Ergebnis: „Die Geschichte verfuhr mit Memel unbarmherzig. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde fast die ganze Altstadt von einer Feuersbrunst vernichtet. Die übriggebliebenen Bauten machte der Zweite Weltkrieg dem Erdboden gleich. Es blieb kein gotischer oder Renaissancebau zurück. Doch einiges wurde erhalten, vor allem der Bezirk zwischen der Fischerstraße und der Marktstraße. Seine Planung ist einmalig in Litauen und, man kann es dreist sagen, selten in ganz Europa.“

ENDE



... und an Stelle der Borussia steht jetzt ein Fischerdenkmal: **Wieder unter litauischer Verwaltung**

Abdruck auszugsweise aus: Helmut Peitsch, „Wir kommen aus Königsberg — Nord-Ostpreußen heute“. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 226 Seiten, 200 Fotos, Leinen. 68.— DM.

Helmut Peitsch
Wir kommen aus Königsberg Nord-Ostpreußen heute

226 Seiten mit über 200 teils farbigen Fotos, Stadtplänen, Straßenverzeichnissen u.a.m. Preis 68.— DM

Ein Buch, wie man es noch nie sah, in mühevoller Kleinarbeit zusammengetragene Berichte über alle Städte und Kreise. Nüchterne Informationen wechseln mit lebendigen Schilderungen und packenden, in den Text eingebauten Fotos. Hier wird ein Kapitel bisher ungeschriebener Nachkriegsgeschichte festgehalten.

Bereits in 2. Auflage, sofort lieferbar durch Ihre

Rautenbergsche Buchhandlung

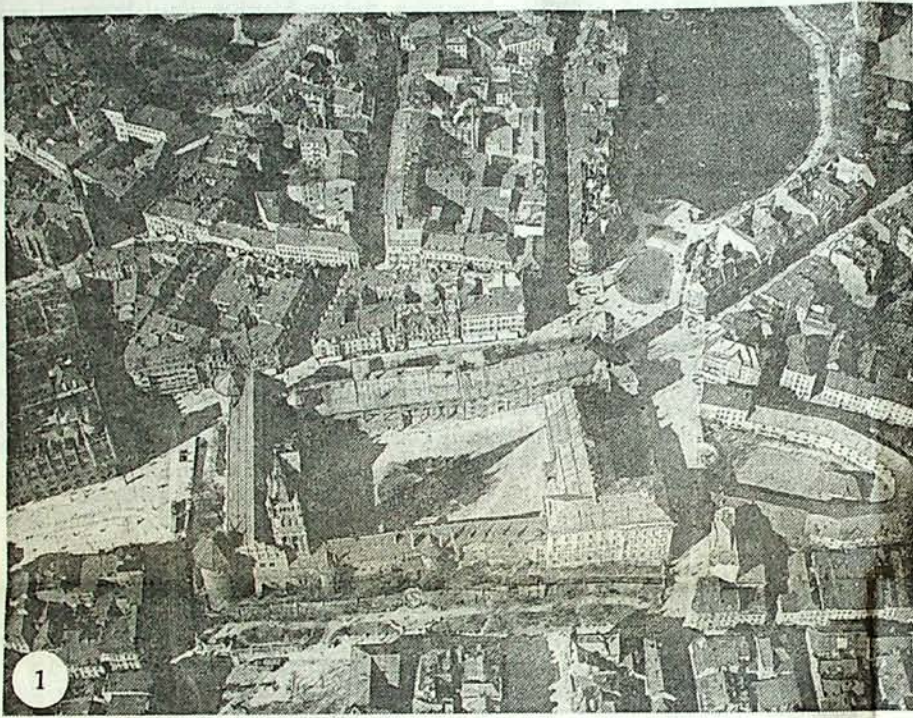
2950 Leer, Postfach 1909

Königsberg

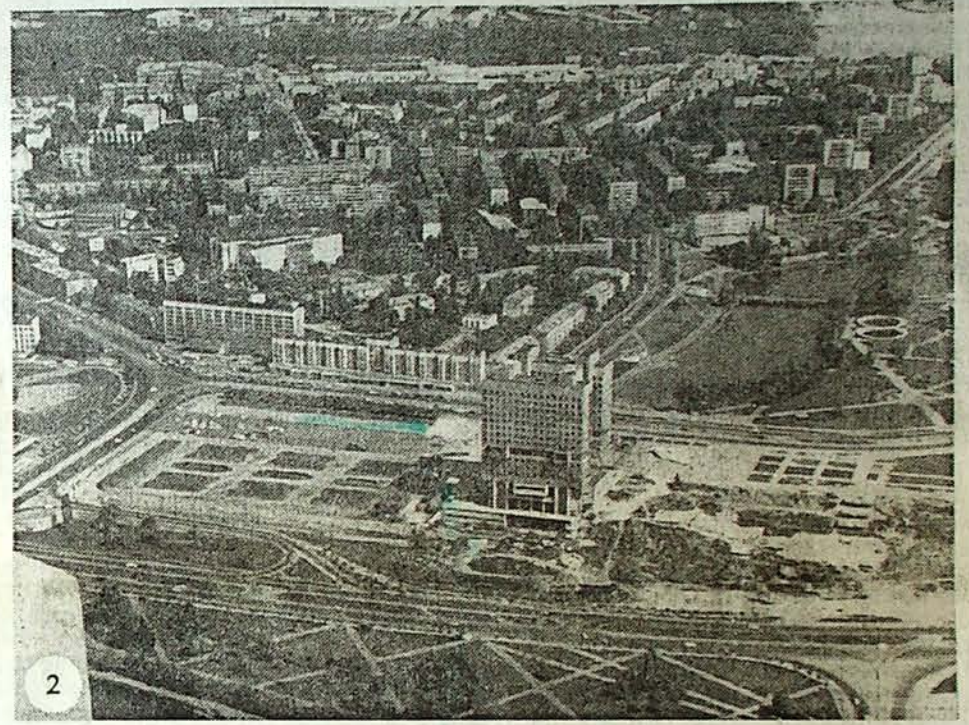
Luftaufnahmen

VON JOACHIM F. WEBER

Man kann sich – obschon nicht lange her – kaum noch vorstellen, daß der nördliche Teil Ostpreußens einschließlich der Hauptstadt jahrzehntelang völlig unzugänglich war. Inzwischen haben viele Landsleute sich ihre Vaterstadt erwandert. Königsberg in gestochen scharfen Luftaufnahmen allerdings hat es bis heute nicht gegeben. Unser Redakteur Joachim F. Weber konnte solche Aufnahmen vor kurzem anfertigen.



1



2



3



4

1) Königsberg damals: Blick übers Schloß zum Schloßteich. Links Gesekus-, rechts Schloßplatz

2) Aus ähnlicher Perspektive heute: Bauruine des „Hauses der Räte“ auf einem Teil des früheren Schloßplatzes, umgeben von Freiflächen. Die Altstadt ist ausradiert

3) Wo früher sich die Speicher an der Lastadie drängten, wechseln heute

Freiflächen mit großen Hallen und Plattenbauten. Im oberen Drittel die zur riesigen Schneise vergrößerte Laak. Linke Bildbegrenzung: Alter Graben

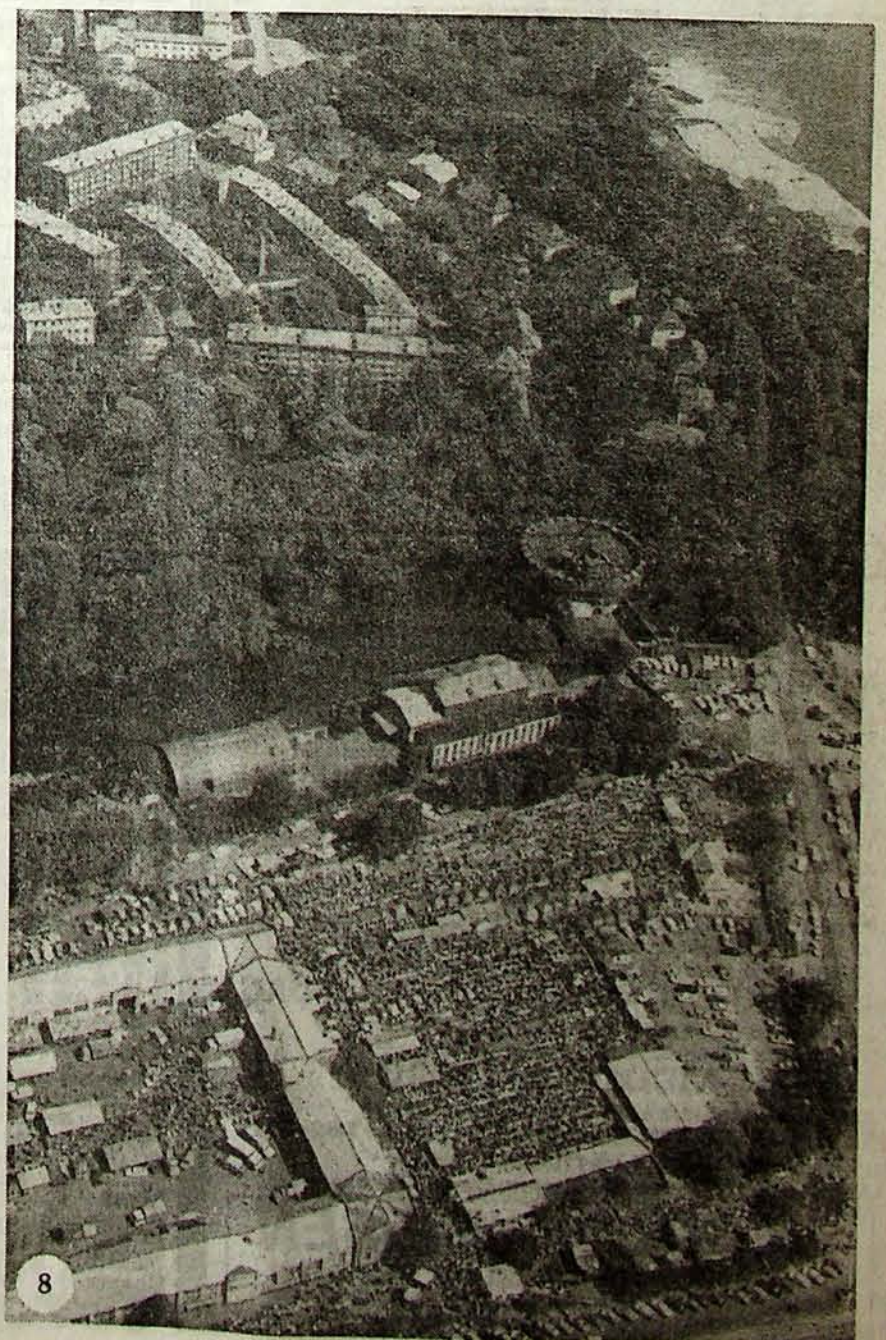
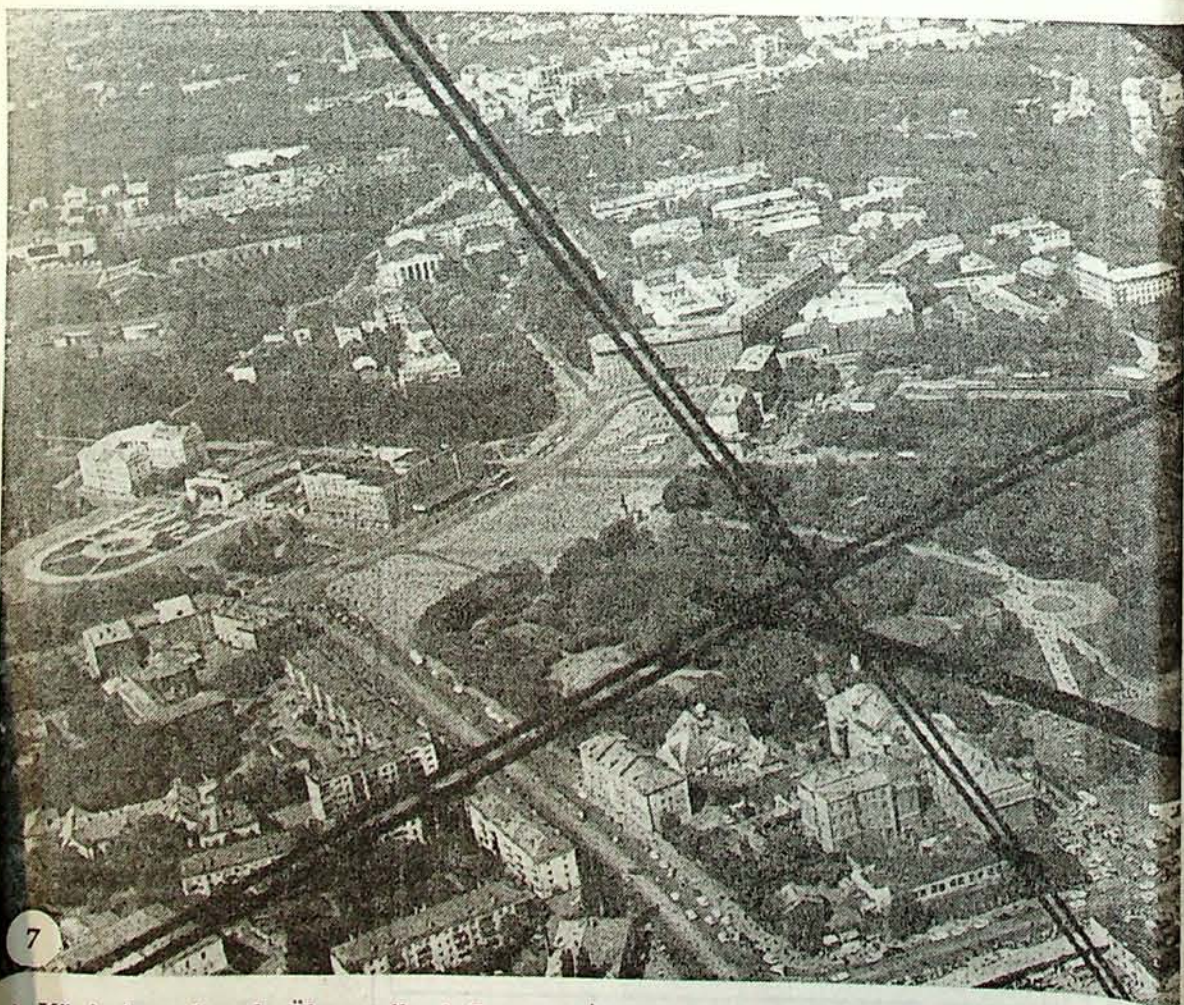
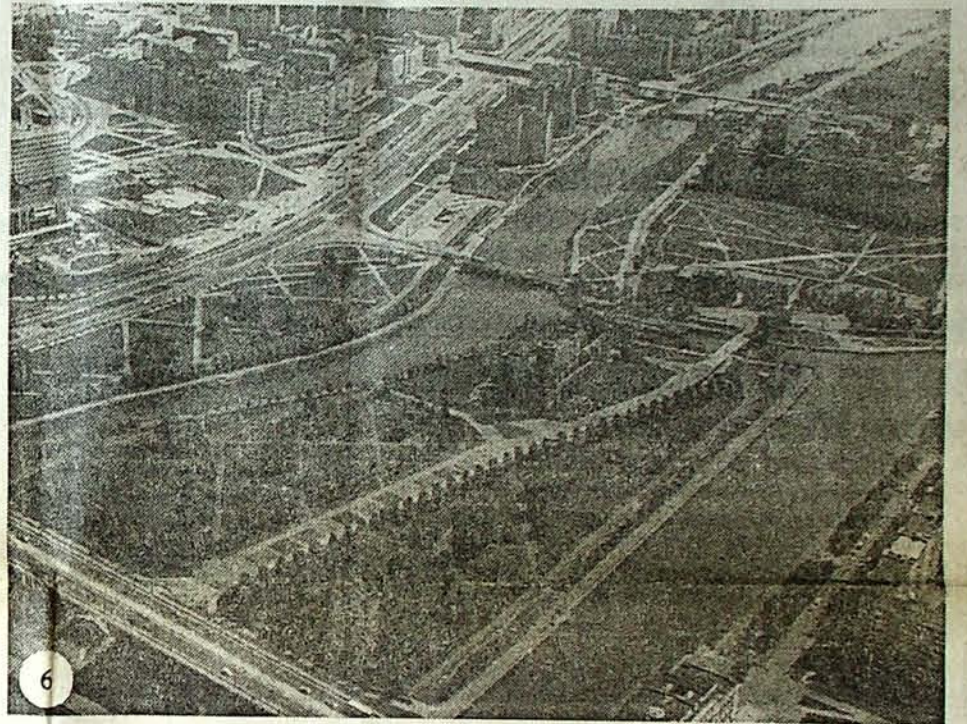
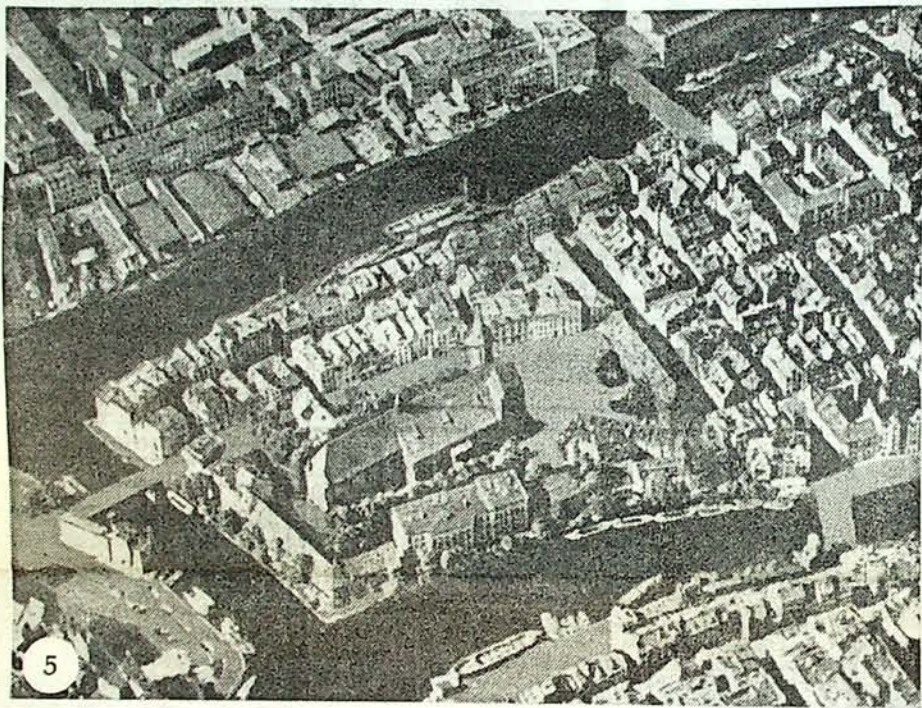
4) Blick von Süden entlang der Kneiphöfischen Langgasse, jetzt als Hochbrücke geführt, Richtung Altstadt. Vom Stadtkern blieb in diesem Bereich nur die Börse (Vordergrund)

Königsberg (Pr)

damals & heute

aus Ostpreußens Hauptstadt

F. WEBER



5) Königsberg damals: Überquellende Bebauung auf dem Kneiphof. Deutlich sichtbar der Dom (Ansicht von Nordosten)

6) Der Kneiphof heute: Es blieb nur die Domruine (Ansicht von Südwesten)

7) In der Bildmitte der Hansaplatz, begrenzt vom Amts- und Landgericht

(oben) und Nordbahnhof (rechts); im unteren rechten Bildviertel das heute baumbestandene Gelände der früheren Deutschen Ostmesse. Bildmitte links: Postscheckamt und Stadthaus

8) Der Wrangelturm; links unterhalb die Kunsthalle. Zwischen Wrangelstraße und Wallring ist eine große Freifläche, die heute als Markt fungiert

Investor aus der Steueroase

Vertragsentwurf: Britisches Firmenkonsortium soll angeblich weitgehende Rechte in Königsberg erhalten

Die Königsberger Region steht möglicherweise vor größeren wirtschaftlichen Umbrüchen. Nach bisher unbestätigten Meldungen der russischsprachigen Tageszeitung „Kalininogradskaja Prawda“ habe der Gouverneur des Königsberger Gebietes, Leonid Gorbenko, mit zwei ausländischen Firmen Vertragsentwürfe ausarbeiten lassen. Die Pläne liefen darauf hinaus, diesem Firmenkonsortium außerordentlich weitreichende Rechte zu übertragen. So sei beispielsweise geplant, dem ausländischen Investor Exklusivrechte einzuräumen 1.) für die Entwicklung der gesamten Bauindustrie in Königsberg, 2.) für den Ausbau der Kur- und Ferienorte an der Ostsee, 3.) den Abbau und die Verwertung aller Bodenschätze (etwa Erdöl, Bernstein, aber auch Mineralwasser usw.).

Der Investor, so sieht es der Vertragsentwurf vor, soll den Einsatz neuester Technologien bieten sowie die Schulung der Mitarbeiter und des Managements.

Für diese Tätigkeiten solle dem Investor Steuerbefreiung eingeräumt werden. Außerdem solle dem Konsortium das pauschale Recht zugestanden werden, die im Königsberger Gebiet erwirtschafteten

Rubel unbegrenzt und unverzüglich umzutauschen. Auch für einen unverzüglichen Währungstransfer an die jeweiligen Dienstsitze der Firmen solle staatlicherseits gesorgt werden.

Partner des Vertragsentwurfes und eines Memorandums seien zwei Firmen: zum einen die auf der Insel Man, einer zu Großbritannien gehörenden Steueroase, registrierte Firma namens „Emerald Engineering Services Ltd.“, mit der angeblich ein Vertragsentwurf unterzeichnet wurde, zum anderen die in Israel eingetragene Firma „Eurotech Industrial Services Ltd.“, mit der ein „Memorandum“ verhandelt worden sei. Beide Unternehmen gehörten dem Firmenpräsidenten Meir Baer.

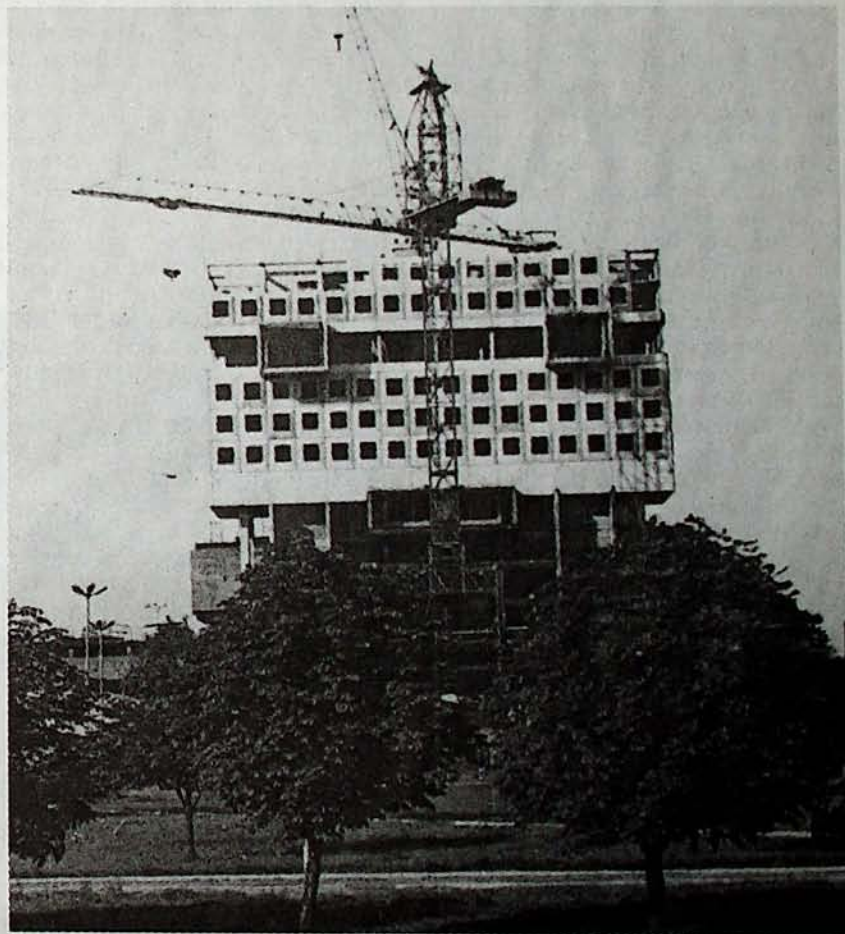
Das mit der Firma „Eurotech“ besprochene Memorandum gleicht dem mit „Emerald Engineering“ abgeschlossenen Entwurf weitgehend. Zusätzlich zu diesem sieht das Memorandum jedoch auch noch die Gründung einer Hypothekenbank in Königsberg, die Übernahme der Erdölraffinerie im Königsberger Fischereihafen und den Ankauf des riesigen Betonklotzes auf dem Schloßplatz, des „Haus der Räte“, vor. Dort will der Firmeninhaber angeblich

sein Firmenhauptquartier aufschlagen.

Die offenbar noch nicht rechtskräftigen Texte wurden vor kurzem von Gouverneur Gorbenko, so oppositionelle Kreise, ohne jedwede demokratische Rücksprache in Israel unterzeichnet bzw. verhandelt. Bis vor kurzem sei man in Königsberg davon ausgegangen, Gorbenko sei dort gewesen zwecks Vertragsverhandlungen über den Aufbau einer neuen Schweinezucht im Gebiet.

In Königsberg haben diese Gerüchte für erhebliche Beunruhigung gesorgt. Es wurde insbesondere angeprangert, daß damit einer auswärtigen Firmengruppe der wesentliche Teil des gesamten Wirtschaftslebens der Region praktisch ohne Gegenleistung überschrieben werde. Das Memorandum, so hieß es, sei ungesetzlich und damit rechtsungültig. Die oppositionelle Presse hat scharfe Angriffe auf den Gouverneur gerichtet. Regierungsfreundliche Stellen taten die Berichte mit dem Hinweis auf den zur Zeit bestehenden Wahlkampf für die Gouverneurswahlen im Herbst 2000 ab. Leonid Gorbenko hat unterdessen die Angaben der „Kalininogradskaja Prawda“ als unwahr dementiert.

BI „Haus der Räte“: Bald Sitz einer mächtigen Firma?



Der Westen steht vor der Tür

Angst und Hoffnung in Kaliningrad vor der EU-Osterweiterung

VON JENS HARTMANN

Kaliningrad – Noch 300 Meter, noch vielleicht sechs Stunden. Sergei, ein ehemaliger Flottenoffizier, füllt drei Liter Wodka in die Scheibenwischenanlage seines mit Billigbenzin voll getankten Passat. Seine Frau Marina, eine Studentin, schichtet derweil ohne Hast Marlboro-Päckchen im Ersatzreifen. Im Wageninneren riecht es nach Duftbaumvanille.

Mamonowo, ehemals Heiligenbeil, Grenze Russland-Polen. Schlange, Schlagbaum, Schlange. Tausende Kioske auf vier Rädern warten beiderseitig auf die Abfertigung. Auf russischer Seite kaufen Kaliningrader wie Sergei und Marina bei einem Großhändler im Blechcontainer Wodka und Zigaretten, stehen bis zu 15 Stunden in der Schlange, geben dem Zöllner 20 Dollar, damit er wegsieht, und, 100 Meter nach der Grenze, verkaufen sie die geschmuggelte Ware ebenso an einen Großhändler, ebenso im Blechcontainer. Dann retour, dann wieder anstehen. Ein bis zwei Dollar verdienen Sergei und Marina für den Transport einer Stange Zigaretten.

Mehr als 100 000 Kaliningrader, mithin jeder zehnte Bewohner des Oblast, der halb so groß ist wie Belgien und seinen 940 000 Bürgern ein Durchschnittseinkommen von gerade einmal 100 Euro bieten kann, leben vom kleinen Grenzverkehr. Um die russische Exklave gibt es genug Grenze: nach Polen, nach Litauen. Und 23 – visafreie – Übergänge. Ausgerechnet die sonst so himmelweit entfernte Geopolitik könnte den bodenständigen Boten einen Strich durch die Rechnung machen. Wenn Polen und Litauen voraussichtlich 2004 EU-Mitglieder werden, könnte der kleine Grenzverkehr zum Erliegen kommen. Kaliningrad wäre dann eine EU-Enklave, abgeschnitten von der Außenwelt.

Moskau fordert deshalb, Kaliningrad als „Pilotregion für die Zusammenarbeit zwischen Russland und der EU im 21. Jahrhundert“ zu entwickeln. Es geht um eine ganze Reihe ungelöster Fragen: Wie wird ein von EU-Territorium umschlossenes Kaliningrad künftig mit Energie versorgt werden? Wie können Militärgüter nach Baltisk, wo noch 25 000 Soldaten stationiert sind, transportiert werden? Werden Kaliningrader ein Schengen-Visum erhalten? Wie kann die grenzüberschreitende organisierte Kriminalität bekämpft werden, damit Kaliningrad kein Einfallstor Richtung Europa für Verbrecher wird?

Moskau, das bis 2010 umgerechnet 3,44 Milliarden Euro in die Region pumpen will, und Brüssel sind gefragt. Aber auch die Region selbst, die in den vergangenen Jahren ihre Hausaufgaben sträflich



Zwei alte Frauen verkaufen in Königsberg auf der Straße Blumen

FOTO: PETER HIRTH

vernachlässigt hat. Trotz des Status einer Sonderwirtschaftszone fließen kaum Investitionen. Der Regionalhaushalt ist, wie der Rechnungshof feststellte, „de facto bankrott“.

Sergei Pasko hat die Lösung. Der quirlige Vorsitzende der Baltischen Republikanischen Partei, einer Bewegung mit 652 Mitgliedern, „residiert“ im Keller einer deutschen Villa in der Schillerstraße. Hinter seinem Schreibtisch klebt eine russische Trikolore mit einer goldenen Nato-Windrose in der Mitte. „Wir müssen eine vierte baltische Republik gründen“, fordert der Separatist. Er sieht seinen zukünftigen Staat „Baltia als assoziiertes Mitglied sowohl Russlands als auch

Kants „Kenig“ – ein Armenhaus

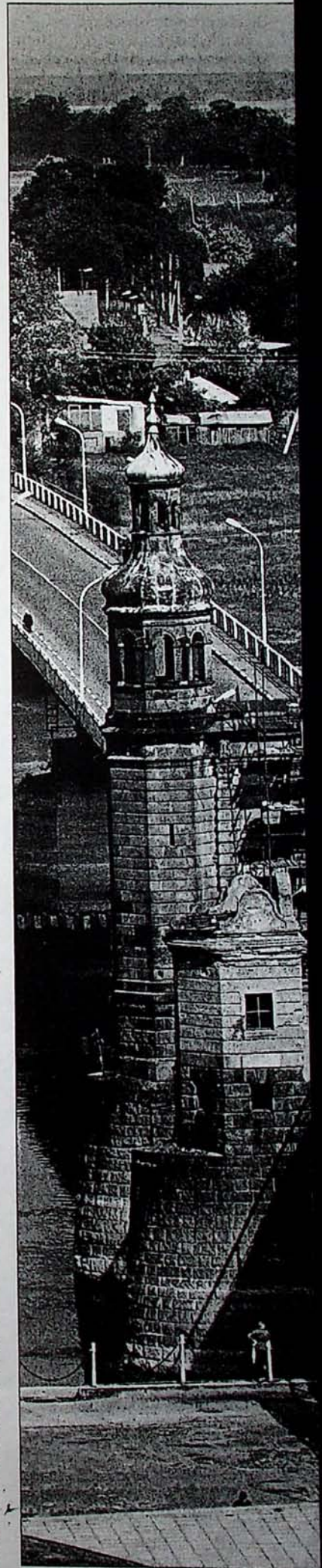
Zumindest für Immanuel Kant muss seine Heimatstadt Königsberg wie ein Magnet gewirkt haben. Weiter als 30 Kilometer hinter die Stadtgrenze schaffte es der große Philosoph zeit seines Lebens nicht. Zu Zeiten Kants war die Stadt an der Pregel mit der Albertina-Universität eines der bedeutendsten geistigen Zentren in Deutschland. Königsberg nahm seine Anfänge 1255, als dort der Deutsche Orden eine Burg gründete. In deren Schutz entstanden die Siedlungen Königsberg, Löbenicht und Kneiphof. 1701 krönte sich in Königsberg Kurfürst Friedrich III. zum König der Preußen. Der Zweite Weltkrieg verwandelte die Hauptstadt der Provinz Ostpreußen in eine Ruinenlandschaft. Hunderttausende Deutsche flohen. Die Sowjets benannten 1946 Königsberg in Kaliningrad um und brachten russische Siedler in die Gegend. Das Gebiet wurde als militärischer Vorposten für mehr als vier Jahrzehnte zur Sperrzone. Nun ist Kaliningrad, obwohl Sonderwirtschaftszone, eines der Armenhäuser Russlands. Der deutschen Vergangenheit werden sich viele Bewohner wieder bewusst. Jugendliche nennen ihre Stadt heute liebevoll „Kenig“. JH

der EU“. Die Mehrheit der Kaliningrader weiß Pasko bislang nicht hinter sich. Zwar erhoffen sich viele Autonomie, jedoch nur zehn Prozent wollen sich von Russland ganz lossagen.

Kaliningrad heute, das ist eine Stadt wie ein zerschlagenes Gesicht. Wo das Schloss stand, das die Sowjets 1967 sprengten, ragt wie ein fauler Zahn das Haus der Räte empor. Eine graue Ruine, wegen statischer Mängel nie fertig gestellt, der Abriss zu teuer. Der Dom, das Wahrzeichen, das wieder ein Dach hat, steht einsam auf der Insel. Im Eingang thronen zwei steinerne Löwen. Das Hauptschiff ist seltsam leer, immerhin, ein dem Original nachempfundenen Kronleuchter hängt wieder. Die Wendeltreppe hoch, erinnert das Kant-Museum an den berühmtesten Sohn der Stadt. Eine Büste Immanuel Kants, daneben Stadtgeschichte: Beim Feuersturm der alliierten Luftwaffe 1944 geschmolzene Kerzenständer, Backsteine, Flaschenkorken. Jedoch, im vernarbten Gesicht Königsbergs blinzeln auch bekannte Züge auf. Das Denkmal Friedrich Schillers etwa, die Füße lächerlich groß, die alten Villenviertel Marahrenn und Amalienau, wo, auch wenn viele Fassaden verrotten sind, Russen mit viel Elan hochherrschaftliche Anwesen restaurieren.

Pioniergeist ist in Georgenburg, einer Festung aus dem 14. Jahrhundert, eineinhalb Stunden außerhalb von Kaliningrad zu spüren. „Fünf Mark“ Eintritt, und Irina Nowikowa zeigt das Traditionsgestüt, das mit Geldern aus Kaliningrad und Österreich wieder zu altem Glanz findet. Die Ställe Baujahr 1861 sind modernisiert worden, die Fassade fachkundig gemauert, nun sollen noch ein Hotel und eine Manege entstehen. 250 Trakehner, Hannoveraner und Holsteiner und 1500 Hektar Grund und Boden hält die Aktiengesellschaft „Kaliningradski“. „Wir wollen wieder nach oben kommen, und das schaffen wir auch“, sagt Nowikowa.

Das Gefühl, zu Europa zu gehören, ist in Kaliningrad zu spüren, aber auch die Angst vor Klaustrophobie. Während die Grenzgänger Sergei und Marina nach der EU-Erweiterung um ihre Einkünfte fürchten, sprechen in der Euro-Fakultät Studenten der Wirtschafts- und Rechtswissenschaften Deutsch und Englisch. Alexander Solenko (25) machte in Göttingen seinen Magister in Staatsrecht. „Wir europäisieren, das ist unsere einzige Chance“, sagt er. „Aber es braucht Zeit, bis Europa in den Köpfen ankommt.“



Deutsche Spuren in Kaliningrad: Die Brücke



Masurische Landstraße bei Elblag (früher Elbing): „Nicht das Geschehene, das Geschaute formt und verwandelt uns“

Das Verlangen nach Herkunft

SPIEGEL-Reporter Hermann Schreiber über „Heimweh-Touristen“ und andere Ostpreußen-Reisende

Heimat? Nein. Heimat ist das nicht mehr“, sagt die Frau aus Berlin (West), wo sie jetzt lebt, im masurischen Mikolajki (weiland Nikolaiken), wo sie geboren ist, vor schätzungsweise fünfzig Jahren. „Zur Heimat gehören auch die Menschen, und die sind nicht mehr da.“

Sie sagt das sachlich, gar nicht sentimental, und sie muß es zweimal sagen; denn auf dem Wellblech-Vordach der Fischbraterei, unter dem wir Zuflucht gefunden haben, randaliert einer der ahlosen Wolkenbrüche dieses sogenannten Sommers. Merkwürdig, wie wenig mich hier der Regen stört.

Warum aber kommt sie immer wieder her, die Frau aus Nikolaiken, ist geradezu inständig hier (samt ihrer unübersehbar jugendfrischen, im Westen geborenen Tochter), wohnt auch nicht in einem der spärlichen, dürftigen Hotels, sondern privat bei Polen in Mragowo (weiland Sensburg), 25 Bus-Kilometer entfernt, wo sie inzwischen fast zur Familie gehört?

Die Frage stellt sich tausendfach; und das erlebt man nicht nur am ostpreußischen Ort, man kann es auch der Statistik entnehmen. Bereits 1975 sind reichlich eine Viertelmillion Bundesbürger nach Polen gefahren. Im letzten und im laufenden Jahr bewegt sich diese Zahl auf 300 000 zu.

Bei bundesdeutschen Veranstaltern fällt dieses Phänomen unter „Heimweh-Tourismus“.

Aber kann es Heimweh geben nach etwas, das nicht mehr Heimat ist? Und kann man von Tourismus reden, wenn nicht Zerstreuung das Reiseziel ist (von komfortabel hergerichteter Entspannung ganz zu schweigen), sondern Vergangenheit?

Tatsächlich stehen bundesdeutsch gekennzeichnete, von pommersch oder ostpreußisch versippten Menschen gelenkte Autos auch auf Dörfern, die durchschnittliche Touristen nur dann zu sehen bekommen, wenn sie sich böse verfahren haben. Da parkt dann plötzlich einer aus Oldenburg oder aus Herdecke oder aus Iserlohn auf schlammigen Wegen vor dem Bauernhof, in dem seine Familie früher zu Hause war — und macht, oft im Wiederholungsfall und mit waschecht westlichem Anhang, Ferien beim polnischen „Nachfolger“, der seinerseits vielleicht aus der Gegend um Lemberg oder Wilna hierher umgesiedelt worden ist.

Warum also? Warum tun so viele Menschen dergleichen — obwohl sie ganz gewiß nicht mehr den Gedanken an Rückkehr hegen, auch nicht den Wunsch danach?

Wir fragen das immer wieder — und bekommen von niemandem eine rundum rationale, schon gar nicht eine säuberlich reflektierte Antwort.

Wir: vier männliche Westdeutsche, bis auf einen auch im Westen geboren und sämtlich dort aufgewachsen, zwei so um die Vierzig und zwei so um die Fünfzig, alle zum ersten Mal in Ost-

preußen, unterwegs nun durch Masurien mit einem Wohnmobil amerikanischer Bauart („airconditioned“), umwittert von westlichem Way of life und subjektiven Anwandlungen des Abenteuerlichen.

Warum sind wir eigentlich hier: vier hinlänglich verschiedene Typen (ein Fernsehmann, ein Arzt, ein Flugkapitän, ein Journalist), die sonst um diese Zeit in teuren Häusern und teuren Hemden auf Sylt sitzen und aus Branchenklatsch und Weibergeschichten so etwas wie ein Gruppenerlebnis zu stilisieren versuchen?

Beabsichtigt haben wir in der Tat eine Art Kontrastprogramm, und das findet auch statt: keine Weibergeschichten, sondern selbstgerupfte Hühner, selbstgekochte Kartoffeln. Kein Branchenklatsch, sondern präzise Teamarbeit beim Navigieren anhand einer alten deutschen Generalstabskarte und beim Bugsieren des Fünftonnners über einspurige, konvexe Kopfsteinpflaster-Alleen mit Gegenverkehr.

Als wichtiger noch erweist sich, was wir nicht beabsichtigt, allenfalls geahnt haben: die intensive Empfindung der gewachsenen Natur. Es ist nicht allein der Umstand, daß die Störche hier noch im Dutzend vorkommen; auch nicht allein der Umstand, daß Herbizide und Pestizide noch keine Wirkung getan haben, daß der Bauer hier erkennbar noch mit dem Boden ringen muß.

Es ist mehr: die verwandelnde Kraft einer Landschaft. „Solche Bilder: das

Fallen der Blätter, die blaue Ferne, der Glanz der herbstlichen Sonne über den abgeernteten Feldern, das ist vielleicht das eigentliche Leben. Solche Bilder schaffen mehr Wirklichkeit als alles Tun und Handeln...“

Ich lese dies, während wir reisen, in Marion Gräfin Dönhoffs Schilderung eines Ritts durch Masuren im September 1941. Ich gehe abends manchmal aus unserem rollenden Hotel ein Stück ans Seeufer oder in den Wald: in ein Schweigen, das lebt, in eine Stille, die man anfassen kann; und ich verstehe: „— nicht das Geschehene, das Geschaute formt und verwandelt uns.“

Freilich: das Geschehene und das Geschaute verbinden sich auch — mindestens in ihrer Wirkung auf uns Westmenschen, die wir von diesem Land bislang keine Vorstellung gehabt haben; die es nicht gekannt haben, als es noch Deutschland war. Daß wir es nun als ein sehr deutsches Land erkennen, läßt sich nicht leugnen. Es ist uns neu, aber es ist uns nah. Fremd fühlen wir uns hier nicht. Wir erfahren in Polen, was Deutschland gewesen ist.

Ich habe oft Schwierigkeiten gehabt, die nur mühsam unterdrückten Emotionen zu verstehen, mit denen Freunde und Verwandte aus diesem ehemals deutschen Osten (politisch allesamt Realisten und nicht Revanchisten) von ihrer verlorenen Heimat sprechen. Ich verstehe das jetzt. Ich habe gesehen, was da verloren ist. Und „nicht das Geschehene, das Geschaute formt und verwandelt uns“.

Wir suchen und finden, mit Hilfe jener deutschen Generalstabskarte, zum Beispiel die vormaligen Güter der Grafen Dohna-Schlobitten (das Herren-

haus dort ist eine fast völlig zugewachsene Ruine, auf den Feldern im heutigen Slobity dagegen ist ordentlich Betrieb).

Wir suchen und finden Steinort am Rande des Mauersees (heute Stynort und Jezioro Marmy), ehemals — seit 1400 ungefähr — Sitz der Familie Lehdorff. Das um 1700 erbaute Barockschloß ist leidlich instand gehalten, wenschon nicht gepflegt; Halle und Freitreppe sind kahl übertüncht, ein paar Nebenräume werden genutzt, wohl von der Kolchosverwaltung.

Hier hat Hitlers Außenminister Ribbentrop im Krieg sein „Feldlager“ aufgeschlagen, weil er stets in der Nähe des Führerhauptquartiers sein wollte — Rastenburg, heute Ketrzyn, und Hitlers „Wolfsschanze“, heute ein Trümmerhaufen für Touristen, sind nur zwanzig Kilometer weg. Und zugleich haben sich hier die Verschwörer gegen Hitler getroffen: im Juni 1944 zum Beispiel Tresckow und Schlabrendorff mit dem Hausherrn, Heini Lehdorff, der die Verbindung zu Stauffenberg hielt.

Vielleicht sind sie hier auf und ab gegangen, in diesem Park mit den vielhundertjährigen Eichen, der unterdessen zum Urwald geworden ist — hier, wo, von keiner Gegenwart gehindert, Vergangenheit wuchert.

Kann es sein, daß wir eben darum hergekommen sind, „Heimweh-Touristen“ und andere Ostpreußen-Reisende — nicht um wiederzufinden, was wir verloren haben, sondern um zu suchen, was uns bleibt: unsere Vergangenheit, ein Stück lebendige Geschichte? Denn

• Links: Schloßruine in Schlobitten (heute Slobity), rechts: Schloß Steinort (heute Stynort).

Luc!
nur die Geschichte, so hat Wilhelm Dilthey formuliert, sagt dem Menschen, was er sei.

Kann es sein, daß Hunderttausende hierzulande sich auf die Suche gemacht haben nach ihrer nationalen Identität, auf den Weg an die Wurzeln — nicht eigentlich nostalgisch und schon gar nicht revanchistisch, wohl überhaupt nicht rational, sondern im Verlangen nach Herkunft?

Es mag hier zwischen Polen und Deutschen, freilich erst jenseits der Schmerzschwelle eines noch nicht verarbeiteten Verlustes, so etwas entstehen wie die Solidarität der Vertriebenen beider Völker. Was es hie und da schon gibt, sind sozusagen Partnerschaften, fachliche Dialoge, wie sie, bei Gelegenheit eines Besuches, der Vorgänger mit dem Nachfolger führen mag — zu beider Erleichterung.

In Slobity, so hören wir, ist ein Dohna stets gern gesehener, hochgradig kompetenter Gast der polnischen Verwaltung. Auch gibt es hier Güter, auf denen haben westdeutsche Besucher namens Bismarck oder Kuenheim schon den Trecker gefahren und die Pferde geführt.

Während wir Juditten suchen, heute Judity, ehemals ein Kuenheimscher Besitz, kommt mir eine polnische Broschüre in die Hand, die den aktuellen Stand der dortigen Pferdezucht beschreibt. Auf die erste Seite hat der Gutsverwalter eine Widmung geschrieben und darüber eine Zeile auf deutsch. Es dauert eine Weile, bis ich sie entziffert habe.

Da steht wahrhaftig: „Für Herrn von Kuenheim.“

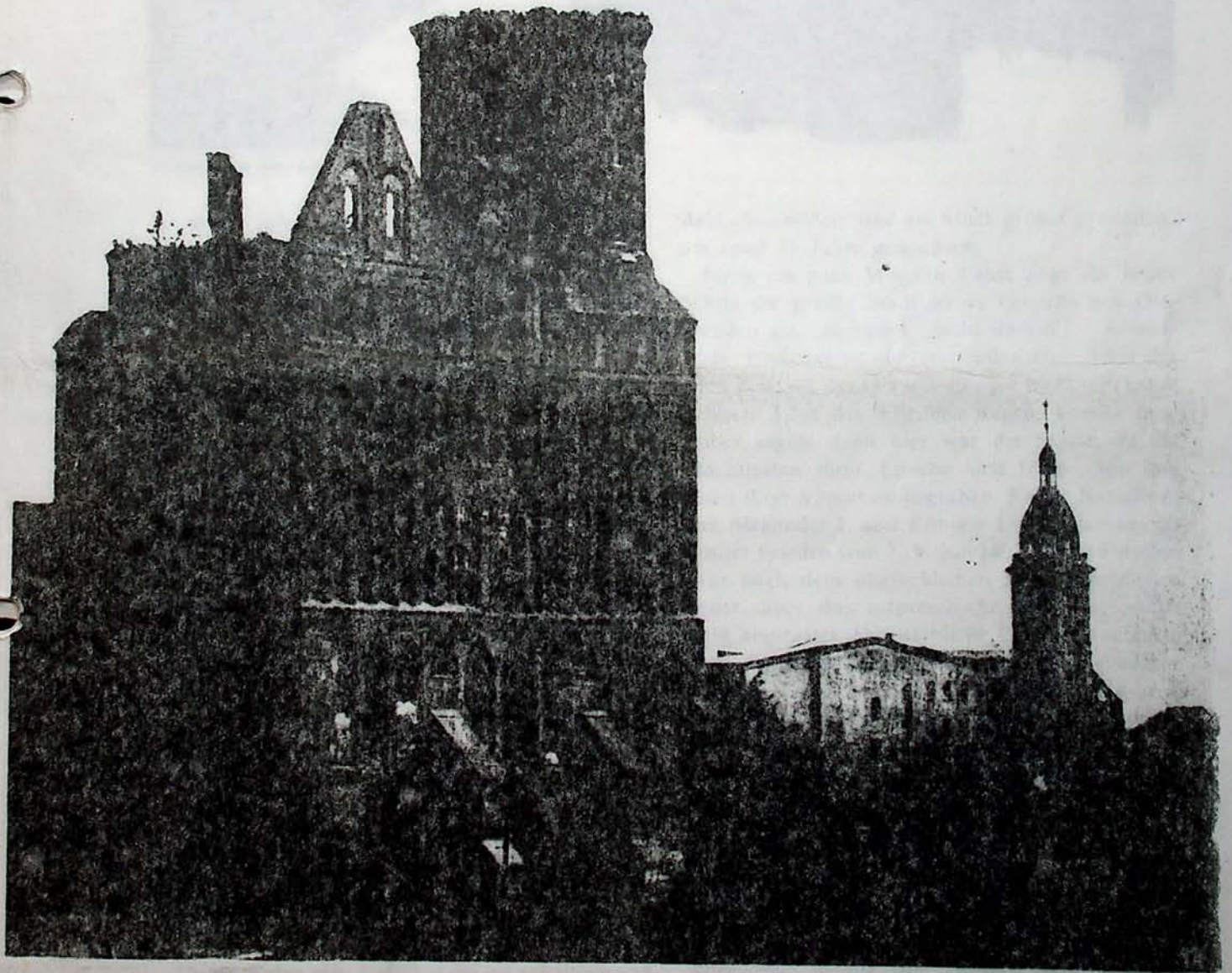


Ehemals ostpreußische Herrnsitze*: Unterwegs an die Wurzeln

aus: Spiegel Nr. 34/1977

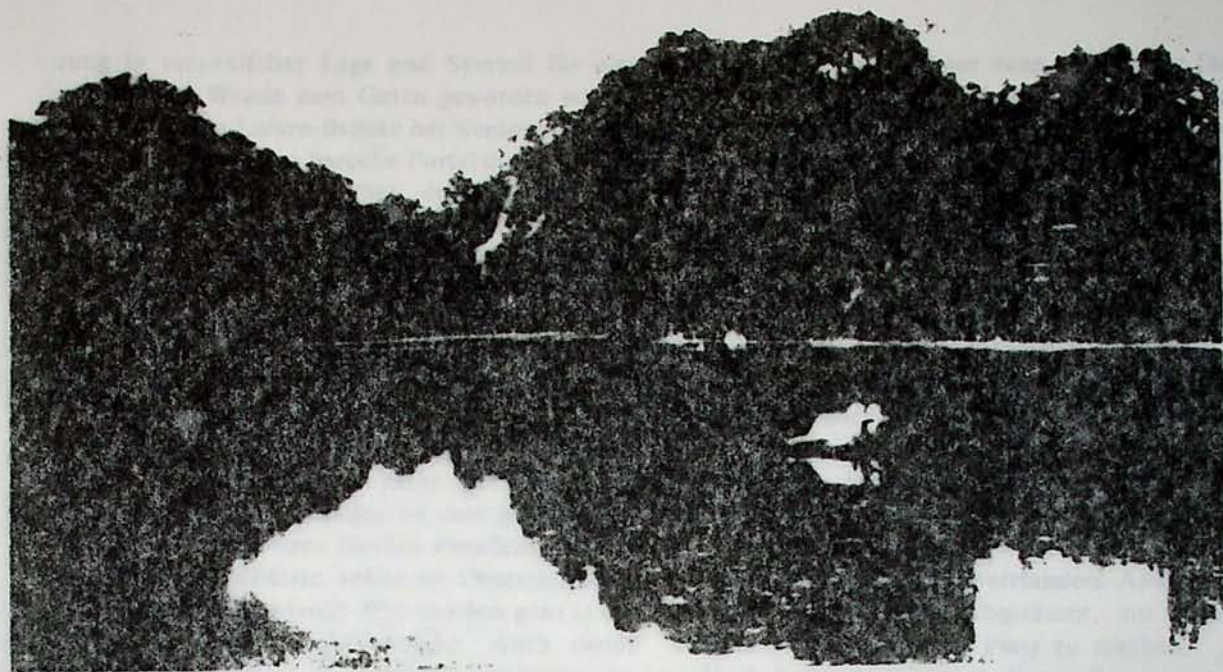
Helmut Feitsch

Wir kommen aus Königsberg



Nord-Ostpreußen heute

Rautenberg



Immer noch eine Idylle: der Große Mühlenteich.

len stehen schwirrend über den leicht versumpften Stellen. Ein malerischer Winkel, der die Zeiten überdauert hat.

Immer noch qualmt der riesige Schornstein neben dem hohen, klotzigen Ziegelbau der Zellstofffabrik, die von der Schloßmühle aus gut zu sehen ist. Gewaltige Stahlmasten der Freileitungen, die dort wohl die Memel überqueren, stehen auf dem baumbestandenen, wenig bebauten Gelände dazwischen.

Der rote, aufragende Backsteinbau des Krankenhauses, auf dem sich die weißen, schmalen Putzschichten absetzen, blickt unverändert über den Zaun mit den kräftigen Pfeilern davor. In der Windheimstraße gibt es alte und neue Häuser nebeneinander.

Verlassen wir den zweifellos wieder lebendigen Ort, so fällt auf einem Zaun das mosaikartig gestaltete Namensschild „Njeman“ auf. Auch wenn sie nun anders heißt, ist die Stadt doch überwiegend als das alte Ragnit zu erkennen.

Streifzug durch das Tilsit von heute

Unsere Fahrt geht nun über die gut erhaltene und wohl auch gepflegte Teerstraße in das nur zehn Kilometer entfernte Tilsit. Die alte Reichsstraße 132 hat sich kaum verändert. Lediglich die Bäume an den Seiten, die mit den Kronen einen endlosen

Baldachin bilden, sind ein Stück größer geworden, um rund 35 Jahre gewachsen.

Nach ein paar Minuten Fahrt zeigt ein neues Schild die größte Stadt dieses Bereichs von Ostpreußen an. „Sowjetsk“ steht darauf. Sowjetstadt. Und das ist so verschieden vom Tilsit der alten Zeit, wie der Ort selbst es gar nicht sein kann.

Nach Tilsit des Friedens wegen, konnte man früher sagen; denn hier war die Stätte, da die Mächtigsten ihrer Epoche sich trafen, um den Streit ihrer Völker zu begraben. Kaiser Napoleon, Zar Alexander I. und Königin Luise. Damals, im Tilsiter Frieden vom 7. 9. Juli 1807, verlor Preußen zwar nach dem unglücklichen Krieg erheblichen Besitz, aber das ostpreußische Kernland wurde nicht angetastet. Der weibliche Charme, vor allem aber die menschliche Wärme jener legendären Königin Luise ersparten der Provinz und dem Königreich das Schlimmste. „Wer nie sein Brot mit Tränen aß...“, schrieb die vom Leid ihrer Landsleute gequälte Königin in ihr Tagebuch, nicht ahnend allerdings, daß „die himmlischen Mächte“ ihrem Land noch nicht die ärgsten der „kummervollen Nächte“ bereitet hatten. Sie kamen fast 150 Jahre später.

So lange war Königin Luise fast wie eine Heilige verehrt worden, vor allem in dieser Stadt. Eine Allee, eine Schule, ein Theater, ein Haus, eine Apotheke, ein Denkmal und vor allem eine Brücke waren mit ihrem Namen verbunden. Heute ist dieser Name getilgt, der zum Inbegriff für preußische Tugend, für Aushalten in der Not, Bewäh-

rung in verzweifelter Lage und Symbol für eine unerwartete Wende zum Guten geworden war.

Die Königin-Luisen-Brücke hat wenigstens noch ihr altes Gesicht. Das barocke Portal dieses weithin bekannten Übergangs über den Memelstrom, gleichsam den Brückenschlag versinnbildlichend, steht noch; aber die Inschrift wurde herausgemeißelt, die drei stählernen Bogen durch ein gerades betoniertes Bauwerk ersetzt. Posten halten dort Tag und Nacht Wache. Das ist jedoch keine Besonderheit. Alle Brückenbauten in der gesamten Sowjetunion werden so geschützt.

Auch das Napoleonshaus in der Deutschen Straße Nr. 24 existiert nicht mehr. Der Korse hatte durchaus Gefallen gefunden an dem gemütlichen Städtchen im äußersten Norden Preußens. Zu den Bauten, die er schätzte, zählte die Deutschordenskirche, das eindrucksvolle Wahrzeichen ganz in der Nähe der Königin-Luisen-Brücke. Auch dieses Gotteshaus würde er im Sowjetsk von heute vergeblich suchen.

Über lange Jahrhunderte war Tilsit unbeschadet durch die Zeitläufe gekommen. 1406 war die Burg entstanden. 1552 hatte Herzog Albrecht dem schnell wachsenden Ort mit seinem aufblühenden Hafen Stadtrecht verliehen. 59 100 Einwohner zählte die kreisfreie Stadt vor Kriegsausbruch. Sechs Jahre später war das Ende ihrer 550jährigen Geschichte herbeigekommen. Am 19. Januar fiel sie in die Hände des gewaltig anstürmenden Gegners — ein rauchender Trümmerhaufen.

Die Königin-Luisen-Brücke war schon früher in den Fluten der Memel versunken. Deutsche Truppen hatten sie in der Nacht vom 22. auf den 23. Oktober 1944, wie alle Flußübergänge, gesprengt. Tatsächlich wurden die sowjetischen Truppen noch einmal fast auf den Tag genau ein Vierteljahr — das gegenüberliegende Pogegen war bereits am 20. Oktober 1944 erobert worden — aufgehalten. War dieser Preis die Gnadenfrist wert? Man muß die Frage wohl bejahen; denn nur so war es möglich, die Fluchtbewegung halbwegs zu organisieren. Menschenleben sind jeden Preis wert!

Wie aber würden diejenigen, die damals noch einmal davongekommen waren, ihre Stadt jetzt wiederfinden? In Gedanken waren sie gewiß alle schon zu Hause, oft und immer wieder. Haben sie sich noch ausgemerkt, jetzt, da es ihr Zuhause nicht mehr sein soll, viele, viele Jahre danach? Einer, der sich durch besondere Information ein recht zutreffendes Bild vom heutigen Tilsit machen kann, ist Ingolf Koehler. Im folgenden schildert er, wie es dort nun vermutlich aussieht:

„Auch in unserer Heimat an der Memel blieb die Zeit nicht stehen. Viel hat sich dort verändert, seit wir eine stark zerstörte Stadt verlassen mußten.

180 Deutsche gibt es im Land an der Memel nur noch

vereinzelt — und auch nur dann, wenn diese Deutschen mit Ausländern verheiratet sind. Die deutsche Sprache mußte der russischen weichen, und auch deutsche Texte wird man im heutigen Tilsit kaum noch entdecken.

Dennoch würde sich der ortskundige Tilsiter auch heute noch in seiner Heimatstadt zurechtfinden. Zwar ist viel Neues dort entstanden, doch bleiben genügend Wahrzeichen und Orientierungspunkte erhalten. Durch die Kriegszerstörungen wurden zahlreiche Straßenzüge in Ruinenfelder verwandelt; aber es zeigte sich später, daß viele Brandruinen wiederaufbauwürdig waren, weil insbesondere die Außenmauern von ihrer Standfestigkeit nichts oder nur wenig eingebüßt hatten. Dadurch ist so manches Haus — zumindest äußerlich — in alter Fassung wiedererstanden. Andererseits wurden Trümmerfelder abgeräumt, um konzentrierten Neubauprojekten Platz zu machen.

Doch beginnen wir nach dieser allgemeinen Betrachtung mit unserem gedanklichen Streifzug an der Stelle Tilsits, die wir passieren, wenn wir — von Süden kommend — mit dem Auto einreisen: oben am Karlsberg, an der ehemaligen Königsberger Straße. Von hier aus übersehen wir den geradlinigen Verlauf der Clausiusstraße bis zum Meerwischpark. Die Clausiusstraße heißt heute Leninstraße. Hier hat sich gegenüber früheren Jahren nur verhältnismäßig wenig verändert. Kriegszerstörungen sind in diesem Bereich kaum noch erkennbar. Der Wohnblock auf der linken Seite, an der Kreuzung Königsberger Straße / Grünwalder Straße / Clausiusstraße / Sommerstraße bestimmt auch heute noch das Bild dieser Kreuzung. Auf der rechten Seite der Clausiusstraße verändert sich das Straßenbild erst hinter der Großen Gerberstraße, die jetzt den Namen „Pjatnitzkinstraße“ trägt. Hier sind neue Wohnblocks entstanden. Das Bild der Gr. Gerberstraße hat sich dadurch völlig verändert.

Die Fahrbahn der Clausiusstraße ist breiter geworden. Das frühere Reihensteinpflaster wurde mit einer Schwarzdecke überzogen. Für die Verbreiterung mußten die einst so gepflegten Vorgärten geopfert werden. Überhaupt befinden sich zumindest die Hauptverkehrsstraßen baulich in gutem Zustand. Kopfstein- und Reihensteinpflaster sind größtenteils verschwunden.

Am Meerwischpark vermissen wir den Turm der Kreuzkirche. Er wurde bereits 1944 durch Bomben zerstört. Das Kirchenschiff wurde zweckentfremdet. Hier arbeiten heute die „Werk tätigen“ an den Bohrern und Drehbänken einer Maschinenfabrik. Das Pfarrhaus gegenüber an der Ecke Lindenstraße hat sich hingegen kaum verändert. Die starken Beschädigungen durch Fliegerbomben sind beseitigt. Am Thesingplatz blicken wir hinein in die Grabenstraße, deren Abschluß auch heute noch durch den



Die Königin-Luisen-Brücke, wie sie der Fotograf 1970 vom Gelände der zerstörten Deutschordenskirche sah.

gewaltigen Gebäudekomplex des Staatlichen Gymnasiums gebildet wird. Die Grabenstraße selbst macht einen trostlosen Eindruck; doch zeigen sich Ansätze für einen Wiederaufbau.

Am Ende der Clausiusstraße angelangt, ist festzustellen, daß auch hier, am Hohen Tor, dem einstigen Verkehrsknotenpunkt zwischen Clausiusstraße, Gerichtsstraße, Angerpromenade, Kasernenstraße, Hohe Straße und Oberst-Hoffmannstraße, ein Stückchen deutscher Vergangenheit erhalten blieb. Baulich dominiert hier immer noch in seiner alten Fassung das Gerichtsgebäude, das wieder seiner alten Bestimmung dient und darüber hinaus kulturellen Zwecken nutzbar gemacht wird. Offiziell trägt dieses Haus heute den Namen „Schloß der Kultur“. Ergänzt wurde dieser Komplex lediglich durch einen Säulenvorbau am Haupteingang. Das Haus der Kreissparkasse Tilsit-Ragnit wurde wieder aufgebaut. Die alte Fassade besteht noch. Auch das Eckhaus an der Kasernenstraße, in dem sich der „Felsenkeller“ befand, zeigt wenig Veränderungen. Einstige und heutige Besonderheit dieses Hauses: der quadratische Dachturn. Gegenüber das Gebäude der „Bank der ostpreussischen Landschaft“ — jetzt allerdings mit anderer Zweckbestimmung.

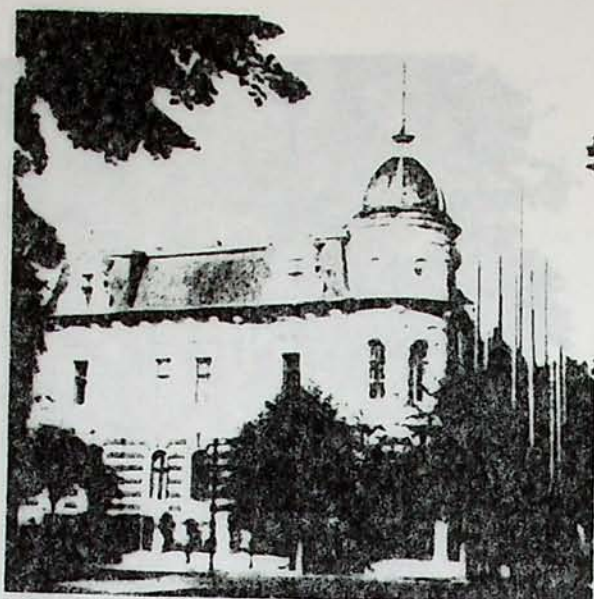
Von hier aus geht der Blick hinüber in die Gerichtsstraße. Dieser Durchblick war früher versperrt durch das Haus Clausiusstraße 1, dessen Untergeschoß das Restaurant „Gerichtshalle“ beherbergte. Dieses Haus wurde ein Opfer der Bomben. Die Ruine wurde abgetragen. In dieser Gerichtshalle wurde früher nach getaner Arbeit zumeist in fröhlicher Bier- und Weinrunde über die Tilsiter Alltagsprobleme diskutiert, oder es wurden Zukunftsprognosen ausgetauscht. Doch wer wäre damals je auf den Gedanken gekommen zu prophezeien, daß eines Tages auch an dieser Stelle der Vater der russischen Oktoberrevolution Wladimir

Iljitsch Lenin verewigt sein würde. Umrahmt von Grünanlagen steht Lenin hier auf steinernem Sockel und blickt hinab auf das Hohe Tor und weit hinein in die Hohe Straße.

Wir machen einen kleinen Abstecher zum Anger. Den überlebensgroßen, bronzenen Elch suchen wir vergeblich. Er wurde verschleppt und fand sich später wieder am Rande von Jakobsruh. Schließlich wurde er im Königsberger Tiergarten wiederentdeckt. Auf seinem Natursteinsockel wurde ein sowjetischer Panzer zu Ehren der „ruhmreichen Sowjetarmee“ plaziert. Anlässlich der Siegesfeiern werden dort alljährlich Kränze niedergelegt. Insgesamt bietet der Anger durch seine gepflegten Grünanlagen und Blumenrabatten einen erfreulichen Anblick.

Vertraut ist der Anblick des Stadttheaters, dessen guter Ruf einst als „Grenzlandtheater Tilsit“ über den Kreis Tilsit-Ragnit weit hinausreichte. Für die sowjetische Bevölkerung hat dieses Theater die gleiche Bedeutung wie früher für die Deutschen im nördlichen Ostpreußen. Kultur wird bei den Sowjetrussen immer noch groß geschrieben. Ein vielseitiges Theaterprogramm wird diesem Bedürfnis durchaus gerecht.

Doch zurück zum Hohen Tor. Wir folgen den Blicken Lenins und schlendern durch die Hohe Straße, die jetzt „Straße des Sieges“ heißt. Jeder ortskundige Tilsiter würde die Straße wiedererkennen. Sie ist auch heute noch die Hauptverkehrsstraße und besonders an den Werktagen von regem Leben erfüllt. Doch es ist nicht mehr „unsere Hohe“ mit ihrer besonderen Note, mit der ihr eigenen Atmosphäre, die sie einst für uns so anziehend machte. Es ist auch nicht mehr die Geschäftsstraße der Stadt. Viele uns vertraute Häuser entdecken wir aber wieder. Dieses trifft insbesondere für den Abschnitt zwischen Oberst-Hoffmann-Straße und Langgasse zu. Fast unverändert das Postgebäude. 181



Die Franck'sche Villa an der Clausiusstraße – Ecke Lindenstraße. Das frühere Pfarrhaus der Kreuzkirche hat sich kaum verändert. Neu ist die Mastengruppe vor dem Gebäude.

Die vielen Geschäfte mit den einladenden Schaufenstern und den ausladenden Markisen (während der Sonntage) existieren nicht mehr. Stattdessen wurde in unmittelbarer Nähe des Capitols das Kaufhaus „Sadko“ errichtet, das baulich großzügig gestaltet und von Grünanlagen umgeben ist.

Überhaupt hat sich das Straßenbild besonders zwischen Langgasse und Wasserstraße stark verändert. Abgeräumte Trümmerflächen schafften Platz für neue Planungskonzepte. Noch vorhandene Freiflächen sind in kleinere und größere Grünflächen umgestaltet worden. Diese Freiflächen gewähren den Durchblick in die benachbarten Parallelstraßen. Im Kreuzungsbereich Hohe Straße / Langgasse wurde das „Denkmal für den sowjetischen Kämpfer, den Befreier“ errichtet. Unweit davon entstand die „Allee der Helden“, ein völlig neuer Straßenzug mit modernen Wohnblocks und reichem Baumbestand. Diese Allee wurde am 9. Mai 1965 offiziell eingeweiht. Straßenbahnschienen entdecken wir nicht mehr. Der öffentliche Stadtverkehr wird mit Bussen bewerkstelligt.

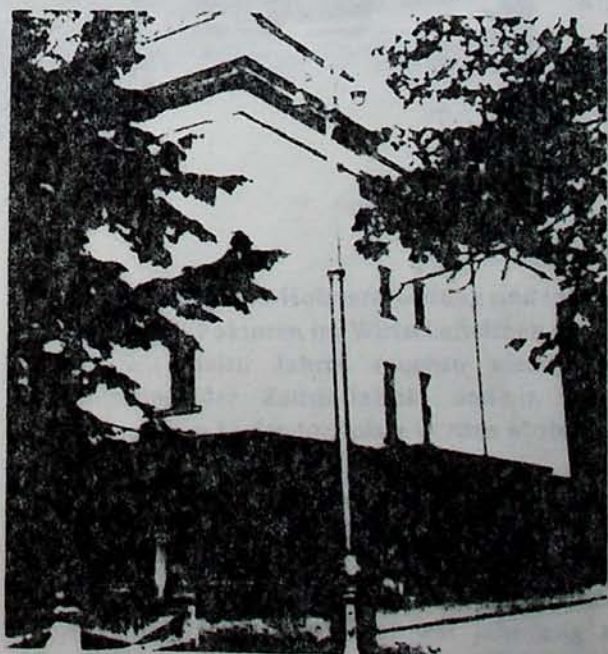
Schon sind wir am ehemaligen Fletcherplatz, dem „Getreidemarkt“, wie er früher einmal hieß. Was hier noch an die alte Zeit erinnert, sind das Zollgebäude und das barocke Portal der Königin-Luise-Brücke. Die Brücke selbst, die früher zweifellos zu den größten und schönsten Wahrzeichen unserer Stadt zählte, wurde beim Rückzug von deutschen Truppen im Oktober 1944 gesprengt. Sie ist 1948 von Sowjets und Litauern wieder aufgebaut worden, jedoch nicht mehr als Bogenbrücke, sondern als sogenannte Stahl-Kastenträgerkonstruktion. Ebenfalls in veränderter Form entstand die Eisenbahnbrücke an alter Stelle.

Die Dominante des alten Stadtpanoramas, unsere Deutschordenskirche (Deutsche Kirche), ist verschwunden. Mit verhältnismäßig geringen Schäden hat sie den Krieg überstanden. 20 Jahre diente das Kirchenschiff den Sowjets als Sägewerk. Herabfallende Ziegelsteine, die zwei Passanten erschlugen, gaben den Anlaß, dieses baugeschichtlich so wertvolle Bauwerk, das selbst einen Napoleon einst begeisterte, abzubrechen. Mit durchaus vertretbarem Reparaturaufwand wäre es möglich gewesen, dieses Baudenkmal zu erhalten. Im Bereich Fletcherplatz – Dammstraße und Ludendorffplatz herrscht rege Bautätigkeit; vornehmlich Wohnblocks entstehen hier.

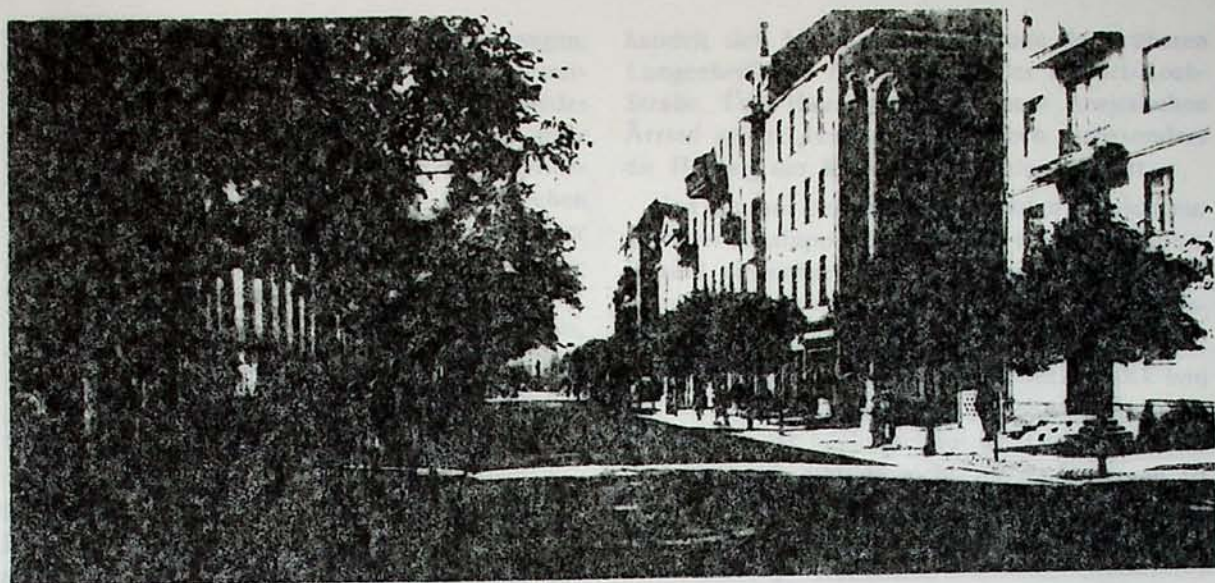
Die Deutsche Straße ist uns fremd geworden. Die memelseitige Häuserreihe existiert nicht mehr. Von hier aus ist der Blick frei bis zum Memelstrom, auf dem ein modernes Tragflächenboot den Linienverkehr nach Kaunas (Kowno) betreibt. Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße stehen nur noch vereinzelt alte Häuser. Auch hier sind neue Wohngebäude entstanden.

Auf dem Schloßplatz und Ludendorffplatz herrscht allwöchentlich reges Leben, wenn die litauische Landbevölkerung über die Memelbrücke herüberkommt, um auf dem Wochenmarkt ihre Erzeugnisse anzubieten und zu verkaufen. Das Angebot ist reichhaltig und vielfältig, obwohl qualitativ und vom Gebrauchswert her nicht mit westlichem Maßstab gemessen werden darf. Die dortige Bevölkerung ist anspruchsloser in ihren Forderungen.

Noch einige Worte zur Bevölkerung überhaupt: Die Sowjetbürger sind bescheiden und im wesentlichen mit dem zufrieden, was ihnen geboten wird.



Das Stadttheater sieht – das zeigt dieses Foto aus dem Jahre 1975 – fast so aus wie einst.



Zwei Fotos von der Hohen-Straße aus dem Jahre 1970. Auf dem Bild oben steht ganz im Hintergrund das Lenin-Denkmal.



Sie sind fleißig und auch stolz auf das, was sie in dieser Stadt, in der bereits ein beachtlicher Teil von ihnen geboren ist, geschaffen haben. Sie pflegen Hausmusik und lieben die Geselligkeit. Die im heutigen Tilsit erscheinende Zeitung ‚Znamja Kommunisma‘ (Banner des Kommunismus) schreibt hierzu: ‚Sowjetsk heute. — In jedem Jahr wächst und verschönert sich unsere Stadt. Es sind neue Mikroyone (Kleinbezirke) gebildet worden. In vielen Straßen sind neuerrichtete, hübsche Wohnhäuser entstanden. Die Straßen sehen sauber und gepflegt aus. Das ist auf die Aktivität der Sowjetsk-Bewohner zurückzuführen, die an der Gestaltung und Verschönerung ihrer Stadt selbst mitwirken.‘

Holzumschlag und Holzverarbeitung sind immer noch wichtige Faktoren im Wirtschaftsleben dieser Stadt. Seit vielen Jahren rauchen wieder die Schornsteine der Zellstofffabrik, und in einer Fabrik auf dem Ludendorffplatz werden Möbel gefertigt.

Schauen wir uns noch ein wenig in den Grünanlagen um, die auch in früheren Jahren schon ein wesentlicher Bestandteil der Stadtgestaltung waren. Der Schloßmühlenteich — er heißt heute ‚Grodskoje Osere‘ (Städtischer See) war jahrelang zu einem stinkenden Rinnsal herabqualifiziert. Allmählich entwickelt er sich zu dem zurück, was er einst für uns war: eine Oase der Entspannung, um-

geben von Wiesen, Bäumen und Wanderwegen. Wir erinnern uns an die Brücke zwischen Wasserstraße und Roonstraße. Diese Brücke gibt es wieder in ähnlicher Form wie früher, jedoch nicht mehr aus Holz, sondern aus Stahlbeton. Die alte Holzbrücke mußte wegen Baufälligkeit abgebrochen werden. Fast unverändert erhebt sich der Turm der katholischen Kirche über die Baumgipfel. Das Kirchenschiff ist abgetragen.

Erhalten blieb auch ein Teil des Landratsamtes, zu dessen Füßen sich die zentrale Fahrbereitschaft befindet. Das Realgymnasium an der Roonstraße ist den Bombenangriffen zum Opfer gefallen. Das Wohngebiet 'Überm Teich' hat seinen Charakter im wesentlichen behalten, obwohl auch hier der Krieg große Wunden riß. Nach wie vor dient der Park von Jakobsruh (der städtische Park) der Freizeit, der Erholung und der Volksbelustigung. Inmitten von gepflegten Grünanlagen und reichhaltigen Rabatten befinden sich Restaurants, Denkmäler und zuweilen auch Karussells. An das Königin-Luise-Denkmal erinnert nur noch der Marmorsockel. Eine Rehplastik befindet sich jetzt darauf. Platzkonzerte russischer Kapellen bereichern den Aufenthalt im Park von Jakobsruh. Von dort über die Putschine ist es nicht allzu weit bis zum Stadtwald. Ausflugsziele wie 'Kuhlin's', 'Waldschlöbchen' oder 'Waldkrug' sind den Neubürgern Tilsits unbekannt.

Zu einem Begriff geworden ist über die Grenzen Tilsits weit hinaus das 'Sanatorium Sowjetsk'. Es

handelt sich hier um das Gebäude der früheren Lungenheilstätte Stadtheide in der Robert-Koch-Straße. Das Haus wird von guten sowjetischen Ärzten geleitet, zu deren Aufgaben insbesondere die Heilung der Knochentuberkulose gehört.

Von den uns bekannten Friedhöfen existiert nur noch der Smalupp-Friedhof. Alle übrigen Friedhöfe sind eingeebnet. Grabsteine wurden entfernt. Nichts soll hier mehr an die deutsche Vergangenheit erinnern.

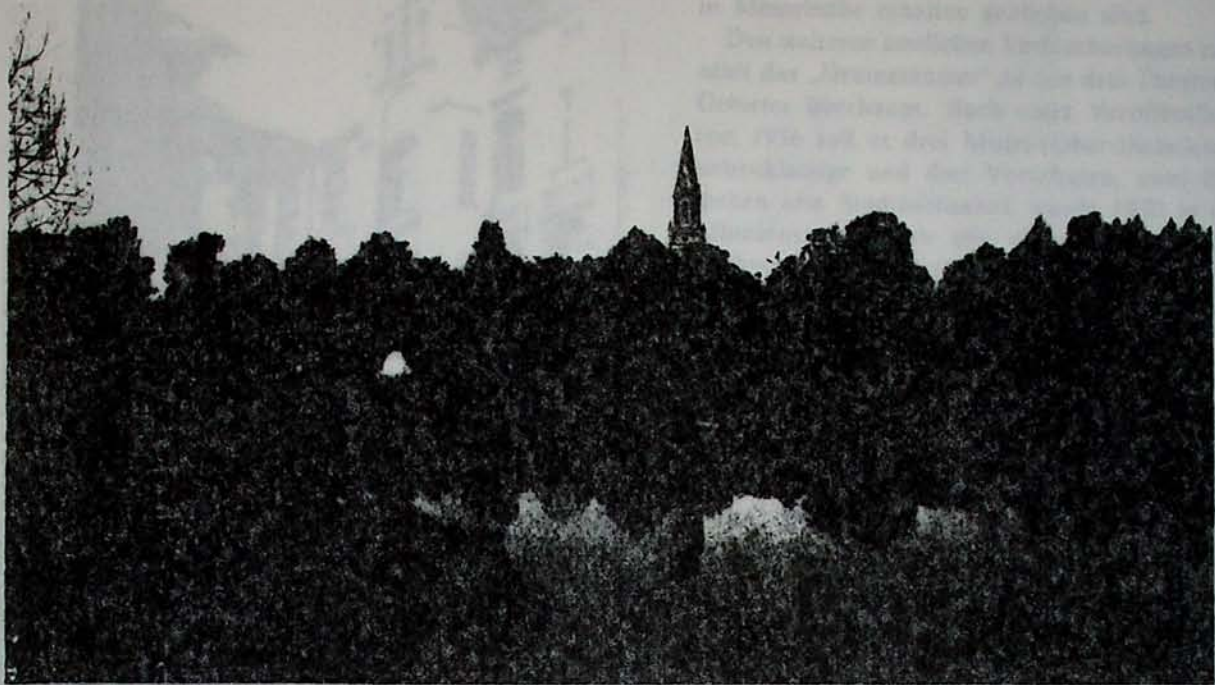
Kehren wir noch einmal zur Memel zurück und blicken hinüber auf das Land jenseits des Stromes, das uns immer noch vertraut ist. Das Restaurant 'Brückenkopf' gibt es nicht mehr. Hingegen ist östlich der Brücke eine Badeanstalt entstanden, die den Bürgern während der vielen heißen Sommertage Abkühlung verschafft.

Wie einst, als wir dort noch zu Hause waren, bringen Frachtkähne ihre Holzladungen aus dem Osten, tragen Fahrgastschiffe ihre Gäste in die nahen oder weiteren Ausflugsziele, fahren Fischer und Wassersportler kreuz und quer über den Strom.

Hier am Ufer des Memelstromes (Njeman) bewegen wir uns gedanklich zwischen den Zeiten. Vieles ist fremd geworden in der alten Heimat. Die Vergangenheit versinkt. Geblieben ist das Bild der Erinnerung und eine 700jährige deutsche Geschichte, die dieses Land prägte. Es bleibt der Charakter dieser Landschaft mit seinen bewaldeten Höhenzügen



184 Das war einmal das Herz Tilsits. Im Vordergrund die Litauische Kirche (Landkirche) am Schenkendorf-Platz. Hinten rechts das Rathaus in der Deutschen Straße.



Der Schloßmühlenteich heißt nun Städtischer See. Auch die Brücke gibt es wieder, jedoch aus Stahlbeton. Im Hintergrund der Turm der sonst abgetragenen katholischen Kirche.

und seinen saftigen Wiesen — aber der Strom fließt weiter.“

Wohin fließt er — Tropfen der Ewigkeit in unendlicher Fülle und schnell wie die Zeit davongetragen? Auch die Menschen, die dort an seinen Ufern wohnten, gehören dazu; die jetzt dort sind, die er dorthin trug, nicht minder. Kinder des Stroms, der sie nicht losläßt, gleich wo sie leben und wie lange sie leben. Den Schatz der Erinnerung im Herzen die einen, die neue Heimat vor Augen die anderen.

Sie haben sich längst eingerichtet in Tilsit, die neuen Bewohner aus den Weiten Rußlands; schließlich, so hört man, war es die einzige Stadt Nord-Ostpreußens, in der der Wiederaufbau bereits in den sechziger Jahren erkennbare Fortschritte gemacht hatte.

Amtlicherseits hat die Stadt an der Memel von Anfang an große Bedeutung gehabt. Schon 1958 hieß es in einem Aufsatz über das Königsberger Gebiet, Tilsit sei „das wichtigste industrielle, Verkehrs- und administrative-kulturelle Zentrum des nördlichen Teiles“. Aus weiteren offiziellen Veröffentlichungen geht hervor, daß die Stadt, die direkt der Oblastj-Verwaltung unterstellt ist, eine Fläche von 45,0 Quadratkilometern hat. Die Einwohnerzahl wird für 1970 mit 38 500 (1939: 59 300) angegeben). 1959 waren es danach nur 31 900.

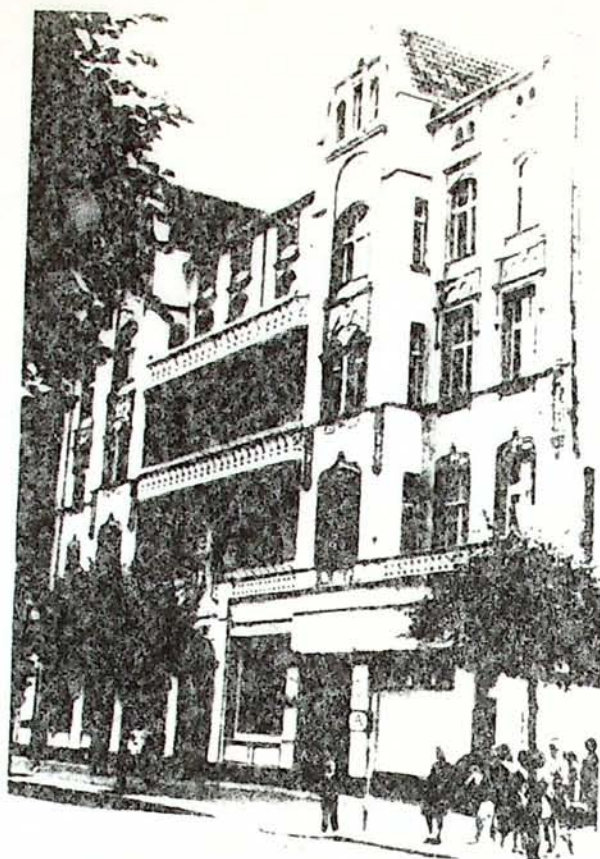
Als wichtige Betriebe werden geführt: Schiffsmontagerwerft, Zellulose-Kombinat, fleischverarbeitender Betrieb, Brotkombinat, Strumpffabrik, Möbelfabrik, Konservenfabrik für Obst, Brauerei,

Mühlenbetrieb, Spirituosenwerk, Teppichwirkerei, Seifenwerk, Kalkwerk, Butterei-Betrieb — in keiner anderen Stadt des Gebietes, ausgenommen Königsberg selbst, werden so viele Unternehmen genannt.

Bei einem großen Teil handelt es sich um frühere deutsche Betriebe, die unter der neuen Regie weiterarbeiten. Das ging selbstverständlich nicht ohne Schwierigkeiten, zumal sie oft unter den Kriegseinwirkungen gelitten hatten. So berichtet ein Aufsatz, daß im Zellulose-Werk die Säuretürme zerstört und alle Holzkonstruktionen der Produktionsgebäude verbrannt waren. Auch das Kabelnetz und das Elektrosystem seien sehr stark in Mitleidenschaft gezogen worden.

Inzwischen wurde die Fabrik vergrößert. Bereits Ende der sechziger Jahre waren dort rund 3 000 Arbeiter beschäftigt; ihre Zahl dürfte sich in der Zwischenzeit weiter erhöht haben. Auch für dieses Werk stammt der Rohstoff Holz nicht mehr aus den dezimierten ostpreußischen Wäldern, nachdem der Raubbau dort gestoppt worden war. Er kommt aus den fernen waldreichen Regionen der Sowjetunion — geflößt über verschiedene Wasserwege, bis er das Memelufer erreicht, dort, wo immer noch die hohen Schornsteine das wichtigste Unternehmen Tilsits markieren.

Wenn diese gewaltigen Holzstämme erzählen könnten, dann wäre eine ungewöhnliche Reisebeschreibung das mindeste; vielleicht gäbe es noch mehr zu berichten. Märchenhaft hört es sich fast an, wenn mitgeteilt wird, daß Tilsit heute eine



Altes Tilsit: Das Haus des ehemaligen Luitpoldtheaters, des kleinsten Kinos der Stadt, steht wie einst (Foto 1975)

direkte Wasserverbindung zum Schwarzen Meer haben soll. Bereits 1963 hatte die Zeitung „Sowjetskaja Litva“ darauf aufmerksam gemacht. Eine neue Schleuse in Tilsit sollte die Wasserstraße über die Memel, verschiedene Kanäle sowie Pripjet und Dnjepr ermöglichen. Inzwischen ist das Projekt anscheinend verwirklicht.

Natürlich ist die Stadt wie in der ganzen Zeit ihres Bestehens auch auf dem Lande ein herausragender Verkehrsknotenpunkt. Durch ihre Lage ist sie geradezu geschaffen dafür. Der gesamte Nord-Süd-Verkehr verläuft über sie. Das gilt für die Schiene genauso wie für die Straße. Die alte Reichsstraße 138 ist immer noch die Hauptschlagader der Motorisierung im nördlichen Teil Ostpreußens. Der Durchgangsverkehr ist so stark, daß Pkw und Lkw verschiedene Routen nehmen müssen, die eine geht durch die Hohe Straße, die andere durch die Deutsche. Für die Eisenbahn ist Tilsit eine der fünf wichtigsten Stationen (neben Königsberg, Insterburg, Gumbinnen und Pr. Eylau).

Die Stadt soll auch wieder einen Flugplatz haben. Ob er identisch ist mit der Anlage aus deutscher Zeit (in Weinoten), ist nicht bekannt.

Die günstige Lage zum Wasser macht Tilsit für Fischfang und Fischverarbeitung interessant. Dieser Gewerbebezug soll jetzt sogar die Zelluloseindustrie an Rang übertreffen. In diesem Zusam-

menhang ist bemerkenswert, daß die Hafenspeicher in Memelnähe erhalten geblieben sind.

Den weiteren amtlichen Verlautbarungen zufolge zählt das „Dramatheater“ zu den drei Theatern des Gebietes überhaupt. Nach einer Veröffentlichung von 1956 soll es drei Mittel-(Ober-)Schulen, vier siebenklassige und drei Vorschulen, zwei Bibliotheken (die Stadtbibliothek wurde 1970 in einem Allunionswettbewerb mit einem Diplom ausgezeichnet), ein Kulturhaus und fünf Kinos oder Klubs gegeben haben. Auch eine der drei Pädagogischen Lehranstalten des Gebiets steht dort.

Von den alten Bauwerken existiert das Rathaus am Schenkendorffplatz nicht mehr. Die Kreuzkirche und schließlich die Deutschordenskirche wurden völlig beseitigt. Von der katholischen Kirche steht noch der Turm. Auch die reformierte Kirche wurde teilweise zerstört. 1956 wurde gemeldet, daß ein städtisches Krankenhaus eröffnet wurde. Es besitzt eine Röntgen- und eine Operationsabteilung.

Was sagt eine Tilsiterin, die einst in Ragnit wohnte und nun in „Sowjetsk“ lebt, über ihre Heimatstadt? In einem Brief schreibt sie darüber: „Ja, ich kann es verstehen, daß viele Ansichten von der Stadt Ihnen fremd vorkommen; denn der Bau geht sehr voran, und vieles hat sich verändert. Der Aufgang zur Luisenbrücke ist derselbe. Die Brücke selbst ist eine neue, die alte wurde ja zerstört. Das Gericht ist noch dasselbe. Der Bahnhof war nicht zerstört, ist nur erneuert. Die Zellstoffabrik steht noch, ist größer ausgebaut. Die Post ist dieselbe. Kirchen gibt es zur Zeit keine. Die nächste ist in Pogegen.“

Pogegen liegt auf der anderen Seite des Flusses, im alten Memelland. Während im übrigen nördlichen Ostpreußen keine einzige Kirche mehr ihrem



Neues Tilsit: Nachkriegsbau mit Kinderwarenhaus.



Das „Denkmal für den sowjetischen Befreier“ steht an der Siegesstraße, wie die Hohe Straße nun genannt wird. Das gleiche Denkmal, nur größer, ist auch in Ost-Berlin zu finden.

eigentlichen Zweck dient, fällt es auf, daß in der Litauischen Sowjetrepublik — wie auch im Bereich des sonstigen früheren Baltikums — immer noch Gottesdienst gehalten wird, wenn auch nur sehr bedingt und begrenzt. So haben wenigstens die Menschen in dieser Grenznähe die Möglichkeit zu Gebet und Andacht. Sind auch Sprache und Ritus verschieden, der Glaube und der Gott, dem er gilt, blieben dieselben.

Die Briefschreiberin schildert auch ein wenig die Umgebung, die früher für den Tilsiter genauso zum Lebensraum gehörte wie die Stadt:

„Vor zwei Jahren haben wir Blaubeeren gesucht. Bis Baumgarten fuhren wir mit dem Bus, dann im Wald zu Fuß. Das Sägewerk steht nicht mehr. Das Arbeiterhaus an der Straße steht noch, alles ist verändert, ist ja überall Kolchose, ebenso Lenkonischen. Soweit ich den Wald gesehen habe, ist er nirgends abgeholzt. Von Blausden steht nur ein kleiner Teil, das Haus von Sch. und zwei Ställe, wo jetzt die Schweinezucht vorgeht ... Der Ordnung nach von früher und jetzt ist ein großer Unterschied. Die Leute in der Kolchose sind ja mit allem zufrieden, dagegen spielt das Stadtleben eine andere Rolle. Berneiten ist von Militär besetzt. Im Herbst 1975 fuhren wir mit dem Bus nach Waldschlößchen und weiter die Strecke nach Heinrichswalde. Drei bis vier Kilometer hinter Waldschlößchen stiegen wir aus und gingen dann quer durch den Wald und kamen bis zum Waldrand von Hegehof. Nur vom Waldrande kann man das Gut sehen, das Militär hat es besetzt.“

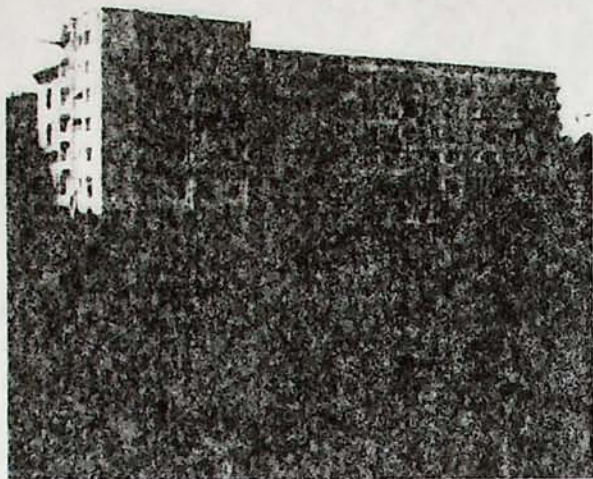
Nein, es ist nicht mehr die alte Welt, auch wenn manches in einem etwas angenehmeren Licht er-

scheint als in den übrigen Städten Nord-Ostpreußens. Macht sich die Nähe der anderen Republik, der litauischen, in dieser Weise bemerkbar, nicht nur, was das Glaubensleben betrifft? Haben eine besonders starke Vergangenheit und eine versöhnlichere Gegenwart besser zusammengefunden als in den anderen Orten?

Wer kann es schon wagen, aus der Ferne eine Antwort auf solche Fragen zu geben? Uns bleiben nur die Beobachtungen anderer und ein paar Fotos. Sie allerdings sprechen auch von einer sonst kaum gesehenen Harmonie zwischen dem Damals und dem Heute. Der schreiende Gegensatz, der sonst so traurig und deprimierend wirkt, ist da nicht spürbar.

So ist der Blick auf das Gelände am Hohen Tor wie ein Bild aus alten Zeiten, auch wenn dieser Ort heute Leninplatz heißt. Ebenso blieb die Idylle am Schloßmühlenteich erhalten, auf die vom Horizont her unverändert die Neustädtische Volksschule herübersieht. Das Haus des ehemaligen Luisentheaters, des Stadttheaters und die Frank'sche Villa zeigen sich in alter Schönheit, ohne von dem gläsernen Neubau des Kaufhauses „Sadko“ oder dem recht trist wirkenden Kinderwarenhaus gestört zu werden. Und immer noch rollen Busse und Autos durch das Portal der unvergessenen Luisenbrücke.

Gewiß, Max von Schenkendorf, der „Sänger der Befreiungskriege“, hat nun kein Heimatrecht in seiner Vaterstadt mehr. Sein Denkmal vor dem Rathaus wurde demontiert, und statt seiner Worte: „Weiter, weiter mußt du dringen, du mein deutscher Freiheitsgruß“, steht heute: „Vorwärts, dem



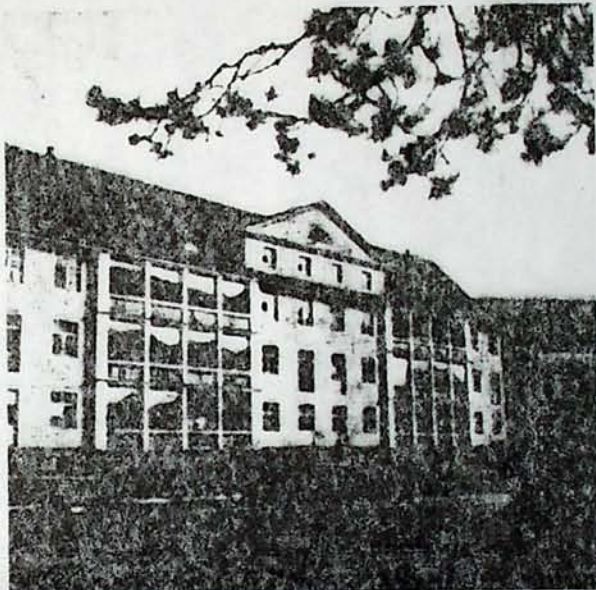
Das Lenin-Denkmal am Hohen Tor.

Kommunismus entgegen.“ Aber solange die Brücke über die Memel führt, wird man sich daran erinnern, daß hier noch nicht die Welt zu Ende ist — auch nicht die Ostpreußens.

Vielleicht denkt man bald auch wieder an einen anderen Dichter aus dieser Stadt. Johannes Bobrowski schrieb seine ersten Verse am Ilmensee; der grausame Krieg, dem auch sein Heimatort zum Opfer fallen sollte, hatte gerade begonnen. Als er vorüber war, widmete er sein ganzes Schaffen der Versöhnung, der Annäherung zwischen West und Ost, der Verbindung zwischen Tradition und Fortschritt, was auch immer darunter verstanden wird.

Er war einer der ersten Brückenbauer zwischen beiden Teilen Europas — ein getreuer Sohn seiner Stadt.

So gibt es trotz aller Bedrücktheit Hoffnung. Tilsit wirkt wie ein Symbol dafür, daß auch der schlimmste Untergang nichts Endgültiges hat. Das Leben geht dort weiter, und die Stadt gibt auch Zuversicht für diejenigen, die jetzt nicht in ihren Mauern sein dürfen. Es ist das andere Ufer, das einen Blick in eine neue Zukunft gestattet. Menschen am Strom kennen keine Einseitigkeit. Auch das Tilsit von heute schaut wieder nach drüben ...



Das „Sanatorium Sowjetsk“ ist zu einem Begriff geworden. Es ist — wie das Bild zeigt — im Gebäude der früheren Lungenheilstätte Stadtheide in der Robert-Koch-Straße untergebracht.



188 Das Kaufhaus „Sadko“ in der Hohen Straße zwischen Langgasse und Wasserstraße.

„Die Russen haben keine eisfreien Ostseehäfen. Darum benötigen die Russen die eisfreien Häfen Königsberg und Memel und den entsprechenden Teil des Territoriums Ostpreußens, zumal dies historisch uralawisches Land ist.“

(Joseph Stalin auf der Potsdamer Konferenz im Sommer 1945).

Bevor wir mit der untenstehenden Besprechung eines neu erschienenen, reich bebilderten Buches beginnen, dessen Lektüre wir insbesondere unseren Königsberger Freunden, aber auch allen übrigen ostpreußischen Landsleuten wärmstens empfehlen, müssen wir einige grundsätzliche politische Überlegungen und Tatsachen voranstellen, die heutzutage bei einem Blick auf die alte, leidgeprüfte und uns gewaltig entrisene Hauptstadt Ostpreußens unerlässlich erscheinen. Schon unser Eingangszitat haben wir gewählt, um darzutun, wie seit Versailles die Weltgeschichte auch in diesem Falle wieder einmal verhängnisvollerweise vergewaltigt wurde, denn aus zahllosen Werken namhafter Historiker läßt sich einwandfrei belegen, daß — entgegen Stalin — zumindest im nördlichen Ostpreußen niemals Slawen ansässig waren und daß Ostpreußen auch zu keiner Zeit dem russischen Reich angehörte. Kennzeichnend für die vorherrschende Position der Sowjets auf der Potsdamer Konferenz im Sommer 1945 ist übrigens, daß weder Roosevelt noch Churchill bei der erpresserischen Behauptung Stalins darauf hinwiesen, daß die Sowjetunion mit der Stadt Libau bereits einen bedeutenden eisfreien Ostseehafen besaß.

Doch die große Lüge oder das „Verbrechen“, wie einst der britische Politiker Keynes das Diktat von Versailles nannte, begann bereits am 14. August 1941 mit der Verkündung der sog. „Atlantik-Charta“, in deren Artikel II die späteren Siegermächte und damit auch die Sowjetunion ausdrücklich feststellten, „daß nach Kriegsende keine territorialen Veränderungen platzgreifen sollen, die nicht mit den frei zum Ausdruck gebrachten Wünschen der Bevölkerung übereinstimmen“. Alle, die an diesem Selbstbetrug oder — besser noch — Weltbetrug beteiligt waren, hatten längst die Mahnung des verstorbenen USA-Präsidenten Wilson vergessen: „Ein Friede, den die Sieger diktieren, wird geschrieben sein wie auf Wasser“, denn als es so weit war, als der Wortlaut des Potsdamer Abkommens feststand, konnten wir darin lesen: „Die Konferenz hat grundsätzlich dem Vorschlag der Sowjetregierung hinsichtlich der endgültigen Übergabe der Stadt Königsberg und des anlie-



Das Königsberger Schloß über den Schloßteich gesehen.

Foto Krauskopf

Aus Königsberg wurde „Kaliningrad“

Professor Dr. Fritz Gause legt einen Bildband über Ostpreußens Hauptstadt vor

genden Gebietes an die Sowjetunion zugestimmt, wobei der genaue Grenzverlauf einer sachverständigen Prüfung vorbehalten bleibt.“ Wo war hier noch von „frei zum Ausdruck gebrachten Wünschen der Bevölkerung“ die Rede? Nein, dies war nackte Gewalt, ganz zu schweigen davon, daß man später niemals etwas von einer „sachverständigen Prüfung des Grenzverlaufs“ hören sollte. Die Sowjets hatten inzwischen durch eine Austreibung und Ausrottung von einer Brutalität ohne Beispiel „vollendete Tatsachen“ geschaffen. Und die Westmächte hatten sich dem widerspruchslos gebeugt, obwohl es im Potsdamer Protokoll unmißverständlich hieß, daß die „Überführung der deutschen Bevölkerung aus dem osteuropäischen Raum „in ordnungsgemäßer und humaner Weise“ erfolgen solle. Wir sagen unseren Lesern nichts Neues, wenn wir daran erinnern, daß diese Maßnahmen so „ordnungsgemäß und human“ praktiziert wurden, daß unser Volk in ihrem Verlauf weit über zwei Millionen Tote zu beklagen hatte. Und dennoch: nichts ist für die Ewigkeit, und schon gar nicht die Umbenennung Königsbergs auf den Namen eines sowjetischen Spitzenfunktionärs, zumal wenn man bedenkt, daß selbst die Russen vor Jahren ihr im Kriege so heroisch verteidigtes Stalingrad umgetauft haben.

So wie es war

Alles dies muß man sich vergegenwärtigen, wenn man heute das inhaltsreiche und erst kürzlich erschienene Buch aufschlägt: „KÖNIGSBERG — So wie es war“. (Droste Verlag Düsseldorf, zu beziehen durch Rautenbergsche Buchhandlung, 295 Leer, 104 Seiten, 200 Abbildungen, Preis: 29,80 DM.) Der Autor, Prof. Dr. Fritz Gause, ist geborener Königsberger, war dort anfangs im Schuldienst, dann als Direktor des Stadtarchivs und des Stadtgeschichtlichen Museums seiner Vaterstadt tätig. Als Vorsitzender der „Stadtgemeinschaft Königsberg“ in der Landsmannschaft Ostpreußen widmet sich der Verfasser auch weiterhin dem Dienste an seiner Heimat, indem er schon seit langem die Patenschaft der Stadt Duisburg über die alte ostpreußische Hauptstadt in den Sammlungen des „Haus Königsberg“ in Duisburg pflegt und betreut. In einem kurzen Vorwort wird betont, daß Gause neben einer dreibändigen Stadtgeschichte auch die Arbeit an diesem Buch als Vorzug wie als Verpflichtung empfand, und zwar nicht nur gegenüber seinen Mitbürgern, sondern gegenüber allen, die sich ein unbefangenes und offenes Auge auf den deutschen Osten bewahrt haben. Dieses Werk stellt Königsberg vornehmlich so dar, wie es in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gewesen ist, und will weder ein reiner Bildband noch eine nüchterne illustrierte

Stadtgeschichte sein. Vielmehr soll in ihm der Leser und Betrachter das zentrale Gemeinwesen Ostpreußens in seiner alten Lebendigkeit ohne viel wissenschaftlichen Ballast erleben, seine Straßen, Plätze und Bauten, seine Menschen und ihr kulturelles Dasein. Wörtlich wird hier zu bemerkt: „Wenn die alten Königsberger beim Anschauen dieses Buches Wehmut empfinden, so sind sie immerhin noch schlechter dran als selbst die Breslauer oder die Danziger, da keiner von ihnen die Stadt seit ihrem Untergang und der Vertreibung der letzten Bewohner mehr hat betreten können.“

Es ist nicht ostpreußische Art, den Tränen freien Lauf zu lassen, doch dieser knappe Hinweis hat es auch für diejenigen vaterlandsliebenden Deutschen in sich, die nicht in jenem Raum geboren wurden. Wir stehen vor der gnadenlosen Tatsache, daß über Königsberg und sein Gebiet der Gluthauch des Zweiten Weltkrieges hinwegging. Für seinen Ausbruch, wie dies noch immer weithin geschieht, eine absolute Alleinschuld des Dritten Reiches zu konstruieren, müssen wir aus stichhaltigen Gründen auch künftighin ablehnen, denn es kann niemand bestreiten, daß die Versailler Regelung des polnischen Zugangs zur Ostsee unverkennbar die Keime zahlloser ernster Konflikte in sich barg. Historiker von internationalem Rang verbürgen sich dafür, daß der französische Marschall Foch nach Versailles angesichts der Landkarte Osteuropas mit seinem Zeigefinger auf den „Polnischen Korridor“ deutete und dabei ausrief: „Hier liegen die Ursachen für den nächsten Krieg.“

Er sollte leider recht behalten. Und in den Strudel wurden auch Ostpreußen und mit ihm seine Hauptstadt hineingerissen. Zu welch absurden Schicksalen gleichsam nur am Rande die Turbulenz dieser mörderischen Ereignisse geführt hat, sei hier an zwei kleinen Beispielen belegt. Auf dem Königsberger Paradeplatz stand ein Denkmal des großen Philosophen Immanuel Kant, gestaltet von dem berühmten Bildhauer Rauch. Kant selbst hat merkwürdigerweise Ostpreußen nie verlassen, doch in der Vorrede zu seiner Anthropologie (1798) nennt er Königsberg einen „schicklichen Platz sowohl der Menschen — als auch der Weltkenntnis“. Seit dem Eintreffen der sowjetischen „Befreier“ in der Pregelstadt ist Kants Monument spurlos verschwunden; möglicherweise wurde es zur Schießscheibe wodka-trunkener Rotarmisten und alsdann hinweggekehrt. Nur der Sockel ist heute noch vorhanden, und auf ihm steht — sage und schreibe — eine Büste des früheren deutschen Kommunistenführers Ernst Thälmann, als

ob Kant etwa ein Wegbereiter des Bolschewismus gewesen wäre. Der zweite Fall erscheint nicht minder ungewöhnlich. Am „Schiefen Berg“ hatten dankbare Patienten dem verdienstvollen Arzt und Professor Karl August Burow eine Hermensäule mit seiner Bronzebüste errichtet. Sie ist, wie Gause vermerkt, „als einziges Königsberger Denkmal erhalten geblieben“. Doch sie wurde erst lange nach dem Ende des Schreckens von Burows Urenkel Ernst Meyer auf einem Hamburger Schrottplatz gefunden und dem Albertinum in Göttingen gestiftet, wo sie heute

Der inneren Ausgewogenheit entsprach das Bevölkerungsbild

Wie in einer Linse rafft der Autor des Werkes seine Bilder, Erinnerungen und Geschichte am Ende noch einmal zusammen. Es ist eine Art Dreiklang, der seiner Ansicht nach Wesen und Bedeutung Königsbergs ausmachte, aber nicht in erschlaffendem Gleichmaß, wie es scheint, sondern harmonisch miteinander verwoben, Ausdruck eines kräftigen Sichregens, eines gesunden und zukunftssträchtigen Wettstreits. Nach Gause war an Königsberg bis zum bitteren Ende zu spüren, daß die Stadt im Grunde drei Wurzeln hatte, als deren Symbole wir die Burg, den Hafen und den Dom zu verstehen haben. Burg, das verkörperte Landesherrschaft und zugleich Wehrhaftigkeit gegenüber den anbrandenden Stürmen des Ostens. Zu diesem Begriff konnte man im wesentlichen auch die Staatsbehörden, die Gerichte und das Militär zählen, deren Bauten dem Stadtbild ihren besonderen Akzent verliehen. Hafen versinnbildlicht Handel und Wirtschaft, Industrie und Gewerbe, Börse und Speicher, dergleichen die Organe der Verwaltung, das Rathaus, die Märkte und die alljährliche Ostmesse, auf der die Wirtschaftskräfte des Reiches ihre eindrucksvolle Visitenkarte abgaben. Den dritten Ton im Dreiklang der Pregelstadt stellten das geistige Leben, Kirche und Schulen, Universität und Akademie, Wissenschaft, Philosophie und Kunst, aber auch Einrichtungen der Landschaftspflege und Leibeskultur dar, doch keiner dieser drei Faktoren überwachte den anderen. Jener fruchtbar inneren Ausgewogenheit entsprach ebenso das Bevölkerungsbild. Königsberg, das bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges rund 360 000 Einwohner zählte, zu Kants Zeiten noch 50 000, war zwar mit 90 Prozent eine überwiegend evangelische Stadt, doch hatten auch Katholiken und Juden einen nicht unbeträchtlichen Einfluß. Den Gruppierungen seiner Berufe nach setzte sich Königsberg bis zum Jahre 1939 aus 45,5 Prozent Arbeitern sowie 30 Prozent Beamten und Angestellten zusammen; in Industrie und Hand-

noch steht. Der abenteuerliche Weg der Büste bleibt ein Rätsel.

In einer kurzen Erläuterung zu dem Buch wird betont, daß sein Verfasser um Sachlichkeit und Einfachheit bemüht war. Hieran besteht kein Zweifel, doch stocken wir ein wenig, wenn Gause auf den Zeitpunkt anspielt: „als sich Sowjetrußland nach dem Kriege den Fremden verschloß.“ Das klingt für unseren Geschmack zu harmlos. Erinnern wir an Winston Churchill, der sich vor dem britischen Unterhaus in einer Rede über die Verhältnisse in den ehemaligen deutschen Ostgebieten zu dem Eingeständnis gezwungen sah:

„Es ist nicht unmöglich, daß sich hinter dem Eisernen Vorhang, der gegenwärtig Europa in zwei Hälften teilt, eine Tragödie unvorstellbaren Ausmaßes abspielt.“ Die Sowjets „verschlossen“ sich nicht, sondern sie wollten, ja sie mußten sich verschließen, um der freien Welt keinen Einblick in das Treiben ihrer Barbarei zu gewähren. Wir glauben uns hier kaum zu irren, denn als politische Journalisten sind wir gerade in diesem Punkt besonders engagiert, weil wir uns verpflichtet fühlen, immer wieder an das himmelschreiende Unrecht zu erinnern, das man damals bei der Austreibung der Ostdeutschen und bei allem, was noch später kam, beging. Außerdem hat der Herzog von Marlborough, ein Vorfahre Churchills, schon vor Jahrhunderten das kluge Wort ausgesprochen: „Der Geschmack der Niederlage ist nicht so bitter wie der Nachgeschmack des Sieges.“ Und dies gilt, wie wir lebhaft hoffen, auch noch heute, vorausgesetzt freilich daß die Sowjets ein Gewissen haben.

Für einen, der Geschichtsschreibung liebt, ist von besonderem Interesse an dem Buch, daß Königsberg seinen Namen nicht etwa der engen Verbundenheit mit zahlreichen preußischen Königen, sondern vielmehr dem König Ottokar von Böhmen verdankt. Es hat das Andenken seines Namenspatrons stets in Ehren gehalten, und Ottokars Denkmal an der Innenseite des sog. Königstores war das einzige Denkmal dieses aus tschechischem und deutschem Blut stammenden Fürsten auf deutschem Boden. Da Königsberg heute „Kaliningrad“ heißt, so bleibt abzuwarten, ob man dort nicht vielleicht eines Tages auch ein Denkmal für den Bolschewisten Kalinin errichtet. Käme es hierzu, so wäre dies angesichts der bedeutungsvollen Vergangenheit der von Deutschen Ritterorden gegründeten Stadt am Pregel ein blutiger Hohn der Weltgeschichte.

Wir wollen hier dem Leser — vor allem, wenn er Königsberg kennt oder gar dort geboren wurde — nichts vorwegnehmen und deshalb auch nicht auf die üppige Vielfalt all jener lokalen Einzelheiten eingehen, die Fritz Gause in seinem Buch anspricht. Wer es liest, soll sich vielmehr selbst wie auf einer Wanderschaft in den Geist jener glücklichen Jahre zurückversenken, ja möglicherweise wiederfinden. Unter den vielen schöpferischen Geistern, die aus Königsberg hervorgingen, zählt der Verfasser auch die im Stadtteil Kneiphof 1879 geborene Dichterin Agnes Miegel auf und bringt hierzu neben ihrem Jugendbildnis ein Dokument ihrer Schriftzüge. Diese Frau war es, aus deren Feder in der Zeit, da Ostpreußen durch den Wahnwitz des „Polnischen Korridors“ vom Reich abgetrennt wurde, die seherischen Reime stammen: „Über der Weichsel drüben, Vaterland, höre uns an! Wir sinken wie Pferd und Wagen versinken im mahlenden Sand, Recke aus deine Hand, daß sie uns hält, die allein uns halten kann!“ So hat das deutsche Volk die Hauptstadt seiner östlichsten Provinz niemals und bis zu dieser Stunde vergessen.

werk waren 30,5 Prozent, in Handel und Verkehr 28 Prozent seiner Bürger tätig.

Prof. Gause hebt zum Abschluß besonders das Gefühl für Harmonie und Gleichgewicht, für eine solide Mitte, für die Verantwortung des einzelnen vor der Gemeinschaft im Geiste des kategorischen Imperativs von Kant hervor, das die Königsberger als Erbe ihrer Heimat in die Zerstreuung mitnahmen, in der zu leben sie heute gezwungen sind. Die Kräfte, die Königsberg erwachsen, stammten allesamt aus dem Westen, in der Hauptsache natürlich aus Deutschland, aber auch aus anderen Räumen der europäischen Kultur. Man habe in der Pregelstadt den Osten, so lesen wir, als einen Nachbarn empfunden, mit dem in Frieden zu leben man willens war, „doch als fremden Nachbarn und zuletzt als Bedrohung“. Ein Gemisch der Einsicht in die Verbundenheit mit dem Westen und zugleich der Gefahr aus dem Osten macht nach Meinung des Verfassers die Denkungsart der Königsberger auch heute noch aus. Dies könnte für einen, der hinter den Zeilen liest, besagen, daß die Entspannungspolitik der Regierung Brandt/Scheel naturgemäß auf schwachen Füßen stehen muß, zumal sie allzu hastig eingeleitet wurde und nun nervös auf „Erfolge“ wartet.

Das bemerkenswerte Buch endet mit einem Dank an die Stadt Duisburg, die schon im Jahre 1952 die Patenschaft über Königsberg übernahm, und es bringt hierzu eine Fotokopie der Urkunde. Prof. Gause versichert, daß das von ihm betreute „Haus Königsberg“ in Duisburg mehr zu sein verdient, als nur eine Zuflucht und Sammelstätte für die wenigen Reste heimatlicher Geschichte und Kultur, die das Infernum des Zusammenbruchs überdauerten. „Es soll nicht ein nobler Sark mit Erinnerungen sein, sondern Fruchtboden für eine bessere Zukunft.“

H. Wellem



Die Geschichte Ostpreußens ist noch nicht zu Ende

Das Kaliningrader Gebiet aus litauischer Sicht

Im Jahre 1990, nach der Erklärung der Unabhängigkeit Litauens, und besonders nach der internationalen Anerkennung des Landes im August/September 1991, veränderten sich auch die litauisch-deutschen Beziehungen grundlegend. Von einer Politik unter dem Motto "Nur nicht Gorbatschow verärgern" ging man zur Schaffung enger ökonomischer und politischer Beziehungen über. Generell ist ein Prozeß sich verstärkender Annäherung Litauens an Deutschland zu beobachten, während die anderen beiden baltischen Staaten engere Anlehnung an Skandinavien suchen. Hier einige Fakten: Bei der letzten Visite des litauischen Außenministers Povilas Gilys in Bonn im Februar 1994 versprach die Bundesregierung den Baltischen Staaten, darunter auch Litauen, Fürsprache im Europarat, um sie langfristig der Europäischen Union zu assoziieren. Deutschland ist zweitgrößter Handelspartner Litauens (an erster Stelle steht noch immer Rußland) und nimmt dem Umfang der Investitionen nach ebenfalls den zweiten Platz ein (hier führt Großbritannien).



Die Universität in Königsberg

Und immer mehr erweist sich, daß die deutsch-litauischen Beziehungenentwicklungsfähig sind; es gibt unausgenutzte Möglichkeiten. Eines der möglichen, bis jetzt noch nicht ausreichend genutzten Felder der Zusammenarbeit ist das Kaliningrader Gebiet.

Dieser ehemalige Teil Ostpreußens umfaßt ein Territorium von etwa 15 000 Quadratkilometern mit etwa 900 000 Einwohnern. Es ist heute Teil der russischen Föderation. Die Mehrzahl der Einwohner ist russischsprachig. Außerdem leben hier etwa 20 000 Litauer, 10 000 Polen und 6 000 bis zu 20 000 Deutsche, die meist erst in den letzten Jahren aus Rußland zugezogen sind. Nach den politischen Umwälzungen im Baltikum hat Litauen eine Staatsgrenze mit diesem Teil Rußlands; litauisches und polnisches Territorium trennt ihn vom übrigen russischen, genauer: GUS-Gebiet. Die Besonderheit dieses Landstriches und die zum Teil damit einhergehende Sensibilität der Nachbarn hat historische Ursachen.

Für uns ist das Faktum von Bedeutung, daß bis in die Zeit der Ostexpansion des Deutschen Ordens im 13. Jahrhundert dort baltische Stämme siedelten, die später neben Deutschen, Polen und den im 16. Jahrhundert ausgestorbenen Pruzzen eine starke ethnische Gruppierung bildeten, die sogenannten Preußisch-Litauer oder Kleinlitauer. Bis 1945 war das Kaliningrader Gebiet Bestandteil des Deutschen Reiches. Aufgrund der Beschlüsse der Potsdamer Konferenz wurde es der damaligen Sowjetunion zur Verwaltung übergeben. Wir wollen hier nicht weiter die komplizierte und zugleich höchst interessante Geschichte dieser

Region erörtern, sondern begnügen uns mit der Feststellung, daß dieses einst deutsche Territorium heute vollständig russifiziert ist und daß dort über die deutsche und baltische Geschichte des Landes erst in den letzten Jahren mehr zu erfahren war.

In diesem Artikel wird auch nicht darüber diskutiert, wem das Kaliningrader Gebiet nun eigentlich gehört. Diese Frage ist zwischen Rußland und Deutschland inzwischen endgültig geregelt. Hier kann man nur mutmaßen, welcher der abgeschlossenen Verträge für den rechtlichen Status dieses Gebietes wichtiger ist: der 2+4-Vertrag oder der bilaterale Vertrag zwischen Rußland und Deutschland, in dem beide Länder die existierenden Staatsgrenzen als unantastbar anerkennen. Wir behandeln hier die Kaliningrader Oblast als ein der baltischen Region zugehörendes Territorium. Und das, was sich dort ereignet, kann weder Litauen noch Deutschland noch den anderen baltischen Staaten gleichgültig sein.

Unbefangen sprechen wir über künftige Veränderungen in dieser Region. Wir sind nicht die einzigen, die Prophezeiungen wagen. Auch in Polen und in Deutschland geht man davon aus, daß dieses zu Rußland gehörende Gebiet Metamorphosen durchlaufen wird. Und seitdem das Thema auch im Europarat erörtert wird, beginnt es zunehmend Züge eines europäischen Problems anzunehmen. Grund dafür sind einige spezifische Umstände. Da ist die geographische Lage dieses Gebiets, das vom russischen "Mutterland" abgetrennt existiert. Allein die Schwierigkeit, diese Exklave zu erreichen, einschließlich aller Transportprobleme, veranlaßt Moskau, es anders anzusehen als jeden Teil Rußlands. Werden in Zukunft keine prinzipiellen Regelungen getroffen, könnten nicht unerhebliche Probleme in der ganzen Region auftreten, wobei Litauen besonders berührt ist (es genügt, das Wort "Militärtransit" zu erwähnen). Eine nicht unwesentliche Rolle spielt auch die "nichtrussische" Vergangenheit des Gebietes.

Wie wird sich nun die Zukunft dieser Region gestalten? Es gibt viele Prognosen, spekulieren auch wir ein wenig. Zur Zeit eröffnen sich etwa folgende Entwicklungsperspektiven:

Erste Möglichkeit: Das Kaliningrader Gebiet verwandelt sich in eine der Euroregionen. Das heißt, Rußland wird seine Souveränität behalten, sich sonst aber wenig einmischen. Es wird vollständig entmilitarisiert, allenfalls ein kleiner Teil der Armee wird bleiben. Es wird zur freien Handelszone erklärt, ideale Bedingungen für ausländische Investoren werden geschaffen, mit einem Wort: Das einstige Königsberg mutiert zum "Baltischen Hongkong". Für eine solche Perspektive gibt es gewisse Anhaltspunkte. Noch im Juli 1990 hat der damalige Oberste Sowjet festgestellt, daß eines der Territorien, auf denen freie ökonomische Zonen entstehen könnten, das Kaliningrader Gebiet sei. Die Schaffung einer solchen Zone begann theoretisch, freilich noch nicht praktisch, im November 1991. Allerdings steht dem nach wie vor die gewaltige russische Militärpräsenz entgegen. Im vorigen Jahr hat sie sich nicht verringert, sondern durch die Stationierung von Truppenteilen aus Polen, der ehemaligen DDR und den baltischen Staaten verstärkt. Dennoch ändert sich die Lage schnell, und diese Variante kann man nicht verwerfen. Um so mehr, als sie Litauen unmittelbaren Nutzen brächte. Sie würde auch gute Bedingungen schaffen für eine noch engere deutsch-litauische (und anderer Nachbarstaaten) ökonomische Zusammenarbeit.

Zweite Möglichkeit: Das Gebiet wird Deutschlands, Polens und Litauens Kondominium. Vielleicht wird zu diesem Dreierpakt der am meisten an der Region interessierten Staaten noch ein neutrales Land hinzukommen, sagen wir Schweden. Für eine solche Variante plädieren in inoffiziellen Gesprächen nicht wenige Politiker in Polen wie in Litauen. Doch zieht man in Betracht, wie zäh etwa die Verhandlungen zwischen Russen und Japanern über die Rückgabe der

Kurilen-Inseln verlaufen, so erscheint diese Lösung, die ja mit einem Souveränitätsverzicht Rußlands einhergehen müßte, heute völlig illusorisch. Sie hatte mehr Chancen noch vor einigen Jahren, als es schien, als sei die weitere Desintegration Rußlands unvermeidlich.

Dritte Möglichkeit: In der Kaliningrader Oblast wird sich nichts ändern. Das Gebiet wird weiter militarisiert oder nur unbedeutend entmilitarisiert. Es wird dazu dienen, auf Rußlands Nachbarn - und besonders auf die baltischen Staaten - Druck auszuüben. Es bleibt zudem ein russischer Vorposten, um der von Moskau gefürchteten Ausbreitung der NATO nach Osten Paroli zu bieten. Eine solche Möglichkeit zeigt die gegenwärtige Situation, denn prinzipiell ist bisher alles beim alten geblieben. Die letzten offiziellen Erklärungen russischer Regierungsvertreter passen da ins Bild. Konfrontiert mit einer solchen Situation ist vor allem Litauen. Es wird in diesem Fall, daran besteht kein Zweifel, um Rückhalt im Westen nachsuchen, am ehesten wohl bei Deutschland. Eine andere Frage ist, wieweit der Westen bereit sein wird, angesichts dieser düsteren Perspektive gewisse politische Garantien zu geben.

Vierte Möglichkeit: Auf dem Kaliningrader Gebiet entsteht innerhalb des russischen Staatsverbandes eine Republik der Rußlanddeutschen, die später ihre Unabhängigkeit erklärt und dann zu Deutschland gehören wird. An eine solche Entwicklungsperspektive könnte man glauben, wenn man der offiziellen Statistik über die in die Oblast einwandernden Deutschen folgt. So lebten nach offiziellen Angaben dort 1992 etwa 5 000 Rußlanddeutsche, ein Jahr später sollen es bereits 20 000 gewesen sein. Allerdings ist auch die amtliche Statistik der postsowjetischen Ära mit Vorsicht zu genießen. Diverse Kräfte sind an übertriebenen Angaben interessiert.

Rußland nützen sie, weil man auf diese Weise mehr humanitäre Hilfe zu erhalten hofft, einschließlich erwünschter Investitionen. Überhöhte Angaben arbeiten auch gewissen Kreisen in Deutschland zu, die darauf setzen, daß hier einmal eine Republik analog der an der Wolga entstehen wird. Welche Zuwanderungszahlen zutreffend sind, ist im Augenblick schwer zu sagen. Nach unseren Vermutungen könnten es 4 000 bis 6 000 sein, jedoch nicht mehr als 10 000. Das stimmt überein mit den Schätzungen des ehemaligen Direktors des "Hauses der Rußlanddeutschen" in Kaliningrad, nach dessen Angaben Ende 1993 etwa 6 000 - 8 000 Rußlanddeutsche in der Oblast lebten. Aber ungeachtet der noch geringen Zahl der Ankömmlinge ist offensichtlich, daß zumindest ein Teil von ihnen an der Wiedererrichtung einer eigenen Republik interessiert ist. Das belegt ein Ende vorigen Jahres eingesandtes Ersuchen an die UNO, in dieser Angelegenheit zu vermitteln; oder die Aktion vom Juni 1994, deren Ziel es war, deutsches Recht an diesem Gebiet geltend zu machen.

Nicht immer klar ist dabei die Position der deutschen Regierung. Im besten Fall ist sie zweideutig. Das zeigt sich etwa angesichts der Geschichte des Russisch-Deutschen Zentrums in Kaliningrad, das aus den Mitteln des Auswärtigen Amtes finanziert wurde und dessen Hauptanliegen die Sorge um die hier siedelnden Rußlanddeutschen sein sollte. Nach dem Bau sind die Zahlungen eingestellt worden. Und faßt man generell das deutsche Budget etwa für 1993 ins Auge, so hat man auch nicht den Eindruck, als stünden die in das Kaliningrader Gebiet ziehenden Rußlanddeutschen im Zentrum deutscher Außenpolitik. So hat die Bundesrepublik Deutschland für die außerhalb ihres Territoriums lebenden Landsleute 1993 157 Millionen Mark bereitgestellt, davon nur 24 Millionen für Deutsche hinter der Oder-Neiße-Linie (im Vergleich: Rußland erhielt 76,2 Millionen Mark). In das Kaliningrader Gebiet wurden bis 1993 insgesamt 8,4 Millionen Mark investiert.

Hoffnungen auf die hier angedeutete Perspektive werden auch genährt durch nicht klar definierte Positionen der russischen Diplomatie. Befragt nach der Haltung seiner Regierung zu den im Kaliningrader Gebiet siedelnden Deutschen,

antwortete der Botschafter Ljadow, seine Regierung begrüße diesen Prozeß, gehe er doch mit materieller Unterstützung der Bonner Regierung einher. Ziemlich nebelhaft klang, was er hinzufügte: Die Geschichte Ostpreußens sei noch nicht zu Ende, sie verspreche noch interessant und bewegend zu werden.

Freilich ist auch diese Entwicklungsperspektive als nicht sehr reell einzuschätzen. Rußland, hier sei noch mal an die Kurilen-Frage erinnert, wird nur unter ganz spezifischen Umständen äußerem Druck weichen und seine Hoheitsrechte über das Gebiet zur Disposition stellen. Zur Zeit erscheint den Russen eine unklare Haltung einfach nützlich. Zuweilen gibt man sich so, als fürchte man überhaupt nicht, daß die Oblast eines Tages wieder zu Deutschland gehören könnte. Jedoch direkt befragt nach einer möglichen deutschen Zukunft der Kaliningrader Exklave, monierte ein russischer Regierungsvertreter, man möge bitte nicht vergessen, daß hinter den Bewohnern des Gebietes "Mütterchen Rußland" stehe. Es ist zudem nicht zu übersehen, daß Moskau hin und wieder die deutsche Karte ausspielt, um sowohl Litauen als auch Polen unter Druck zu setzen. In der Tat ist die Vorstellung massiver deutscher Präsenz vor der eigenen Haustür aus litauischer Sicht, gelinde gesagt, beunruhigend. Ist auch die offizielle Bonner Position von Zurückhaltung geprägt, allenfalls

Die um 1600 erbaute Universitätskirche in Wilna



etwas zweideutig, so ängstigen allein die aus Rußland in das Kaliningrader Gebiet einwandernden Deutschen die hiesigen Politiker, ganz zu schweigen von einer deutschen Republik. Vor allem fürchtet man, daß dann auch territoriale Ansprüche, das Klaipedaer Gebiet (Memelland) betreffend, erhoben werden könnten. Ähnliche Sorgen sind aus Warschau zu vernehmen.

Die sechste Möglichkeit, die allerdings am wenigsten realistisch erscheint, ist die, daß das Gebiet irgendwann einmal Litauen oder Polen angegliedert wird. Einige hohe litauische Beamte (V. Landsbergis oder der ehemalige litauische Botschafter in den USA) haben bereits unverantwortliche Erklärungen zu dieser Frage abgegeben. Es gibt zweifellos Personen und Organisationen, darunter litauische Emigranten, denen ähnliche Ziele zumindest nicht fremd sind. Ansprüche dieser Art werden mit dem Argument gestützt, es hätten auf besagtem Territorium einst litauische Gemeinden existiert. Daraus wird der Schluß gezogen, daß dieses "urbaltische" Gebiet irgendwann einmal Litauen angeschlossen wird. Vorstellungen solcher Art haben durchaus Verbreitung gefunden, wobei - faßt

man die historische Begründung ins Auge - unerörtert bleiben soll, wie weit sich seinerzeit die preußischen Litauer überhaupt mit ihren Landsleuten östlich der Memel identifizierten.

Übrigens war das Kaliningrader Gebiet offenbar bereits dreimal nahe daran, auf Weisung des Kremls an die Litauische Sowjetrepublik angeschlossen zu werden. Während des Zweiten Weltkrieges, vor allem 1943/44 erklärte Radio Moskau pathetisch, Ostpreußen sei "ein Land, wo seit alters her Litauer siedelten, von ihrem Schweiß und Blut gedüngt", und seine Rückgabe sei "eine vergleichsweise geringe materielle und moralische Wiedergutmachung für das erst vom Deutschen Orden, dann von den Deutschen selbst über Jahrhunderte verübte schreiende Unrecht". Unmittelbar nach dem Krieg wurde an litauische Geographen der Auftrag erteilt, die ostpreußischen Ortsnamen zu lituanisieren. Es erschienen 1951 sogar Arbeiten russischer Ethnologen, in denen die litauische Vergangenheit Ostpreußens hervorgehoben wurde. Heute ist schwer zu sagen, was Stalins Meinungsänderung in dieser Frage bewirkte. Auch ist offensichtlich, daß bei späteren Offerten Moskaus in den siebziger Jahren und dann noch einmal 1987 die litauische Position eine nicht unwesentliche Rolle spielte. Diese Seite der Geschichte ist noch wenig erforscht, sowohl bei uns als auch außerhalb. Bis heute sind es wenige, oder es ist noch gar niemand, der die Originaldokumente, die sich mit der Perspektive dieses Gebiets aus Moskauer Sicht befassen, einsehen konnte. Doch die Existenz dieses Projektes und Litauens Reaktion in der Vergangenheit zeigt, wie, abhängig von der konkreten Situation, sich die öffentliche Meinung ändern kann. In gewisser Weise erscheint heute der Expansionismus einiger Kreise unserer Gesellschaft als Reaktion auf vermutete Gelüste der anderen Mächte (Polens und Deutschlands) sowie unklarer Positionen der Nachbarn in bezug auf das Kaliningrader Gebiet.

Verlieren wir jedoch nicht das reale Kräfteverhältnis aus den Augen. Jede Ausdehnung Litauens nach Westen führt in die politische Isolation, zugleich wäre das ein gewagter Schritt, dazu angetan, unsere Unabhängigkeit wieder zu verlieren. Anders ausgedrückt, es entstünde eine Situation nicht unähnlich der von 1939/40: "Kaliningrad ist unser, aber wir sind den Russen ausgeliefert." Und sollte das Wunder geschehen und die Oblast in litauische Verwaltung übergehen, dann wird von einer litauisch-polnischen oder deutsch-litauischen Zusammenarbeit in diesem Gebiet vermutlich keine Rede mehr sein.

Alvydas Nikžentaitis (KK)

(Übersetzt von Klaus Berthel)

Kölner Heinzelmännchen-Brunnen restauriert

Ein Schlesier kommt am Rhein zu Ehren

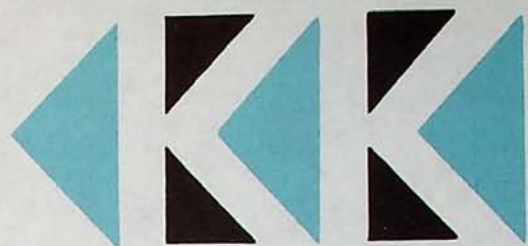
Kaum jemand weiß, daß der im Jahre 1900 in Köln errichtete Heinzelmännchen-Brunnen auf eine Ballade des schlesischen Dichters August Kopisch (1796-1853) zurückgeht. Dieser neugotische Brunnen ist jetzt in vierjähriger Arbeit wieder hergerichtet worden. Der in Breslau geborene Maler und Schriftsteller August Kopisch, der mit seinem Reisegefährten Ernst Fries die Blaue Grotte auf Capri entdeckt hat, verarbeitete Sagen und Märchen zu volkstümlichen Versen. In der zweiten seiner beiden Sammlungen, "Gedichte" (1836) und "Allerlei Geister" (1848), sind auch die Balladen "Der Nöck" und "Die Heinzelmännchen von Köln" enthalten. August Kopisch hat die Kunstakademien in Prag und Wien besucht und ging 1823 nach Italien, wo er sich der Dichtkunst zuwandte, von 1847 an war er vom preußischen König mit der Beschreibung der königlichen Schlösser beauftragt. Das Buch "Die königlichen Schlösser und Gärten zu Potsdam" (1854) erschien im Jahr nach seinem Tod.

(KK)

KORRESPONDENZ

933

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



15. April 1995

INHALT

KK-NOTIZBUCH	2
<u>Alvydas Nikžentaitis:</u> Die Geschichte Ostpreußens ist noch nicht zu Ende - Das Kaliningrader Gebiet aus litauischer Sicht	3
<u>Herbert Hupka:</u> Die Buchbesprechung Peter Sprengel (Hrsg.): "Gerhart Hauptmann: Tagebücher 1906 bis 1913. Mit dem Reisetagebuch Griechenland - Türkei"	8
<u>Horst Fuhrmann:</u> Erinnerungen an Kreuzburg in Oberschlesien - Zum 100. Todestag Gustav Freytags am 30. April 1995	11
LITERATUR UND KUNST	
<u>Jochen Hoffbauer:</u> Ostern (Gedicht)	16
<u>Ingeborg Meyer-Sickendiek:</u> Die Sappho der Bukowina - Ausstellung für die Lyrikerin Rose Ausländer im Heinrich-Heine- Institut Düsseldorf	17
<u>Barbara Gaug:</u> Über die Pflege der Kultur auf dem Weg nach Europa - "Botschafter stellen ihr Land vor" - in Düsseldorf	18
<u>Erich Pawlu:</u> Raub der Muttersprache erschwert den Brückenschlag - Lehrgangsthema "Flucht und Vertreibung" an der Dillinger Akademie	20
<u>Ingmar Brantsch:</u> Mitten aus dem Aufbruch gerissen - Zum Tod des ungarndeutschen Malers Adam Misch	22

KULTURPOLITISCHE

©OKR

Herausgeber: Stiftung OSTDEUTSCHER KULTURRAT, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (0228) 213766, Telefax (0228) 215518
Redaktion: Dr. Jörg Bernhard Bilke (verantwortlich); Literatur und Kunst: Georg Aeschel · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen
Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet

Moskau steckt in der Sackgasse

Folge der Blockadepolitik: Königsberg wird zum Problem / Von Hans Heckel

Nach Angaben des deutschsprachigen Dienstes im polnischen Rundfunk bemüht sich Moskau derzeit offenbar um die Errichtung einer exterritorialen Autobahnstrecke von Rußland nach Nord-Ostpreußen. Wie aus zwei Berichten am 20. und am 27. Februar hervorgeht, soll die Trasse nach russischen Vorstellungen über Weißrußland über Nordost-Polen an das Königsberger Gebiet herangeführt werden. Im Gegensatz zu gewöhnlichem Transitverkehr wäre eine solche „exterritoriale“ Straße der Kontrolle des polnischen Staates entzogen.

Mit einem gleichartigen Ansinnen war Moskau bereits in Litauen auf Ablehnung gestoßen. Das erst 1991 wieder unabhängig gewordene Land fürchtete eine Beeinträchtigung seiner Souveränität. So sieht sich die russische Regierung nunmehr offenbar gezwungen, eine Verlegung der Trasse auf polnisches Gebiet anzustreben, obwohl der traditionell direkte Weg von Moskau nach Königsberg über Kaunas und Wilna führt.

Ob Rußland in Warschau mehr Glück hat als zuvor in Wilna

scheint indes sehr zweifelhaft. Ein Sprecher des polnischen Außenministers stellte bereits klar, daß die russischen Wünsche in der polnischen Verkehrswege-Planung nicht berücksichtigt seien. Der Verkehr zwischen Rußland und dem nördlichen Ostpreußen kann sich seinen Angaben zufolge nur im Rahmen der gewöhnlichen Transitregelungen über polnisches Gebiet bewegen.

Moskau sieht sich unversehens mit ähnlichen Problemen konfrontiert wie Deutschland in der Zwischenkriegszeit. Damals behinderte Polen den Verkehr zwischen Kerndeutschland und Ostpreußen so massiv, daß die Einrichtung eines regelmäßigen Seedienstes erforderlich wurde, um den „Korridor“ zu umfahren. Alle Versuche Berlins, zu einer einvernehmlichen Regelung zu kommen, wies Warschau seinerzeit schroff zurück.

Zu einem Gutteil ist die russische Regierung aber auch Opfer ihrer eigenen Unbeweglichkeit hinsichtlich Nord-Ostpreußens und ihrer Drohpolitik gegenüber den baltischen Staaten geworden. Mit Hinblick auf die angeblich unterdrück-

te russische Volksgruppe im Baltikum verwies Moskau mehrfach auf seine Pflicht (und seinen Willen), die Interessen der Auslandsrussen zu wahren. Dies wurde von den baltischen Regierungen als Versuch gewertet, über den Hebel der Minderheitenproblematik wieder einen Fuß in die kleinen Ostseerepubliken zu bekommen. Nach der leidvollen Geschichte von Estland, Lettland und Litauen bedurfte es keiner allzu großen Phantasie, um hierin eine existentielle Bedrohung zu sehen. In Litauen mag nur die Befürchtung eine Rolle gespielt haben, daß Rußland auch eine exterritoriale Straße zur Einmischung mißbrauchen könnte – etwa, wenn Bandenkriminalität und Überfälle die Sicherheit der russischen Transporte gefährdeten und Moskau fordern könnte, eigene Truppen zu deren Schutz auf litauisches Gebiet zu entsenden.

Was Nord-Ostpreußen selbst angeht, so deutet einiges darauf hin, daß Moskau mit seiner Blockadepolitik hinsichtlich eines stärkeren deutschen Engagements in der Region in eine Sackgasse geraten ist. Und dies in doppelter Hinsicht: Ei-

nerseits hat Rußland den wirtschaftlichen Kollaps Königsbergs auf diese Weise geradezu heraufbeschworen. Andererseits trug die Abwehrhaltung gegenüber den Deutschen einiges zu den verhärteten Beziehungen mit den baltischen Staaten bei. Dort wurde nie ein Hehl daraus gemacht, daß man eine stärkere deutsche Präsenz im nördlichen Ostpreußen ausdrücklich begrüßte, um nicht mehr mit der russischen Übermacht allein zu sein, zumal auch die Beziehungen besonders Litauens zum benachbarten Polen nicht als eben warmherzig gewertet werden. Bei mehr Beweglichkeit Moskaus hätte Königsberg überdies die Chance, zum Umschlagplatz des deutsch-baltischen Handels aufzusteigen. Etwaige Transitprobleme mit der polnischen Seite werden sich hier kaum ergeben, da Polens Westhandel seinerseits entscheidend von der Passage durch das Bundesgebiet abhängt. Die Baltischen Republiken wiederum dürften russischem Transitverkehr über die günstigere Litauen-Route weit gelassener gegenüberstehen, sobald Königsberg die oben genannte Rolle als Umschlagplatz eingenommen hätte.

Suche nach Identität im früheren Ostpreussen Gdansk, Kaliningrad und Klaipeda nach der Wende

Von unserem Korrespondenten Rudolf Hermann

Gdansk, Kaliningrad, Klaipeda: drei Städte im Baltikum, die noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in anderen Staatsgebilden lagen, anders hiessen, eine andere Bevölkerung hatten als heute. Nach dem Zweiten Weltkrieg lenkten vier Jahrzehnte Sozialismus ihr Schicksal in ähnliche Bahnen. Seit der Wende gehen sie verschiedene Wege. Gdansk und Klaipeda sehen einer Zukunft in EU-Ländern entgegen, Kaliningrad droht die Isolation.

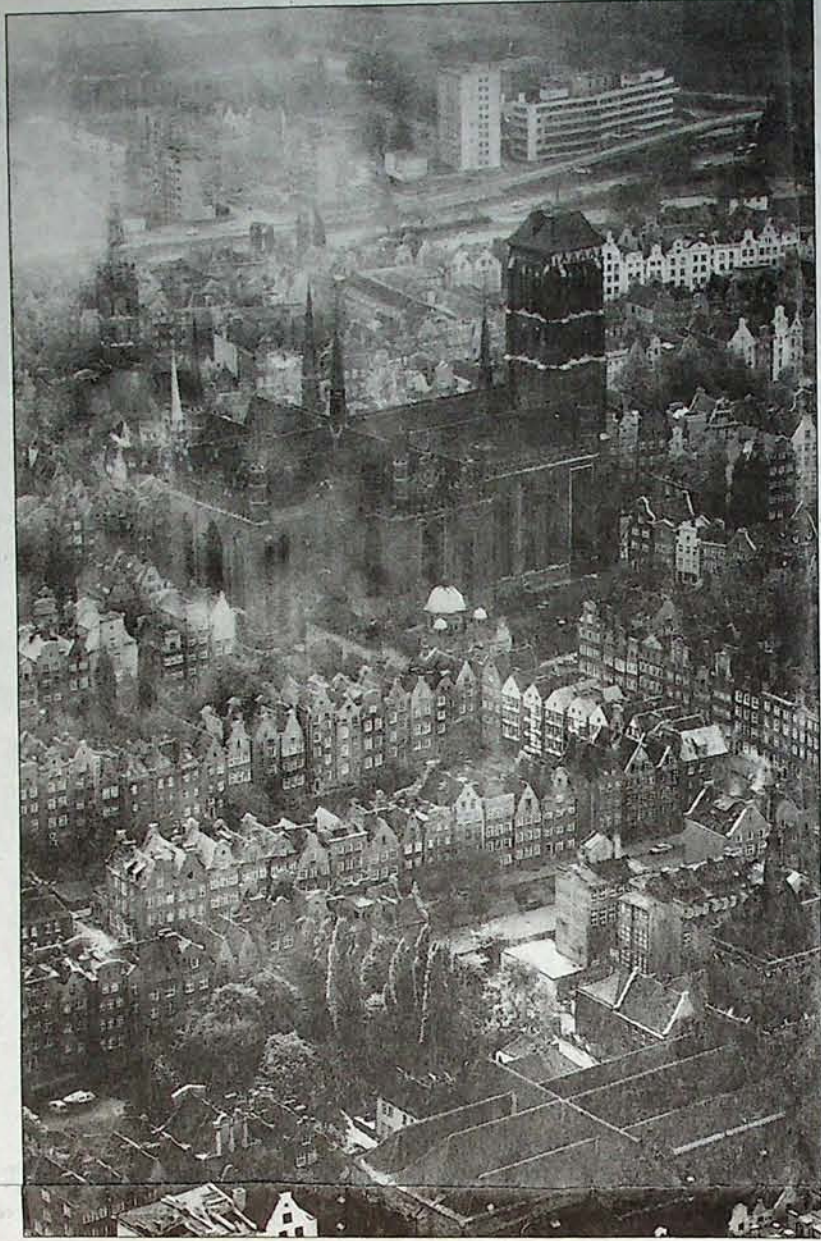
ruh. Kaliningrad,
Anfang Juli

Danzig, Königsberg, Memel – drei Namen, die Geschichte sind. Heute heissen die Städte Gdansk, Kaliningrad und Klaipeda; ihr Namenswechsel ist das äusserliche Zeichen der Umwälzungen, die das frühere Ostpreussen in den letzten hundert Jahren erlebte. In diesem Gebiet trafen seit je deutsche, westslawische und russische Interessen aufeinander, verschoben sich Sprachen, Kulturen, Volksgruppen und Grenzen. So liegen jetzt alle drei Orte in Staaten, wo sie noch vor wenigen Jahrzehnten nicht waren, erlebten einen weitgehenden Austausch ihrer Bevölkerung und sahen sich in diesem Jahrhundert wiederholt mit der Notwendigkeit konfrontiert, eine neue geographische und politische Identität zu suchen.

Rollentausch für Danzig

Das Ende des Zweiten Weltkriegs zerschnitt die kompliziert verwebenen Fäden Ostpreussens mit Epochen deutscher, polnischer, litauischer Geschichte und machte das Gebiet zu einer Randregion hinter dem Eisernen Vorhang. Die Wende von 1989 in Ostmitteleuropa sowie der Zerfall der Sowjetunion 1991 wiederum öffneten nicht nur Grenzen und liessen den Blick zurück nach Westen schweifen, sondern gaben auch nationalen Ideen Auftrieb. So sucht diese traditionell von Sprach- und Kulturkontakt geprägte Region jetzt einen Weg zwischen historischer Aufarbeitung, neuem nationalstaatlichem Denken und grenzüberschreitender Integration.

Kosmopolitische Lebensart hatte vorab in Danzig Tradition. Ein Bummel durch die prächtig wiederaufgebaute Altstadt lässt schnell erkennen, dass dieser wichtige Ostseehafen seit je vielfältigen Einflüssen ausgesetzt war. Während ihrer Blütezeit vom 16. Jahrhundert bis zu den Teilungen Polens im späten 18. Jahrhundert gaben der Stadt holländische und flämische Architekten ein hanseatisches Erscheinungsbild, Ausdruck des Selbstvertrauens eines mächtigen und reichen



Ausschnitt von der nach dem Krieg wieder aufgebauten Innenstadt von Gdansk. (Bild G. Gerster)

Völkerbunds. In beiden Epochen stand dem deutschen Bevölkerungselement die wirtschaftliche Bindung an Polen gegenüber, die sich aus der strategischen Lage an der Weichselmündung und damit der Kontrolle des Handelswegs von der Ostsee ins Landesinnere ergab. Diese Bipolarität äusserte sich nicht zuletzt auch in einer reservierten Haltung gegenüber Preussen nach der Annexion im Zuge der Teilungen Polens.

Politisches Gegengewicht zu Warschau

Heute indes haftet Danzig (beziehungsweise Gdansk) nicht mehr in erster Linie wegen der Vergangenheit als «deutsche» Stadt im Bewusstsein der europäischen Öffentlichkeit. Nach der fast vollständigen Zerstörung der Stadt und Vertreibung der deutschen Bevölkerung stellte 1945 den Zeitpunkt eines vollkommenen Neubeginns dar. Die jetzige Rolle als politisches Gegengewicht zu Warschau kristallisierte sich in den Arbeiterunruhen von 1970 bis 1980 heraus, als die damalige Lenin-Werft durch die Entstehung der Gewerkschaft «Solidarität» zur Keimzelle des organisierten Widerstands und der schnaubbärtige Arbeiterführer Lech Walesa zur weltweiten Berühmtheit wurde. Bis heute ist die «Solidarität» ein bestimmender Faktor in der polnischen Politik und Danzig, wo sich ihr Hauptsitz befindet, damit ein Entscheidungszentrum.

Das Bewusstsein der tragenden Rolle bei der Demontage des Kommunismus ist ein wesentliches Element des neuen Selbstverständnisses der Stadt. Die Danziger Werft ist für viele so sehr ein Symbol, dass ihre notwendige Sanierung politische Emotionen hochgehen lässt. Doch ist mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung, der die Stadt erfasst hat, geschäftiges Leben zurückgekehrt, das die frühere Atmosphäre des Handelszentrums erahnen lässt.

Verwischte Spuren in Kaliningrad

Kaliningrad hingegen, das frühere Königsberg, ist erst auf der Suche nach einer neuen Identität. Hier war 1945 der Schnitt noch radikaler als in Danzig. Vom früheren Ostpreussen, ab dem 13. Jahrhundert Domäne des Deutschen Ordens, später Herzogtum und Teil des Königreichs Preussen, ist praktisch nichts Sichtbares übriggeblieben. Das zerbombte Königsberg wurde im sowjetischen Schuhschachtelstil wieder aufgebaut, die deutsche Bevölkerung deportiert. Nicht einmal die Namen durften an früher erinnern: Während in Polnisch-Ostpreussen oder auch im weiter nördlich gelegenen litauischen Memelland ursprüngliche Ortsbezeichnungen in den Neubenenennungen durch deutsche Siedler erkennbar blieben, räumten im Königsberger Gebiet die sowjetischen Sieger auch in dieser Hinsicht radi-

kal auf. Ein Beispiel etwa ist die litauische Ortsbezeichnung Tilze, die deutsch zu Tilsit wurde; seit 1946 heisst die Stadt Sowjetsk.

Nichts sollte auf siebenhundert Jahre deutscher Geschichte und Präsenz hinweisen. Dem Gebiet war die Rolle einer geschlossenen Militärfestung sowie eines Labors zur Heranbildung des Homo sovieticus zugedacht. Aus allen Teilen des Imperiums wurden Leute hierher umgesiedelt; teils Familien, die durch den Krieg entwurzelt worden waren, teils Kriminelle, teils kleinere nationale Minderheiten. Später setzte die Wanderung aus Krisenregionen der Sowjetunion, etwa Mittelasien, in dieses im Aufbau begriffene Gebiet ein; es kamen Hochschulabgänger, die als Gegenleistung für ihr unentgeltliches Studium eine vom Staat vorgeschriebene Stelle antreten mussten.

Unterdessen gibt es auch wieder ein deutsches Element mit der Ankunft von Russlanddeutschen, doch machen diese an der Gesamtbevölkerung von rund einer Million im gesamten Gebiet nur wenige Promille aus. Neben rund 75 Prozent Russen aus den verschiedensten Teilen der früheren Sowjetunion bilden Weissrussen, Ukrainer und Litauer grössere Minderheiten. Wird Kaliningrad von den Armeeveteranen immer noch als Kriegsbeute betrachtet und entsprechend behandelt, so entwickeln in diesem Schmelztiegel die nachrückenden Generationen allmählich eine regionale Identität, die allenthalben auch schon die Zugehörigkeit zu Russland übertönt.

Vergangenheitsbewältigung

Der Zerfall der Sowjetunion 1991 stellte für Kaliningrad in zweierlei Hinsicht eine Umkehrung der Verhältnisse dar. Das von Russland verwaltete Gebiet sah sich plötzlich von Mutterland vollständig abgeschnitten und war nur noch über Litauen oder Polen sowie Weissrussland zugänglich. Gleichzeitig wurde aber auch die frühere Sperrzone für Ausländer geöffnet. Damit konnten sich Gedankenspiele über den zukünftigen Platz Russisch-Ostpreussens in Europa ausbreiten. Indes sah sich die bisher hermetisch von jeglicher deutsch-ostpreussischer Vergangenheit abgeschnittene Bevölkerung auch dem Ansturm von «Heimwehtouristen» ausgesetzt, von denen allein im ersten Jahr nach der Öffnung rund 60 000 ihre alte Heimat aufsuchten.

Das Tabu des Verhältnisses Kaliningrads zu Königsberg musste damit zwingend gebrochen, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit aufgenommen werden. Das Ostpreussen der Zwischenkriegszeit ist inzwischen ein Forschungsgegenstand an der Kaliningrader Universität. Aber auch aus praktischem Interesse war Umdenken angezeigt, weil wiederum von den Deutschen unternehmerisches Engagement, sei es aus Nostalgie oder nüchternem Kalkül, erhofft und erwartet wurde. Dass privatwirtschaftliche Ziele auch historische Empfindlichkeiten zurückdrängen dürfen, zeigt die als russisch-deutsches Joint venture betriebene Brauerei, die ihr Bier unter dem Markennamen «Ostmark», in gotischer Schrift auf dem Etikett prangend, vertreibt.

Die Entspannung kristallisiert sich nicht zuletzt am Dom auf der Pregelinsel, der als einsamer Zeuge der Geschichte in der sozialistischen Betonwüste steht. Dieses im 14. Jahrhundert begonnene eindruckliche Bauwerk baltischer Backsteingotik ist heute das Scharnier zu einer Vergangenheit, an die man sich in Kaliningrad vorsichtig herantastet. Auch das 1924 am Chor angebaute Grab von Immanuel Kant hilft, über eine der berühmtesten Königsberger Figuren ein Fenster in eine lange toteschweigene Welt zu öffnen. Ironie der Geschichte: Dem Dom gegenüber, dort, wo 1967 zugunsten des sozialistischen Aufbaus die Überreste der mächtigen Burg gesprengt wurden, steht heute wieder eine Ruine. Während die Kathedrale fast fertig renoviert ist, bröckelt der Betonkoloss des «Hauses der Sowjets», das neues Symbol und Dominante der Stadt werden sollte, unvollendet und unbrauchbar vor sich hin.

Was bringt der russischen Exklave die Zukunft? Gesprochen wird von einer Sonderlösung zur intensiveren Anbindung an die Europäische Union, deren Mitglieder die Nachbarstaaten Polen und Litauen innerhalb des nächsten Jahrzehnts wohl werden dürften. Dazu muss aber der Kreml Hand bieten, der bisher keine Anstalten macht, seinem westlichsten Vorposten mehr Autonomie einzuräumen. Die Gefahr, dass das wirtschaftlich zurückgebliebene Kaliningrader Gebiet zum schwarzen Loch an der Ostsee wird, umgeben von Polen und den aufstrebenden baltischen Republiken, macht der Bevölkerung Sorgen.

Neues Leben in Klaipeda

Wieder einen anderen Weg dachte die Geschichte dem nördlichsten Zipfel Ostpreussens, dem Memelland, zu. Wie Danzig und Königsberg war auch die ursprüngliche Kurenfestung Cley-peda Mitte des 13. Jahrhunderts in den Besitz des Deutschen Ordens gekommen und bildete, in Memelburg umbenannt, die Speerspitze gegen das damals heidnische Litauen. Der Name leitete sich von der litauischen Bezeichnung des Flusses Nemunas (deutsch Memel) her, als dessen Mündung die Ordensritter den Ausfluss des Kurischen Haffs in die Ostsee interpretierten. Mit Königsberg teilte Memel sieben Jahrhunderte praktisch ununterbrochener Zugehörigkeit zu deutschem Territorium, mit Danzig wiederum den intensiven Kontakt zu anderen Volksgruppen. So gab es im Memelland von jeher eine litauische Minderheit; das Gemisch der Hafen- und Handelsstadt, die 1807/08 gar vorübergehend preussische Hauptstadt war, wurde ferner von Juden und Russen ergänzt. Nach dem Ersten Weltkrieg kam Memel, wo sich Deutsche und Litauer ungefähr die Waage hielten, nach einem Intermezzo unter

Völkerbundsaufsicht als autonomes und zweisprachiges Gebiet zu Litauen, wurde 1939 aber «heim ins Reich» geholt.

1945 wurde den Memeler Deutschen, die mittlerweile die grosse Mehrheit der Stadtbevölkerung ausmachten, von den Nazis die Evakuierung befohlen. Praktisch menschenleer fiel die Stadt, die den alten Namen Klaipeda zurückerhielt, den Sowjets in die Hand. Diese annektierten Litauen und verfolgten ihre eigenen Pläne. Wegen des Hafens wurde Klaipeda zur geschlossenen Stadt erklärt, und im Zuge der erzwungenen Sowjetisierung Litauens wurden zahlreiche Russen angesiedelt. Noch heute ist hier der Anteil der Russen überdurchschnittlich hoch. Immerhin kam es nicht zur Ausradierung der Geschichte wie in Königsberg, und die Altstadt ist wenigstens zum Teil wieder aufgebaut. Stand Klaipeda nach dem Zerfall der Sowjetunion mit Kaliningrad auf einer vergleichbaren Startlinie, so hat sich die Stadt im selbständigen litauischen Staat deutlich schneller entwickelt und spiegelt das respektable Reformtempo Litauens. Als einziger Handelshafen und bedeutender Umschlagplatz für Transitgüter hat Klaipeda für das Land Schlüsselbedeutung und ist mit einer Sonderwirtschaftszone auch für ausländische Investoren attraktiv.

Historische Mutmassungen

Es bleibt die Frage, warum Ostpreussen nach dem Krieg so kompliziert geteilt und das Königsberger Gebiet zur russischen Exklave gemacht wurde. Eine schlüssige Antwort hat Viktor Sergejewitsch Suworow, Leiter des Lehrstuhls für baltische Geschichte an der Kaliningrader Universität, nicht bereit, wohl aber einige interessante Spekulationen. Er verweist darauf, dass das für eine seriöse Aufarbeitung notwendige sowjetische Archivmaterial aus den Jahren 45 und 46 nach wie vor unzugänglich sei. Und zwar mit gutem Grund, denn eine Offenlegung könne zu völkerrechtlichen Problemen führen. Einmal sei das Memelland von Stalin ohne offizielle Dokumente Litauen zugeschlagen worden, weshalb die starke russische Diaspora in diesem Gebiet 1991 mit der Frage nach dem Wiederanschluss an Russland an den damals frischgewählten russischen Präsidenten Jelzin gelangt sei. Da Jelzin damals im Machtkampf gegen Gorbatschow aber noch die Unterstützung der baltischen Republiken benötigt habe, sei er darauf nicht eingestiegen.

Analoge Probleme könnten sich laut Suworow auch mit Polen hinsichtlich der Grenzziehung zwischen dem Kaliningrader Gebiet und dem Polen überlassenen Teil Ostpreussens ergeben. Den russischen Keil im Baltikum habe Moskau nach dem Krieg wohl auch deshalb benötigt, um einen Zusammenschluss antisowjetischer Partisanenbewegungen von der Ukraine bis Estland zu verhindern. Hingegen hätte, dies eine weitere Spekulation, Ostpreussen gar deutsch bleiben können, wenn nach dem Krieg ein einheitlicher deutscher Staat unter sowjetischem Einfluss entstanden wäre. In jedem Fall, meint Suworow, habe Russland als Rechtsnachfolger der Sowjetunion heute immer noch ein eminentes Interesse daran, die genauen Umstände der Aufteilung Ostpreussens unter Verschluss zu halten. In der heutigen Perspektive sei Kaliningrad aber ohnehin nicht Gegenstand möglicher Grenzänderungen.



Handelszentrums mit breitgefächerten Kontakten. Ist Danzig anders als andere polnische Städte, so auch deshalb, weil es erst seit 1945 ganz zu Polen gehört. In der bedeutendsten Etappe seiner Geschichte war Danzig ein freier, wenn auch dem polnischen König steuerpflichtiger Stadtstaat, nämlich vom Ende der Herrschaft des Deutschen Ordens Mitte des 13. Jahrhunderts bis zur Annexion durch Preussen im ausgehenden 18. Jahrhundert.

Eine gewisse Autonomie hatte Danzig ferner in der Zeit zwischen den Weltkriegen. Wegen seiner rein deutschen Bevölkerung wurde es nicht dem wiedererstandenen Polen angeschlossen, sondern stand als «Freie Stadt» unter der Aufsicht des

Das Schloß Quittainen (Kwitajny) - hier stellte Gräfin Dönhoff ihren Treck zusammen - wird zur Zeit renoviert. In Mohrungen (Morag), dem Geburtsort Herders, wurde das ehemalige Dohna-Schlößchen besichtigt. Heute ist hier eine Außenstelle des "Museums für Geschichte des Ermlands und Masurens" untergebracht. Die meisten der hier ausgestellten niederländischen Porträts stammen aus den nahegelegenen Dohnaschen Schlössern Schlodien und Reichertswalde (Markowo). Die Schlösser Dönhoffstadt (Drogosze), Steinort (Sztynort) und Sorquitten (Sorkwity) sind ebenfalls erhalten und zum Teil in polnischem Privatbesitz.

Im Auftrag der Vermögensverwaltung landwirtschaftlichen Staatseigentums in Allenstein ist ein Katalog erschienen, der renovierungsbedürftige Gutshäuser und Adelssitze zum Verkauf anbietet. Ein Erwerb von deutscher Seite ist zwar nicht aussichtslos, aber mit großen Schwierigkeiten verbunden. Im Falle eines polnischen Ehepartners gibt es keine Probleme.

Über die Situation der noch vorhandenen Herrenhäuser im russischen Teil Ostpreußens sprach Wenzel Salachov, Leiter der Aufsichtsbehörde für Denkmalschutz, aus Kaliningrad. Daraus, daß es in diesem Gebiet bis 1990 überhaupt keinen Denkmalschutz gab, resultiert der desolate Zustand einiger weniger noch existierender Gutshäuser. Eine größere Anzahl, die im Besitz von Bundesbehörden ist, zum Beispiel von Ministerien, befinden sich in relativ gutem Zustand. Auch einige Gutshäuser im Samland, die als Wohnhäuser oder von den Kolchosbehörden genutzt werden, wie Fuchsberg (Cholmogorowka), Grünhof (Roschtschino) und Fünflinden (Prochorowka) sind erhalten. Leider mangelt es an Geld und auch an Interesse der jetzt dort lebenden Bevölkerung, die noch verbliebenen Zeugen einer preußischen Kultur zu erhalten. Bei der jüngeren Generation erfolgt aber bereits ein Umdenken.

Marianne Neuman (KK)

Als Steinbruch ausgeschlachtet

=====

Tagung in Lüneburg über ostpreußische Kirchen

In Lüneburgs Ost-Akademie fand die erste bundesweite Tagung der deutschen Initiativgruppen zur Rettung und Erhaltung von Kirchen im nördlichen Ostpreußen, im heutigen "Kaliningrader Gebiet", statt.

Dr. Gerhard Doliesen, Initiator und Leiter der Tagung, vollzog damit einen dritten bedeutenden Schritt in seiner Arbeit für nordostpreußische Kirchen. Der erste Schritt war die Ausstellung "Vergessene Kultur - Kirchen in Nordostpreußen", die er mit dem russischen Fotografen und Mitarbeiter des Stadtarchivs von Königsberg/Kaliningrad, Anatolij Pawlowitsch Bachtin, zusammengestellt hat. Mit Anatolij Bachtin, 1949 in Königsberg/Kaliningrad geboren, meldet sich die Generation zu Wort, die das Gebiet als ihre Heimat ansieht und seine Geschichte erforschen will.

Die Ausstellung dokumentiert die Kirchen vor 1945 und, soweit sie noch da sind, ihren Zustand heute. Die deutsch-russische Gemeinschaftsarbeit von Anatolij Bachtin und Gerhard Doliesen wurde zu einem entscheidenden Schritt in die Öffentlichkeit. Sie ist bisher in Lübeck, Hamburg und Dresden, beim Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Düsseldorf und auf dem Evangelischen Kirchentag in Leipzig von mehreren tausend Menschen gesehen worden. Den größten Erfolg sieht Gerhard Doliesen in der Vergrößerung des Adressatenkreises. Es sind auch Kreise erreicht worden, die dem nördlichen Ostpreußen und seiner besonderen Geschichte bisher fernstanden und nun die kulturhistorische und auch gesamteuropäische Bedeutung dieser Region zu erkennen beginnen.

Der Erfolg motiviert zu weiteren Schritten. Die Ausstellung wird noch in Hannover, Bonn, Rostock, Ellingen und München gezeigt. Am 3. April wurde sie im "Ostpreußischen Landesmuseum" in Lüneburg eröffnet.



Die Luisenkirche bei Luisenwahl, in der heute ein Puppentheater untergebracht ist

Foto: OKR-Band "Königsberg. Die ostpreußische Hauptstadt in Geschichte und Gegenwart" von Gerhard von Glinski und Peter Wörster (1990)

Der Katalog zur Ausstellung, 1998 im Husum-Verlag erschienen, liegt vor und ist der zweite wichtige Schritt in der Öffentlichkeitsarbeit über die Kirchen Nordostpreußens. Eine wertvolle Dokumentation bekommt sowohl der Fachmann wie der Laie hier an die Hand. Eine ausführliche Einleitung beschreibt die Arbeitsweise Bachtins und damit zugleich die Geschichte der Kirchenbauten und des Gebiets nach 1945. Es folgt ein kurzer Abschnitt über die Geschichte der Kirche in Ostpreußen und eine Einteilung der Kirchenbauten, sodann eine Geschichte der Kirchen im Gebiet und eine Vorstellung aller Kirchen, auch derjenigen, die heute verschwunden sind.

Ungeheuer ist der Verlust der Kirchen im Königsberger Gebiet. Und doch gibt es schon bemerkenswerte Neuanfänge und Fortschritte bei der Rettung der Gebäude, die Krieg, Verfall, Ignoranz und mutwillige Zerstörung überstanden haben. Es sind Privatinitiativen, die sich nach Öffnung des Gebietes 1991 gebildet haben und wodurch seither unermüdlich vor Ort die Erhaltung der letzten Denkmäler deutscher Kultur vorangetrieben wird.

Sie trafen sich nun zur ersten Tagung in der Ost-Akademie. Die Vorstellungsrunde zeigte bereits die Vielfalt der Aktivitäten; 14 verschiedene Gruppen waren vertreten.

Mit großem Interesse wurden die Ausführungen Dr. Hella Rübesams vom "Deutschen Zentrum für Handwerk und Denkmalpflege" in Fulda aufgenommen. Sie erläuterte die Ziele des Zentrums, das die Restaurierung des Königsberger Domes bisher durchgeführt und den Wiederaufbau mehrerer Kirchen im Gebiet betreut hat. Eine Frucht dieser Zusammenarbeit ist die Restaurierung der Kirche von Wehlau, die als erste von dem Wehlauer Kreisvertreter Joachim Rudat vorgestellt wurde. Wieviel Engagement Joachim Rudat und die Wehlauer einbringen mußten, wird deutlich angesichts des 1994 noch stark beschädigten Zustandes des Gebäudes. Die Ordenskirche aus dem 14. Jahrhundert war nicht durch Kriegshandlungen, sondern durch Sprengversuche in den 60er Jahren schwer getroffen worden. Inzwischen wurde der Turm restauriert und die Mauern wurden konserviert; der Turm ist wieder begehbar.

14 Projekte waren vertreten, 14 Kirchen wurden vorgestellt. Bauten aus der Ordenszeit machten den größten Anteil aus. So berichtete Beate Volkerding über die Katharinenkirche in Arnau, um die sich der Verein "Gedenkstätten Königsberg" und das "Kuratorium Arnau" bemühen. Die um 1320 erbaute Kirche wurde von der russischen Sowchose als Getreidelager genutzt, was zur Rettung des Gebäudes führte, während allerdings der Turm abgetragen wurde. Innen jedoch blieb das bedeutsame Sternengewölbe erhalten, und Reste von Fresken aus dem 14. Jahrhundert.

Bärbel Beutner (KK)

Die vierte baltische Republik?

=====

Gilbert H. Gornig: "Das nördliche Ostpreußen. Gestern und heute. Eine historische und rechtliche Betrachtung." "Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen", Bonn 1995, 400 S., DM 28,50

Das als Band 22 der Reihe "Forschungsergebnisse der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht" der "Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen" herausgegebene Werk des Göttinger Völkerrechtlers Gilbert H. Gornig kann ohne Zweifel als Standard-Werk der Geschichte und Entwicklung Ostpreußens in deutscher wie seit 1945 auch sowjetrussischer Zeit empfohlen werden. Einer 73 Seiten starken Chronologie der Geschichte des Gebietes folgt eine glänzend dokumentierte Darstellung der Entwicklung in der sowjetischen Zeit mit einer ausführlichen völkerrechtlichen Würdigung der verschiedenen Aspekte. In einem 100seitigen Anhang werden, größtenteils in Facsimile, die für die Entwicklung maßgeblichen Dokumente zur Geschichte Ostpreußens seit der Goldenen Bulle von Rimini vom März 1226 abgedruckt. Den Abschluß bildet ein 60seitiger Anhang über die demographische und ethnische Entwicklung des Gebietes und die Abstimmungsergebnisse nach dem Ersten Weltkrieg, schließlich ein Kartenteil mit Angabe aller Bevölkerungs- und Grenzänderungen bis zum heutigen Tag.

Die bisher nie dagewesene Vollständigkeit der historischen und rechtlichen Dokumentation auf so knappem Raum wird nicht nur die deutsche, sondern vermutlich auch die weitere russische Forschung über die Geschichte Ostpreußens wesentlich erleichtern und anregen. Dem Rezensenten erscheint hier freilich eine Anmerkung angebracht: Der Zwang zur äußersten Konzision und die fast durchgehende Einhaltung einer trockenen, emotionslosen Fachsprache unterstreicht zwar fraglos den wissenschaftlichen Charakter der Studie, wird aber vermutlich viele Laien abschrecken oder sogar zu falschen Schlüssen führen.

Der Rezensent bezweifelt, daß historisch und juristisch unbewanderte Normalleser die zeitlich und räumlich ständig wechselnden Lebensverhältnisse immer durchschauen werden. Die knappe und nüchterne Aneinanderreihung der Daten und Fakten hat freilich den Vorzug, daß es den in Polen, Litauen und Rußland immer noch vorhandenen nationalistischen Kräften schwerfallen wird, Gornigs Buch als ein revanchistisches Werk anzugreifen. Eher wird es manchem deutschen Leser, vor allem manchem Ostpreußen, der bisher noch gewohnt war, Ostpreußen als ein seit Jahrhunderten rein deutsches Land zu betrachten, die Augen darüber öffnen, daß Ostpreußen nie ein Teil des alten Reiches und erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts juristisch in Deutschland einbezogen war, daß die größten Teile Ostpreußens über Jahrhunderte unter polnischer Lehensherrschaft standen, in die es sich als Opposition zum Orden freiwillig begeben hatte, daß es sich im Siebenjährigen Krieg auch freiwillig der russischen Herrschaft unterworfen hatte, weshalb Friedrich der Große es im Zorn nicht mehr betreten hat und sich sogar mit dem Gedanken trug, Ostpreußen im Austausch gegen die politische Absicherung Schlesiens völlig Rußland zu übergeben.

Der Band fügt sich damit lückenlos in die Reihe der völkerrechtlichen und historischen Veröffentlichungen der "Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen", die sich bei aller Wahrung deutscher Positionen nie zur Einseitigkeit verleiten ließ, sondern alle Fakten und rechtlichen Standpunkte beleuchtet hat. Überraschend ist daher die kommentarlose Übernahme, ausgerechnet durch den Verfasser, der durch mehrere Abhandlungen über das Memelgebiet hervorgetreten ist, der alliierten These von den Grenzen des Deutschen Reiches nach ihrem Stand von 1937. Diese interne Festlegung der späteren Sieger sollte nach deren Verständnis dazu dienen, die Nachgiebigkeit gegenüber dem Deutschen Reich vor 1939 durch einseitigen Akt ungeschehen zu machen. Sie hatte aber, da das betroffene Völkerrechtssubjekt Deutschland dazu nicht einmal befragt wurde und die Alliierten zu diesem Zeitpunkt noch nicht die Gewalt in

Deutschland übernommen hatten, keine völkerrechtliche Verbindlichkeit. Die einseitige Annexion des erst seit der französischen Besetzung so genannten "Memelgebietes" durch Litauen 1923 mit massiver Unterstützung Frankreichs war hingegen ein klarer Bruch des Völkerrechts, während die Rückgabe an Deutschland 1939, gewiß nicht ohne politischen Druck Deutschlands, aber doch völkerrechtlich korrekt vonstatten gegangen war.

Einige Bedenken muß der Rezensent auch gegen den Teil des Werkes anmelden, der die Entwicklung nach Öffnung des Kaliningrader Gebietes 1990 betrifft. Die angeführten Tatsachen sind zwar durch reichliche Quellen belegt, doch die Schilderung erweckt den Eindruck eines gegenwärtigen Zustandes, der in Wirklichkeit nicht mehr gegeben ist. Das Buch erleidet damit insofern das Schicksal aller bisherigen Veröffentlichungen über die Entwicklung des Kaliningrader Gebietes, ob man es nun als Hong Kong oder Luxemburg an der Ostsee oder als unmittelbar bevorstehende vierte baltische Republik bezeichnete: Was einmal in gewissen Kreisen tatsächlich diskutiert wurde, ist bis zum Erscheinen der Bücher längst überholt. Fast immer handelte es sich in Wirklichkeit nur um westliche Spekulationen oder um Gedanken einzelner Russen in der chaotischen Zeit nach 1990, da die Sowjetunion unhaltbar zusammenbrach und gerade im zur Exklave werdenden westlichsten Vorposten die wildesten Spekulationen ins Kraut schossen.

Darum stimmt auch die Gewichtung der einzelnen Gerüchte nicht. Während die Möglichkeit der Herausbildung des Gebietes als selbständiger Republik im Verband Rußlands oder sogar außerhalb tatsächlich von vielen seit Jahren diskutiert wird, waren die meisten dieser Ideen Eintagsfliegen, größtenteils sogar von deutschen Besuchern lanciert und verbreitet. So war etwa die Frage eines deutsch-russischen Kondominiums über Ostpreußen eine Erfindung einiger radikaler Mitglieder der Ostpreußischen Landsmannschaft, die in russischen Kreisen keineswegs diskutiert, sondern als Beweis deutscher Regermanisierungsspiele schroff abgelehnt wurde. Auch die Verwandlung des Kaliningrader Gebietes zu einer Republik der Sinti und Roma, wohl nach dem Vorbild der synthetischen Gründung des jüdischen autonomen Gebietes in Birobidjan, mit der sich Stalin in den 30er Jahren der Juden entledigen wollte, war ebenso lediglich ein Versuchsballon einiger Roma, der ebenso schnell platzte, wie er aufgeblasen worden war.

Weit gewichtiger war bis vor etwa anderthalb Jahren die Diskussion über die Präsenz von Rußlanddeutschen im Gebiet, die aber durch Zuzugssperren und administrative Hindernisse im größten Teil des Gebietes abgewürgt wurde. Nicht minder abstrakt sind Äußerungen von Bundesaußenminister Klaus Kinkel im Jahre 1992 geblieben. Die meisten dieser Spekulationen sind zwar belegbar und gehören zur historischen Chronologie des Gebietes, es waren aber bestenfalls Eintagsfliegen, die eher zur Verunsicherung der öffentlichen Meinung und zur deutlichen Stärkung des russischen Nationalismus seit 1993 beigetragen haben. Einen aktuellen Diskussionswert haben sie nicht. Nicht weniger abstrakt blieb die Erörterung über die Rückbenennung Kaliningrads in Königsberg. Sie wurde hauptsächlich vom Schriftsteller Jurij Iwanow vorangetrieben und hat heute noch Anhänger in einem Teil der Bevölkerung. Eine ausreichende Resonanz hatte sie aber zu keinem Zeitpunkt und hat allenfalls dazu geführt, daß durch Verordnungen der Kaliningrader Gebietsverwaltung und später durch ein Gesetz der Staatsduma die Rückbenennung von Orten nach deutschen Namen ausdrücklich verboten wurde.

Unbedeutend sind hingegen angesichts der enormen Leistung des Verfassers einige Formulierungen, die bei einer späteren Auflage korrigiert werden sollten. So hat es (Seite 182) in Kaliningrad nie einen "Staatsowjet" gegeben, sondern allenfalls einen Stadt- und einen Gebietssowjet. Nicht ganz korrekt ist auch die Formulierung, der Staat Weißrußland habe seit Jahrhunderten seine Exporte über Königsberg getätigt. Weißrußland als Staat gibt es erst seit der Bildung der Sowjetunion, davor bestanden hier mehrere Fürstentümer, die bis zur Teilung Polens über lange Zeit überwiegend der polnischen Krone unterworfen waren.

KK 1047/1048 vom 20. Juli 1998/ 35

Trotz dieser wenigen kritischen Anmerkungen kann das Werk Gornigs nur als bedeutender Beitrag zur Geschichte Ostpreußens bezeichnet werden. Es wäre ihm zu wünschen, daß es zur sachlichen Information der Bewohner des Kaliningrader Gebietes bald ins Russische übersetzt wird.

Nikolaus Ehlert (KK)

Neue Broschüre zur Pressearbeit im BdV erschienen

Gedanken und praktische Tips zur Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für den Bund der Vertriebenen“.

Unter diesem Titel ist von der BdV-Bundesgeschäftsstelle eine Broschüre zur Pressearbeit für den BdV herausgegeben worden. Sie richtet sich hauptsächlich an den ehrenamtlich arbeitenden Laien innerhalb des Verbandes, der mit der Pressearbeit zu tun hat.

Die Autoren, die sowohl hauptberuflich wie auch ehrenamtlich in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für den BdV tätig sind, haben darin Tips und Grundsätze für die Pressearbeit zusammengefaßt, die Presse- und Öffentlichkeitsar-

beit kritisch beleuchtet und einen Überblick und Anregungen für die Pressearbeit im BdV gegeben.

Verschiedentlich ist in der Vergangenheit die Notwendigkeit solcher Tips für die Praxis betont worden. Die Broschüre soll nach dem Willen der Autoren aber auch eine Anregung zur Diskussion sein. Wir erwarten rege Rückmeldungen aus dem Verband, auch darüber, was an Informationen für die Praxis noch aufgenommen werden soll.

Die Broschüre kann bei der BdV-Bundesgeschäftsstelle in 53175 Bonn, Godesberger Allee 72-74, abgerufen werden.

STR (DOD)

Neuerscheinungen

„Die Vertreibung aus Ostdeutschland als fortwirkendes Unrecht“ heißt das neue Sonderheft der Kulturpolitischen Korrespondenz, das der Ostdeutsche Kulturrat kürzlich herausgebracht hat. Das Sonderheft enthält zwölf Aufsätze, umfaßt 80 Seiten und kann für DM 10,00 bei der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, Kaiserstr. 113, 53113 Bonn, Tel.: 0228/213766, bestellt werden. (Eine ausführliche Besprechung erfolgt in einer der folgenden Ausgaben des DOD.)

In der Reihe „Vertreibungsgebiete und Vertriebene“ erschien der Band „Schlesien und die Schlesier“ von Dr. Joachim Bahlcke/Leipzig. Es ist der achte Band der Reihe, die restlichen vier sollen in den nächsten zwei Jahren erscheinen. Der Band erschien im Verlag Langen Müller in München und kostet DM 34,00. (Eine Besprechung erfolgt in einer der nächsten Ausgaben des DOD.) (DOD)

der Provinz und schnitten den Rest von der Landverbindung mit dem Reich ab. Seit Ende Januar wurde Königsberg belagert. Festungskommandant war der General der Infanterie Otto Lasch. Er verfügte über viele, aber schwache und abgekämpfte Truppen, die oft eilig zusammengestellt worden waren. Viele Soldaten bewiesen hervorragende Kampfmoral bis zum Ende. Der Oberbefehlshaber der 2. weißrussischen Front, Marschall Tschernjakowski, überschätzte die Stärke der Festung, so daß sie sich noch länger als zwei Monate halten konnte. Die Besatzung konnte im Februar sogar noch Landverbindungen am Ufer des Frischen Haffs und über Metgethen, wo die Sowjets furchtbar gehaust hatten, nach Pillau auf einige Zeit freikämpfen. Als sie aber den Heiligenbeiler Kessel ausgeräumt und Danzig besetzt hatten, begannen die Sowjets mit erdrückender Übermacht an Artillerie und Flugzeugen und gewaltigem Munitionseinsatz am 6. April den Sturm auf die Festung. Sie drangen bis in die Innenstadt vor und splitterten die Verteidigung in wenige Stützpunkte auf. Als die Lage hoffnungslos geworden war, entschloß sich der Kommandant, der seinen Befehlsstand in einem Bunker auf dem Paradeplatz hatte, am 9. April zur Kapitulation. Wie viele Menschen während der Belagerung gefallen oder gestorben sind, wird nie ermittelt werden können. Bei der Übergabe befanden sich in Königsberg etwa 30 000—35 000

Soldaten, dazu 8000 Angehörige des Volksturms, etwa 15 000 Fremdarbeiter und 100 000 bis 120 000 deutsche Zivilisten, Königsberger und Menschen aus der Provinz, die in der Stadt Zuflucht gesucht hatten. Die Uniformträger und auch der Oberbürgermeister Helmuth Will gingen in Gefangenschaft. Das Versprechen einer „ehrvollen“ Gefangenschaft haben die Sowjets nicht gehalten. Die letzten Überlebenden kehrten erst Ende 1955 in ein verstümmeltes Deutschland zurück.

Auch die Zivilisten waren der Willkür der Eroberer ausgeliefert. Viele wurden verschleppt, andere konnten auf dem Lande ihr Leben fristen. Etwa 75 000 sind erschlagen, verhungert oder an Seuchen gestorben. Als sich die Sowjetregierung im Frühjahr 1947 entschloß, die Zivilbevölkerung zu entlassen, lebten von den 110 000 Deutschen nur noch etwa 25 000. Die Stadt, die sie hinter sich ließen, bestand nur noch aus Schutt und brandgeschwärzten Ruinen, und unter diesem Schutt lagen die Trümmer einer siebenhundertjährigen deutschen Kultur.

Königsberg war fortan kein geographischer Ort mehr, sondern nur noch ein Begriff, eine Erinnerung, aber sie wird fortwirken im Bewußtsein der Menschen und die Kraft erzeugen, aus der heraus einmal ein neuer Anfang gemacht werden kann. Es gibt nicht mehr Königsberg, aber es gibt noch die Königsberger, und alle Deutschen müssen in diesem Sinne Königsberger werden.

Die völkerrechtliche Lage des Königsberger Gebietes in der Gegenwart

Die UdSSR will ihr Riesenreich um einige 1000 Quadratkilometer deutschen Bodens erweitern, nämlich um das nördliche Ostpreußen. Zur Begründung der rechtswidrigen Annexion versucht sie nicht einmal ähnliche Scheingründe

vorzubringen, wie sie von Polen für seine Territorialforderungen verwandt werden. Es wäre eben gar zu unglaublich, wenn man im Kreml „Lebensraum“ fordern würde, auch kann man sich dort nicht einmal scheinbar auf den Verlust von Gebieten oder auf die Notwendigkeit berufen, Bevölkerungsteile anderweitig unterbringen zu müssen. Für Moskau geht es bloß um den Gewinn von Machtpositionen; selbst die gelegentliche Erwähnung, angeblich eines eisfreien Hafens zu bedürfen, erfolgt nur zur Beschönigung. Nach einer rechtlichen Begründung ist in Moskau niemals gesucht worden. Sie wäre auch nicht zu finden, wenn nicht bloße Gewalt als Recht mißdeutet wird. So ist zwar der „Oblast Kaliningrad“ entstanden, verwaltungsmäßig der Moskauer Zentrale unterstellt und wirtschaftlich der Sowjetrepublik Litauen angegliedert worden. Mit Völkerrecht haben diese Maßnahmen nichts gemein.

Den Anspruch auf Königsberg hat Stalin schon auf der Konferenz von Teheran angemeldet. In den Potsdamer Beredungen heißt es dann: „Die Konferenz prüft einen Vorschlag der Sowjetregierung, daß vorbehaltlich der endgültigen Bestimmung der territorialen Fragen bei der Friedensregelung derjenige Abschnitt der Westgrenze der Union der sozialistischen Sowjetrepublik, der an die Ostsee grenzt, von einem Punkte an der östlichen Küste der Danziger Bucht in östlicher Richtung nördlich von Brauns-



Die Provinz Ostpreußen und der Freistaat Danzig vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

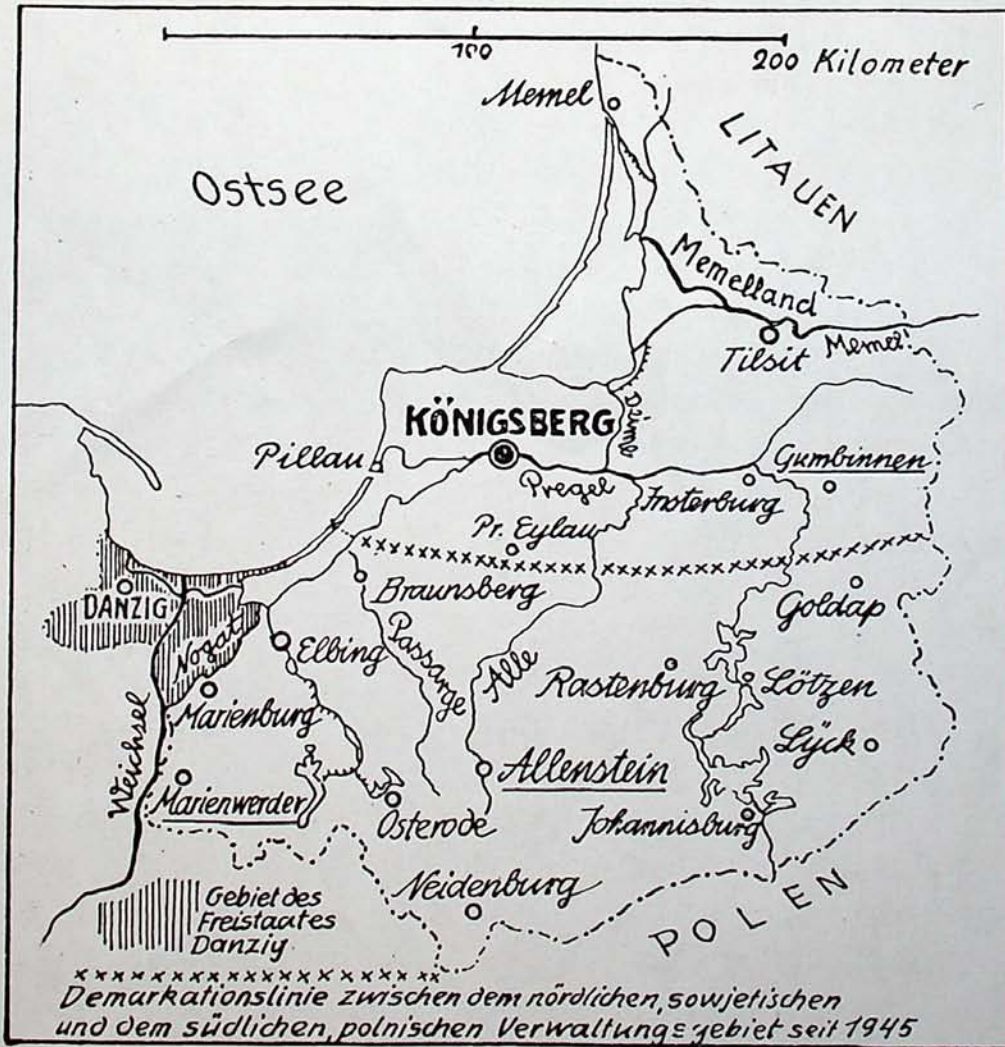
dem Paradeplatz hatte, am 9. April zur Kapitulation. Wie viele Menschen während der Belagerung gefallen oder gestorben sind, wird nie ermittelt werden können. Bei der Übergabe befanden sich in Königsberg etwa 30 000—35 000

Menschen aus einem kann. Es gibt noch müssen ir

Die völkerrechtlich des Königsberger Gebietes i

Die UdSSR will ihr Riesenreich um einige 1000 Quadratkilometer deutschen Bodens erweitern, nämlich um das nördliche Ostpreußen. Zur Begründung der rechtswidrigen Annexion versucht sie nicht einmal ähnliche Scheingründe

vorzubrin torialford eben gar : „Lebensrä man sich Verlust v keit ber unterbrin bloß um selbst die eines eist zur Besch gründung den. Sie bloße Ge zwar der waltungs stellt und tauen ar haben die



Die Provinz Ostpreußen und der Freistaat Danzig vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

Den An auf der K den Potsc Konferenz regierung stimmung densregel grenze d republik, Punkte a Bucht in c

Stadt als den geistigen Mittelpunkt erkannt

Erinnerungen an Königsberg — Aufgezeichnet zum 100. Geburtstag von Professor Walther Ziesemer (II)

Als die Schulzeit zu Ende ging, war ich zunächst etwas ratlos, was meine künftigen Beruf anging. Wohl reizte mich schon damals alles, was mit Geschichte und Volkstum der Heimat zusammenhing. Bereits als älterer Schüler hatte ich als Jahresarbeit eine Geschichte meines Heimatdorfs Deutsch Thierau geschrieben und hatte dafür wochenlang an den Nachmittagen in den historischen Räumen des alten Ordensarchivs im Königsberger Schloß gearbeitet und Urkunden und Aktenstöße durchgearbeitet, hatte auch in den Ferien auf dem Boden des Pfarrhauses die schönen schweinsledernen Bände des Pfarrarchivs und zu Hause die Schulchronik durchgestöbert. Auch hatte ich meinem Vater mit großer Begeisterung geholfen, wenn er für Professor Ziesemer in Königsberg die Mundartfragebogen für das „Preußische Wörterbuch“ ausfüllte oder mit den Schulkindern Flurnamen sammelte. Was ich aber mit solchen Neigungen einmal anfangen sollte, wußte ich noch nicht. So begann ich mit dem Philologiestudium, wobei es zunächst gar nicht so sehr um die Fächer ging als um die Möglichkeit, sich in den verschiedensten Gebieten umzusehen und sich eine möglichst breite Plattform zu schaffen. Wie viele ostpreußische Studenten ging ich, von Fernsehnsucht und Freiheitsdrang getrieben, für die ersten drei Semester an süddeutsche Universitäten. Aber dann kehrte ich nach Königsberg an die Albertina zurück, wo sich mein Lebensweg entscheiden sollte.

Enge Bindung durch Vorfahren

Wenn mir als kleinem Schuljungen der Wechsel vom Land in die Stadt sehr schwer gefallen war und ich schreckliche Sehnsucht nach meinem Heimatdorf gehabt hatte, so hatte der junge Student inzwischen hier längst Wurzeln geschlagen. Dazu hatte ich auch durch meine Vorfahren enge Bindungen zu dieser Stadt, in der meine Mutter geboren war, in deren Schloßkirche meine Eltern getraut waren und in der die Großeltern und Urgroßeltern begraben lagen. Die Vorfahren des Urgroßvaters waren Gutskammerer, Gutschmiede und Gutsarbeiter auf verschiedenen Gütern südlich von Königsberg gewesen, er selbst hatte dann, nachdem er 12 Jahre Soldat gewesen war, einen Krug auf dem Unterhaberberg gekauft und war Königsberger Bürger geworden. Die Vorfahren der Großmutter waren Bauern in den Dörfern südwestlich von Königsberg gewesen. Diese Landluft spürte man immer noch im kleinen Haus der Großeltern auf dem Oberhaberberg, in Hof und Stall mit Pferd und Kühen — inmitten hoher Häuser aus der Gründerzeit.

Aber inzwischen hatte ich nun auch diese Stadt erlebt in ihrer Geschichtlichkeit, hatte sie erkannt als den geistigen Mittelpunkt dieser Landschaft, als die Stadt Simon Dachs und Heinrich Alberts, Kants und Hamanns, E. T. A. Hoffmanns und Agnes Miegels. Geschichte und Volkstum des Landes waren es, die den jungen Studenten jetzt mehr reizten als alle philologischen Fächer. Und so arbeitete ich bald neben ersten Kollegs und Übungen als studentische Hilfskraft bei Professor Ziesemer in der Arbeitsstelle des „Preußischen Wörterbuchs“ und verzettelte Fragebogen. Dann

hörte ich auch den jungen Dozenten Walter Mitzka, damals im Hauptberuf noch Studienrat an einer Königsberger Oberschule. Ich war sein erster Hörer.

Eine volkskundliche Exkursion mit ihm auf das Kurische Haff, wo er sich in den Schiffsformen und allem, was mit der Fischerei zusammenhing, besonders gut auskannte, brachte die Wende in meinem Leben. In Cranzbeek holte uns ein Schaaksvitter Fischer mit seinem Kurenkahn ab, und dann segelten wir an der Nehrung entlang, an Sarkau vorbei, und über das Haff zu dem an der Südküste gelegenen

Fischerdorf Schaaksvitte. Unterwegs sahen wir die verschiedenen Haffkähne, lernten wir Gaffelsegel und Spitzsegel, Klinkerbau und Kraewelbau unterscheiden und beobachteten die bunten Kurenwimpel auf den Mastspitzen. Mitzka hatte eine wunderbare Gabe, junge Menschen für eine wissenschaftliche Aufgabe zu begeistern, sie zu eigener Tätigkeit anzuregen und sie auch sofort in Aktion zu setzen.

Als wir in Schaaksvitte ankamen, erhielt jeder von uns eine Forschungsaufgabe: Einige mußten Fischerhäuser photographieren, ausmessen und zeichnen, andere mußten die ver-

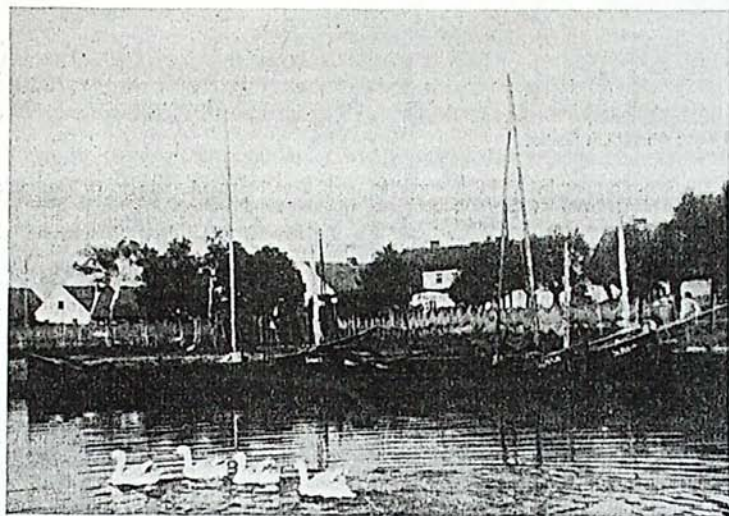
schiedenen Netzformen untersuchen und die mundartlichen Bezeichnungen für ihre Einzelteile erfragen, wieder andere hatten die Kurenwimpel im Haff zu zeichnen oder die Giebelverzierungen an den Dächern aufzunehmen, da mußten ferner Untersuchungen über den Wortschatz der Fischersprache angestellt werden, mußten die Leute über Sitte und Brauch, Volksglauben und Volksmedizin befragt werden usw. Das gesammelte Material wurde dann am Schluß der ganzen Runde vorgeführt und erläutert. So entstand aus den verschiedenen Beiträgen ein eindrucksvolles Bild vom Leben eines Fischerdorfs, und jeder hatte das Bewußtsein, durch eigene Arbeit dazu beigetragen zu haben. Am Nachmittag gab es dann einen Tanz im Dorfkrug, wobei Mitzka, der im Ersten Weltkrieg ein Bein verloren hatte und eine Prothese trug, eifrig mittat und mit seinem sprühenden Temperament alles in Stimmung brachte.

An diesem Tag eroberte er mich für die Volkskunde, und schon eine Woche danach hatte ich von ihm ein Thema für eine Doktorarbeit. Ich sollte gewissermaßen einen breiten Suchgraben beiderseits der ermländisch-natangischen Grenze vom Frischen Haff bis nach Masuren ziehen und untersuchen, ob diese alte Konfessions- und Verwaltungsgrenze auch Grenzlinie volkskundlicher Erscheinungen war oder ob die Struktur dieser Kernlandschaft Ostpreußens sich aus anderen Impulsen aufbaute. Ehe ich noch recht mit der Arbeit begonnen hatte, folgte Mitzka einer Berufung auf ein Extraordinariat an der Technischen Hochschule in Danzig, und so mußte ich mit diesem Thema zu Professor Ziesemer überwechseln.

Im Herbst 1929 begann ich mit der Materialsammlung für meine Doktorarbeit. Nach der Winterunterbrechung setzte ich mich im März 1930 wieder auf mein Fahrrad und blieb das ganze Jahr unterwegs bis zum ersten Schneefall Anfang November. Dann folgte die Zeit der wissenschaftlichen Verarbeitung. Nebenbei war ich ein Jahr lang als wissenschaftliche Hilfskraft am Prussia-Museum im Schloß tätig.

Erhard Riemann

Schluß folgt



Fischerdorf Schaaksvitte: Stätte erster Forschungsergebnisse

Foto Neujahr

Moskau steckt in der Sackgasse

Folge der Blockadepolitik: Königsberg wird zum Problem / Von Hans Heckel

Nach Angaben des deutschsprachigen Dienstes im polnischen Rundfunk bemüht sich Moskau derzeit offenbar um die Errichtung einer exterritorialen Autobahnstrecke von Rußland nach Nord-Ostpreußen. Wie aus zwei Berichten am 20. und am 27. Februar hervorgeht, soll die Trasse nach russischen Vorstellungen über Weißrußland über Nordost-Polen an das Königsberger Gebiet herangeführt werden. Im Gegensatz zu gewöhnlichem Transitverkehr wäre eine solche „exterritoriale“ Straße der Kontrolle des polnischen Staates entzogen.

Mit einem gleichartigen Ansinnen war Moskau bereits in Litauen auf Ablehnung gestoßen. Das erst 1991 wieder unabhängig gewordene Land fürchtete eine Beeinträchtigung seiner Souveränität. So sieht sich die russische Regierung nunmehr offenbar gezwungen, eine Verlegung der Trasse auf polnisches Gebiet anzustreben, obwohl der traditionell direkte Weg von Moskau nach Königsberg über Kaunas und Wilna führt.

Ob Rußland in Warschau mehr Glück hat als zuvor in Wilna

scheint indes sehr zweifelhaft. Ein Sprecher des polnischen Außenministers stellte bereits klar, daß die russischen Wünsche in der polnischen Verkehrswege-Planung nicht berücksichtigt seien. Der Verkehr zwischen Rußland und dem nördlichen Ostpreußen kann sich seinen Angaben zufolge nur im Rahmen der gewöhnlichen Transitregelungen über polnisches Gebiet bewegen.

Moskau sieht sich unversehens mit ähnlichen Problemen konfrontiert wie Deutschland in der Zwischenkriegszeit. Damals behinderte Polen den Verkehr zwischen Kerndeutschland und Ostpreußen so massiv, daß die Einrichtung eines regelmäßigen Seedienstes erforderlich wurde, um den „Korridor“ zu umfahren. Alle Versuche Berlins, zu einer einvernehmlichen Regelung zu kommen, wies Warschau seinerzeit schroff zurück.

Zu einem Gutteil ist die russische Regierung aber auch Opfer ihrer eigenen Unbeweglichkeit hinsichtlich Nord-Ostpreußens und ihrer Drohpolitik gegenüber den baltischen Staaten geworden. Mit Hinblick auf die angeblich unterdrück-

te russische Volksgruppe im Baltikum verwies Moskau mehrfach auf seine Pflicht (und seinen Willen), die Interessen der Auslandsrussen zu wahren. Dies wurde von den baltischen Regierungen als Versuch gewertet, über den Hebel der Minderheitenproblematik wieder einen Fuß in die kleinen Ostseerepubliken zu bekommen. Nach der leidvollen Geschichte von Estland, Lettland und Litauen bedurfte es keiner allzu großen Phantasie, um hierin eine existentielle Bedrohung zu sehen. In Litauen mag nur die Befürchtung eine Rolle gespielt haben, daß Rußland auch eine exterritoriale Straße zur Einmischung mißbrauchen könnte – etwa, wenn Bandenkriminalität und Überfälle die Sicherheit der russischen Transporte gefährdeten und Moskau fordern könnte, eigene Truppen zu deren Schutz auf litauisches Gebiet zu entsenden.

Was Nord-Ostpreußen selbst angeht, so deutet einiges darauf hin, daß Moskau mit seiner Blockadepolitik hinsichtlich eines stärkeren deutschen Engagements in der Region in eine Sackgasse geraten ist. Und dies in doppelter Hinsicht: Ei-

nerseits hat Rußland den wirtschaftlichen Kollaps Königsbergs auf diese Weise geradezu heraufbeschworen. Andererseits trug die Abwehrhaltung gegenüber den Deutschen einiges zu den verhärteten Beziehungen mit den baltischen Staaten bei. Dort würde nie ein Hehl daraus gemacht, daß man eine stärkere deutsche Präsenz im nördlichen Ostpreußen ausdrücklich begrüßte, um nicht mehr mit der russischen Übermacht allein zu sein, zumal auch die Beziehungen besonders Litauens zum benachbarten Polen nicht als eben warmherzig gewertet werden. Bei mehr Beweglichkeit Moskaus hätte Königsberg überdies die Chance, zum Umschlagplatz des deutsch-baltischen Handels aufzusteigen. Etwaige Transitprobleme mit der polnischen Seite werden sich hier kaum ergeben, da Polens Westhandel seinerseits entscheidend von der Passage durch das Bundesgebiet abhängt. Die Baltischen Republiken wiederum dürften russischem Transitverkehr über die günstigere Litauen-Route weit gelassener gegenüberstehen, sobald Königsberg die oben genannte Rolle als Umschlagplatz eingenommen hätte.

9. März 1996

Hörfunk und Fernsehen

Sonntag, 10. März, 9.20 Uhr,
WDR 5: Alte und neue Heimat: 1. Erinnerung bewahren – Zukunft gestalten (Danziger Katholiken setzen sich für ihre Heimat ein); 2. Singen, spielen u scherzen ... (Erinnerungen an den Egerländer Josef Hofmann)

Sonntag, 10. März, 16.55 Uhr,
Südwest 3-Fernsehen: Die Kosaken – Bauernkrieger unter dem Doppeladler (Wiederholung der Sendung abends um 23.30 Uhr)

Sonntag, 10. März, 20.15 Uhr,
3Sat-Fernsehen: Sphinx – Geheimnisse der Geschichte (Die Jagd nach dem Bernsteinzimmer)

Montag, 11. März, 19 Uhr, BII:
Ost-West-Report (u. a. Beitrag über Memel)

Dienstag, 12. März, 17.54 Uhr,
MDR-Fernsehen: Zielbahnhof: Königsberg (Eine Dampflokreise)

Donnerstag, 14. März, 19.15 Uhr,
Deutschlandfunk: DLF-Magazin

Donnerstag, 14. März, 23 Uhr,
3Sat-Fernsehen: Österreich I (Vom Siegen und Sterben – die Verbrechen der Nationalsozialisten im „Anschlußgebiet“)

Freitag, 15. März, 9.05 Uhr,
Deutschlandfunk: Wir erinnern (Vor 70 Jahren: Der deutsche Schriftsteller Siegfried Lenz geboren)

Nehrungspredigt

Einen geborenen Niddener zieht es in seine Heimat, um dort sommersüber Gottes Wort zu predigen: Pastor Manfred Schekahn aus Bispingen in der Lüneburger Heide wird bald auf der Kanzel der Nehrungskirche stehen, in der sein Vater Küster war. Erinnerungen an eine Kinderzeit auf der Kurischen Nehrung hat der 52-jährige allerdings nicht, denn er wurde zwei Tage vor der Flucht geboren. Schekahn entstammt einer alten Niddener Fischerfamilie, so kommt er in seine Väterheimat zurück. Wenn auch nur für zwei Monate, von Mitte Juni bis Mitte August, wenn in Nidden wieder viele deutsche Urlauber die einmalige Schönheit der Kurischen Nehrung genießen. Nicht nur sie werden das kleine Gotteshaus füllen, das zur Sowjetzeit ein Museum war und das erst 1992 wieder zur evangelischen Kirche geweiht wurde, denn die Gemeinde zählt heute rund 60 Mitglieder, darunter 20 Deutsche. Einen ständigen Pfarrer kann sich die kleine Gemeinde nicht leisten; sie müßte ihn selber bezahlen. Im litauischen Hoheitsbereich gibt es deshalb nur zwölf evangelische Pfarrer. R. G.

Aus der Wissenschaft

Waisenkinder

An einer Dissertation über deutsche Kinder in Nord-Ostpreußen in den Jahren 1945 bis 1948 arbeitend, fand Heike Pfeiler-Breitenmoser bei ihren Recherchen in den Archiven zu Königsberg einen konkreten Beweis dafür, daß mindestens ein deutsches Kind von einem russischen Bürger aus einem Kinderhaus der Stadt adoptiert wurde. Es handelt sich um ein offizielles russisches Dokument. Man darf daher die Vermutung äußern, daß es sich bei dieser Adoption um keinen Einzelfall handeln wird; möglicherweise könnten noch weitere deutsche Kinder durch russische Bürger adoptiert worden sein. Ein weiteres intensives Forschen in den dortigen Archiven ist daher notwendig, um diese Vermutung zu erhärten oder zu widerlegen. Wie auch immer das Ergebnis aussehen wird, eine kleine Sensation bleibt dieses Dokument. Bisher wurde der Tatbestand der Adoption deutscher Kinder durch Russen von russischer Seite bestritten. C. P.

9. März 1996

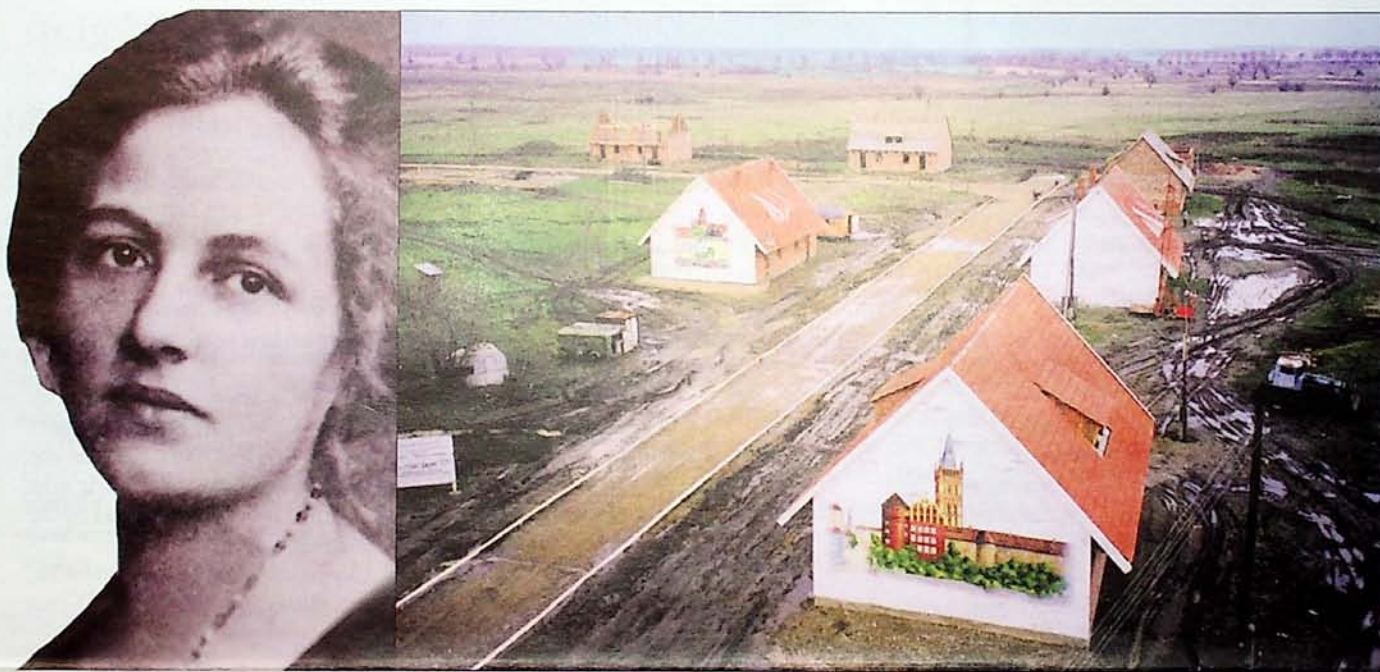
Schirmherrschaft: Prof. Dr. Hellmut Diwald (†)
ARNDT-Buchdienst / Europa-Buchhandlung
D-24035 Kiel · Postfach 3603 · Telefon (0 43 84) 59700 · Fax (0 43 84) 597040

Aktion „Deutsches Königsberg“

Rundschreiben 3/99

Sehr geehrte Damen und Herren, wie Sie wissen, unterstützen wir als private Initiative die Ansiedlung von Rußlanddeutschen im nördlichen Ostpreußen. Nähere Informationen über Aufgabe und Hintergrund unserer Aktion entnehmen Sie bitte unseren Rundschreiben seit 1991, die Sie gerne anfordern können.

Ein Vermächtnis wird erfüllt!



Agnes Miegel, Namenspatronin der „Agnes-Miegel-Siedlung“ in Trakehnen/Nord-Ostpreußen

Mit einem hohen Anspruch sind wir angetreten, als wir 1997 mit dem Bau der „Agnes-Miegel-Siedlung“ in Trakehnen begannen. Zuvor hatten wir bereits einer ungläubigen Welt gezeigt, daß es uns möglich war, auf den Trümmern des ehemaligen Dorfes Amtshagen, sieben Kilometer von Trakehnen entfernt, eine neue Siedlung für Rußlanddeutsche zu errichten.

Die „Agnes-Miegel-Siedlung“ bildet eine doppelte Herausforderung: Amtshagen war – auch aus der Sicht der russischen Verwaltung – weit weg vom Schuß. Dort konnte man diese deutschen Patrioten ja einfach einmal gewähren lassen. Wenn es ihnen nicht gelänge, dann würde die ganze Welt über sie lachen. Ein Erfolg dagegen würde in der Abgeschiedenheit von Amtshagen nicht so auffallen und könnte daher keine politische „Belastung“ darstellen. Und der Aufbau von Amtshagen gelang. Insofern war die darauf erfolgte Baugenehmigung der russischen Verwaltung für die „Agnes-Miegel-Siedlung“ auch ein Zeichen des Respektes der russischen Verwaltung vor dieser deutschen Tat. Hier in Trakehnen, einem zentralen Punkt des Tourismus im nördlichen Ostpreußen, würde eine zweite Siedlung vor jedermanns Augen entstehen.

Das törichte Geschwätz von Potemkinschen Dörfern und ähnlichem, das unsere Arbeit sei nunmehr acht Jahren begleitet, würde hier durch die für jedermann nachprüfbareren Tatsachen Lügen gestraft werden.

Auch das zweite selbstgesteckte Ziel erweist sich bei näherer Betrachtung als ein Vermächtnis, das wir nun zusammen einlösen. Die russischen Behörden haben uns zugesichert, daß die neue Siedlung am Rande von Trakehnen den Namen der großen ostpreußischen Dichterin Agnes Miegel tragen dürfe. Die „Mutter Ostpreußen“, wie man sie nannte, ist gleichsam ein Synonym für unsere deutsche Ostseeprovinz an Memel, Pregel und Nogat. Wer an Ostpreußen denkt, dem fallen Begriffe wie Bernstein, Elche, Königsberger Klopse, Königsberger Marzipan, Immanuel Kant – spätestens dann der Name der unvergessenen Dichterin ein.

1879 in Königsberg geboren, wirkte sie nach Jahren als Journalistin und Schriftleiterin seit 1927 als freie Schriftstellerin. Sie ging als bedeutendste deutsche Balladendichterin des 20. Jahrhunderts in die Literaturgeschichte ein. Aus dem eigenen Erleben der Flucht heraus schenkte sie nach dem Zweiten Weltkrieg vielen Landsleuten Trost und neue Hoffnung. Das



**Ehrenamtliche Helfer
sind das Rückgrat
unserer Arbeit.
Bitte melden Sie sich!**

*„Mutter, geliebte, doch hast du nie geklagt,
nie ist dein lachenfröhliches Herz verzagt.
Einmal, ein einziges Mal, krümmtest du dich wie in Wehm,
als du die Wagenburg deiner flüchtenden Kinder gesehn.“*

Und jetzt schauen wir froh, ein bisschen stolz, vor allem aber guten Mutes für die Zukunft auf das bisher Geschaffte: Sieben Doppelhäuser sind im Bau, das achte Fundament (nicht im Bild) wurde vor Wintereinbruch bereits gegossen. An dem großen Panoramabild kann man eindrucksvoll verfolgen, wie unsere rußlanddeutschen und russischen Arbeiter inzwischen gelernt haben, systematisch, nach Plan zu arbeiten.

Ganz rechts die drei fast fertigen Häuser, in der Mitte die beiden mit bereits geschlossenen Dächern, aber noch ohne Dachpfannen, vorne links das fast fertig aufgemauerte Haus noch ohne Dachstuhl und ganz hinten links das siebente Haus, das schon bis zur Erdgeschoßhöhe aufgemauert ist. Man sieht in diesem Ablauf förmlich die Dynamik, mit der diese auf 14 Doppelhäuser angelegte Siedlung zügig weiterwächst.

*„Nach Ostland wollen wir reiten, nach Ostland wollen wir gehn,
fern über die grünen Heiden, fern über die blauen Seen!“*

Diese Zeilen passen gut zu der Stimmung, die uns beseelt, jetzt im ostpreußischen Winter zwar kurze Zeit innezuhalten (wobei der Innenausbau der Häuser selbstverständlich weitergeht), um dann die Siedlung im Frühjahr mit frischem Schwung weiter voranzubringen.

Wir werden diese Siedlung vollenden. In ihrer Mitte wird in einigen Jahren das Schul- und Gemeinschaftshaus der Rußlanddeutschen stehen, und vor dieser Schule wird dann wohl auch ein Denkmal an die Namenspatronin dieser Siedlung, an die unsterbliche „Mutter Ostpreußen“, erinnern.

Heute bereits schafft das Bauen dieser Häuser aus Spenden, die wir von Ihnen, liebe Leser, erhalten haben, Arbeit und Brot für die Menschen in und um Trakehnen. Fassungslos steht man vor der Tatsache, daß Ostpreußen, diese einstige Kornkammer Deutschlands, heute die dort lebenden Menschen nicht mehr ernähren kann, so daß allenthalben Not herrscht und Lebensmittel, auch Grundnahrungsmittel wie Kartoffeln und Getreide, eingeführt werden müssen.

Ende des Krieges erlebte sie als Flüchtling in Dänemark, seit 1948 wohnte sie in Bad Nenndorf, wo sie bis zu ihrem Lebensende 1964 wirkte.

*„Es war ein Land, – im Abendbrand
Garbe an Garbe im Felde stand.
Hügel auf, Hügel ab, bis zum Hünengrab
standen die Hocken, brotduftend und hoch,
und drüber der Storch seine Kreise zog.
So blau war die See, so weiß der Strand
und mohnrot der Mond am Waldesrand
in der warmen Nacht, – der Erntennacht!“*

mit anderen Worten, daß für sie und die heimatvertriebenen Ostpreußen dieses Land das Wirklichkeit gewordene Paradies auf Erden war.

Nur dieses Bild vermag zu erklären, warum wir alle, die vielen ehrenamtlichen Helfer, die Lehrkräfte, die Hilfstransportfahrer, die landwirtschaftlichen Helfer, die Baufachleute, die Spender und unsere Rußlanddeutschen, nun schon seit acht Jahren an dieser Aufgabe festhalten, obwohl das Land heute ringsherum schmutzig, verkommen und trostlos ist.

Es ist die Vision, daß dieses Land zum Paradies bestimmt ist, die uns geradezu herausfordert, uns zum selbstlosen Dienst am Vaterland zu stellen.



Der Giebel eines weiteren Hauses wurde jetzt mit dem Bild des Königsberger Domes verziert



Der unfaßliche Kontrast zwischen unserer schmucken neuen Siedlung und der russischen Realität Trakehnen's ...



... wird bei diesem Blick über den Kern des ehemaligen Mustergestüttes heute deutlich

Mit solchen Versen hat Agnes Miegel ihre eigene Erinnerung in Worte gefaßt und uns erst nach 1945 Geborenen und den vielen Nicht-Ostpreußen, die an unserer Aufbauarbeit mitwirken, ein Bild von Ostpreußen erzeugt, das sich am besten mit dem Begriff der „immerwährenden Sehnsucht“ umschreiben läßt. Wenn Agnes Miegel selber am Ende dieses Gedichtes über Ostpreußen sagt, daß es „Gleichnis uns war“ von Gottes „Reiches Herrlichkeit“, dann umschreibt sie nur

*„Sie kamen von Flandern, sie kamen vom Niederrhein,
von den hohen Tauern und aus der goldenen Au.
Sie strömten, harrendes Land, in dich hinein
wie der Samen des Mannes in den Schoß der Frau.“*

Es gelingt Agnes Miegel, deutlich zu machen, daß Ostpreußen als Teil Preußens mehr als ein Stück Land, auch mehr als nur eine Idee ist: vielmehr etwas Lebendiges, Beseeltes, ein Stück der Ewigkeit allemal.

Überweisungsauftrag/Zahlschein

(Name und Sitz des beauftragten Kreditinstituts)

(Bankleitzahl)

Empfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen)
Lesen & Schenken GmbH

Konto-Nr. des Empfängers
124422-207

Bankleitzahl
200 100 20

bei (Kreditinstitut)
Postbank Hamburg

DM od. EUR

Betrag

Kunden-Referenznummer – noch Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Auftraggebers – (nur für Empfänger)

Spende Aktion Königsberg

noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zellen à 27 Stellen)

Kontoinhaber/Einzahler: Name (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

Benutzen Sie bitte diesen Vordruck für die Überweisung des Betrages von Ihrem Konto oder zur Bareinzahlung. Den Vordruck bitte nicht beschädigen, knicken, bestempeln oder beschmutzen.

Einzahler-Quittung Beleg für Ihre Unterlagen

Meine Konto-Nr.

Empfänger:
Lesen & Schenken GmbH
Postfach 3603
D-24035 Kiel

Spende Aktion „Deutsches Königsberg“

Betrag: DM od. EUR

Stempel Ihres Kreditinstitutes/
Ihrer Postbank

Datum

Unterschrift

**Wir danken allen Helfern und Spendern,
die unsere Hilfsarbeit bis heute
und in Zukunft ermöglichen.**

*„O Heimat, lindenblonde, die hoffend uns trug, ...
an deiner Schürze hingen wir Kind an Kind.
Deine Brust, die hatte für alle noch Milch genug,
und immer für alle fandest du Brot im Spind.“*



*Bio-Gärtnerei in Amtshagen:
Erst müssen Steine und Schutt mühsam
per Hand abgesammelt werden ...*



*... dann kann die Erde
mit Maschinenarbeit
für die Aussaat vorbereitet werden*



*Zum Schulanfang
am 1. September haben sich die Amtshagener
Erstklässler fein herausgeputzt*

Vielleicht zeigt nichts besser als diese Verse von Agnes Miegel, wohin es mit diesem Land durch die Vertreibung seiner deutschen Bewohner und Besitzer gekommen ist. Ostpreußen, das einst in der Lage war, weite Teile des Deutschen Reiches mitzuversorgen, vermag nicht einmal seine wenigen Bewohner von heute zu ernähren.

Es wäre vermessen, von uns zu erwarten, daß wir mit unseren geringen Kräften die Probleme des ganzen Landes lösen könnten. Aber es ist ein gutes Zeichen, daß wir nicht nur deutsche Lehrer nach Ostpreußen gebracht haben, daß wir nicht nur Arbeitsplätze und Werkstätten geschaffen haben und inzwischen vielen Rußlanddeutschen neue Häuser bauen konnten, – sondern daß nun auch unsere lange geplante ökologische Mustergärtnerei in Amtshagen ihre Tätigkeit begonnen hat. Dies ist ein untrügliches Zeichen dafür, daß es uns auch gelingen wird, in dieser Hinsicht das Vermächtnis von Agnes Miegel zu erfüllen:

*„Deine Brust, die hatte für alle noch Milch genug,
und immer für alle fandest du Brot im Spind.“*

Ich freue mich, Ihnen zum Jahresende so viele gute Nachrichten bringen zu dürfen.

Dazu gehört auch, daß der „SPIEGEL“ vom 13. September 1999 (Nr. 37) wieder über Pläne Moskaus, die Exklave verkaufen zu wollen, berichtet. Das mag man als sicheres Zeichen dafür werten, daß „Realitäten“ immer nur so endgültig sind, wie man sie als solche akzeptiert.

*„Recke aus deine Hand,
daß sie uns hält, die allein uns halten kann.
Deutschland, heiliges Land,
Vaterland! ...“*

Ich bin sicher, daß Sie unsere Arbeit auch in das neue Jahrtausend begleiten werden.

In diesem Sinne grüße ich Sie in herzlichster Verbundenheit

Dietmar Munier

Dietmar Munier
ARNDT-Buchdienst / Europa-Buchhandlung

Spendenkonto:

Lesen & Schenken GmbH, Stichwort „Königsberg“
Postbank Hamburg Nr. 124422-207 (BLZ 200 100 20)

Ostpreußen/Baltikum:

Potsdam als Hebel?

„Baltische Einheit“: Königsberger Gebiet ist litauisch

Wenn Bonn nicht alsbald völkerrechtliche Aspekte für Ostpreußen in dem Sinne geltend macht, daß dieser Bereich gelegentlich der Potsdamer Konferenz den Mächten Sowjetunion und Polen nur zeitweilig und nur zum Zwecke der Verwaltung überlassen worden ist, dann dürfte im Einflußgebiet Rußlands, Polens und der baltischen Staaten alsbald ein neuer Krisenherd entstehen.

Auf einer Ende des letzten Jahres abgehaltenen „wissenschaftlichen“ Konferenz über die „Probleme des Karaultscher Gebietes“ („Karaultscher Gebiet“ ist die litauische Bezeichnung für das „Königsberger Gebiet“), bei der so namhafte Persönlichkeiten wie der vormalige litauische Präsident V. Landsbergis und der Vorsitzende des Komitees für Auswärtige Angelegenheiten des Seimes, Dr. K. Bobelis, das Wort führten, wurde in einer Resolution festgehalten, daß „entsprechend dem Potsdamer Abkommen die Siegermächte der UdSSR den nördlichen Teil und Polen den restlichen Teil Ostpreußens zur Verwaltung übergeben“ hätten. Da das „ganze Kaliningrader Gebiet geschichtlich zu den Ländern der Balten gehört, ist dieser Beschluß zum Nachteil Litauens und Lettlands angenommen“ worden. Deshalb befänden „sich heute die Baltischen Länder in der gefährlichen Wirkungszone Rußlands. Bei der Verwaltung Ostpreußens hat die UdSSR die Urbevölkerung ausgesiedelt oder verdrängt, die Wirtschaftsbasis vernichtet und das Gebiet in eine gefährliche Militärbasis verwandelt.“

Um nun die Bemühungen des litauischen und lettischen Volkes um die „Wiedergeburt“ seiner „ethnischen Formen“ zu unterstützen, schlug die Tagung vor, eine internationale Konferenz einzuberufen, welche die Fragen der „Demilitarisierung und die Statusbestimmung des Karaultscher Gebietes lösen“ soll. Des weiteren „soll als Zeichen der Achtung und des Andenkens der Menschen, die jahrhundertlang in Ostpreußen“ lebten, in den jetzt „von Polen und Rußland verwalteten Territorien die vorhitlerischen und vor-sowjetischen geographischen Bezeichnungen“ wiedereingeführt werden. In den weiteren Forderungen geht es um die „Förderung der Universitäten Vilnius, Kaunas, Memel, Riga und Tartu“ mit dem Ziel, „Stiftungen zu schaffen“, um die akademische Jugend, die sich mit diesen Fragen beschäftigt, mittels Prämien und Stipendien herausragend zu unterstützen. Vorgesehen ist auch, in „Jurbarkas oder anderenorts“ Radio- und Fernsehender mit der Maßgabe zu installieren, daß diese ihre Sendungen „auf das Karaultscher Gebiet ausstrahlen“.

In den Einzelbeiträgen der Tagung, die sich unter dem Titel „Baltische Einheit“ organisiert hat und seit April 1994 besteht, wurde u. a. von A. Smailys, Verwaltungsvorsitzender, ausgeführt: „Im Kaliningrader Gebiet verblieben nur 2000 der hiesigen Einwohner, die restlichen kamen alle aus der UdSSR. Die Zugereisten, welche als Kolonisten gelten, haben nicht das Recht, über das Schicksal dieses Gebietes zu bestimmen ... Die Potsdamer Konferenz hat den Status des Kaliningrader Gebietes nicht festgelegt.“

Deswegen müßten „mehrere Varianten“ über die Zukunft des Gebietes beleuchtet werden: „Wird das Kaliningrader Gebiet von Rußland, Deutschland oder durch eine bodenständige Organisation verwaltet werden, oder wird es gar eine baltische Republik? Nach der Okkupation ist die litauische Sprache ausgestorben. Rußland ignoriert zynisch die Beschlüsse der Potsdamer Konferenz. Das Kaliningrader Gebiet wird nicht als ‚okkupiert‘ anerkannt. Rußland als Rechtsnachfolger der UdSSR ist in Hinsicht des Kaliningrader Gebietes nicht rechtmäßig, da andere daran interessierte Seiten dem nicht zugestimmt haben. Wie früher Deutschland, so verwaltet auch Rußland das Kaliningrader Gebiet unrechtmäßig. Der einzige rechtmäßige Besitzer des Gebietes ist Litauen.“

Ex-Präsident Landsbergis meinte, Ostpreußen gehöre nur „de facto zu Rußland“, aber nicht „de jure“. Dabei seien „die Beschlüsse der Potsdamer Konferenz nicht endgültig, sondern nur für eine begrenzte Zeit bedingt. Die Resolution der Potsdamer Konferenz wurde durch die Parlamente weder behandelt noch ratifiziert, dabei wurde das Königsberger Gebiet ‚niemandem abgegeben‘, sondern nur der Kontrolle der UdSSR unterstellt. Jetzt gibt es aber keine UdSSR mehr. Die Beschlüsse der Potsdamer Konferenz wurden im Protokoll als ‚Vorschlag der Konferenz‘ niedergeschrieben. Im Absatz 6 wird nicht von einer ‚Übergabe‘ gesprochen. Mit so einer Formulierung waren die westlichen Politiker nicht einverstanden“. Das Bild und das eigenwillige Selbstverständnis der baltischen Politiker wird abgerundet durch den Leitenden Redakteur des Verlages „Moklas ir enzikloedija“, A. Matulewitschus, der meinte, die „Grenzen ‚Klein-Litauens‘ sind das Memelgebiet, das Königsberger Gebiet und der zu Polen gehörende Kreis Goldap“. „Klein-Litauen“ ist nicht deutsches Territorium, sondern das Gebiet der Westbalten“ (Siehe Kommentar auf Seite 2).

Peter Fischer

Kommentar:

Baltische Offerten sofort aufgreifen

Sehr wahrscheinlich ist es zwar nicht, aber es könnte doch immerhin auch sein, daß man in Bonn angesichts der Ende 1989 anstehenden Vereinigung von West- und Mitteldeutschland der Meinung war, zunächst erst einmal mit allen Mitteln die Kernlande zu sichern; was mit Ostdeutschland würde, könnte im Rahmen gesamt-europäischer Konzepte reguliert werden.

Spätestens seit der nunmehr bekanntgewordenen Forderungen baltischer Politiker, die das Potsdamer Abkommen zum Anlaß nehmen, um erneut die Frage Ostpreußens vor einem internationalen Gremium zu behandeln, sollte Bonn/Berlin eiligst auf den Plan treten, um an der längst überfälligen „Statusbestimmung des Karaultscher Gebietes“, wie es in den Thesen der Organisation „Baltische Einheit“ heißt, entscheidende Richtigstellungen vorzunehmen und daraus entsprechende eigene völkerrechtliche Schlußfolgerungen abzuleiten.

Was wollen die Balten? Zunächst bestreiten sie den von den Siegermächten beauftragten Verwaltungsmächten Sowjetunion/Rußland und Polen, einen Dauerverwaltungsauftrag für Ostdeutschland übertragen bekommen zu haben. Zudem verweisen sie darauf, daß dieser Potsdamer „Beschlusses“ die Absegnung durch die jeweiligen Parlamente fehlt, da es sich hier also um einen aus der nackten Befehlsgewalt kurz nach Einstellung der Kampfhandlungen vollzogenen einseitigen militärischen Kraftakt handelte, dem die völker- und menschenrechtliche sowie die demokratische Legitimation nebst Friedensvertrag fehlt.

Es wurde von den baltischen Politikern zu Recht darauf verwiesen, daß die Beschlüsse der Potsdamer Konferenz im Protokoll nur als „Vorschlag der Konferenz“ niedergeschrieben worden sind, weswegen auch im Absatz 6 nicht von einer „Übergabe“ gesprochen wird. Daß schließlich die baltischen Politiker daran zu erinnern seien werden, daß es mit dem an sich so lobenswerten Gedenken an die deutschen Opfer der Vertreibung nicht getan sein dürfte, sondern handfeste völkerrechtliche Gründe zugunsten deutscher Interessen sprechen, dürfte für die deutsche Diplomatie bei fälligen Verhandlungen eine leicht lösbare Nebenübung sein. Selbst die Balten dürften kaum ernsthaft für sich in Anspruch nehmen, daß sie die „einzigen rechtmäßigen Besitzer“ Ostpreußens sind.

P. F.

Worte über das Memelland

(Betreffend den Beitrag „Potsdam als Hebel?“) OB vom 14. 1. 1995

Der litauische Parlamentsabgeordnete Landsbergis stellt zu Recht auf der Ende des Jahres abgehaltenen baltischen Konferenz fest, daß Kolonisten über das Königsberger Gebiet keinerlei Verfügungsgewalt zustehen. Übersieht gleichzeitig aber, daß im derzeit litauisch benannten Memelgebiet genau der gleiche Fall gegeben ist, als dort nämlich von den zur Zeit lebenden Litauern kein einziger vor dem Krieg gewohnt haben dürfte.

Für Litauen moralisch erschwerend kommt hinzu, daß es 1945 seine asoziale Bevölkerung ans Memelland abgegeben hat, beziehungsweise sie dorthin ungehindert ziehen ließ. Diese kulturfeindliche Gesellschaft drosch denn auch ungezügelt und ungehindert auf die Memelländer ein, was das Zeug nur so hielt, wobei man behörden- und verwaltungsseits am Ort und in Wilna die Zuschauerrolle übernahm und wobei es heute ohne Belang ist, ob man dies gern oder widerwillig sah. Dies mag eine Erklärung dafür sein, weshalb unsere Heimat bis zur Vewahrlosung so heruntergekommen ist. Nach Beobachtungen Reisender sieht es auf dem Lande in Litauen längst nicht so aus wie bei uns, obwohl es dort die gleichen gesellschaftlichen Verhältnisse gewesen sind. Die heutigen litauischen Chronikschreiber gestehen offen ein, wie schwer es gewesen ist unter diesen, ihren Landsleuten auch nur mit der litauischen Kulturarbeit zu beginnen.

Ganz andere Litauer haben die dreißigtausend Ostpreußen auf ihren Bettelfahrten durch Litauen erlebt, es sind die daheimverbliebenen, vorzeigbaren Litauer gewesen, die bereitwillig und gern Haus und Tür geöffnet haben, um die geschundenen Menschen mit Brot und Speck – auch für ihre Angehörigen – reichlich zu versorgen.

Die Stadt Memel wurde weitgehendst von den Russen „dirigiert“ – Kurische Nehrung kaum weniger –, in der sie zeitweilig bis zu 60 Prozent der Bevölkerung stellten. Die Litauer waren gewissermaßen – was den Wiederaufbau unserer Heimatstadt anbetraf – nur Handlanger gewesen. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß es Sowjets gewesen sind, die Ende Januar 1945 mit einem hohen Blutsoll die Dangestadt eingenommen haben, woraufhin erst in deren Gefolge sich die Litauer festsetzen konnten und, obwohl nach den Worten gleichen Landsbergis – als er noch das Land regierte – der Welt kundgetan wurde: „Litauen habe sich in den Grenzen von 1918 und 1940 wiedererrichtet“, wozu unsere Heimat aber nicht gehörte, man gleich zu Anfang nichts Eiligeres zu tun hatte wie die russischen Straßenschilder abzumontieren; belegt doch dies, daß Nichtlitauern – trotz fünfzig Jahren – kein Bleiberecht zugebilligt wird, wie wohl sie selber keine Stunde länger im Land sind.

Mit Vorliebe – wo es nur geht – belieben die heutigen Herren Litauens an die Vorkriegszeit anzuknüpfen – da gibt es den noch heute rechtsgültigen Rückgliederungsvertrag von 1939, wiewohl sie selber was die Grenze ihrerseits mit dem östlichen Nachbarn betrifft, gerne auf den Vertrag von 1920 verweisen.

Man sollte meinen, Litauen sei in die freie Völkergemeinschaft zurückgekehrt und will sich aktiv für Völkerrechtsgrundsätze verwenden. Es steht schlecht um das Bild Litauens bestellt, wenn man nun glaubt, es sei an der Zeit, die Vertreiberrolle der Sowjets einzunehmen, um uns so von der Heimat fernzuhalten. Wo kämen wir denn hin, wenn jeder heute „seine“ Landkarte von vor zwölfhundert Jahren und weiter zurück haben wollte, jugoslawische Verhältnisse mit Blutvergießen heutigen Ausmaßes wären da rein gar nichts ...

Johann-Willy Matzpreiks, Gaggenauer Straße 15, 68239 Mannheim-Seckenheim

Die Zündschnur am Pulverfaß Baltikum

Betr.: Folge 2/95, Seite 1, „Potsdam als Hebel“
Der lehrreiche Artikel kommt zur rechten Zeit: in der Tat bahnt sich im russisch verwalteten Bereich Ostpreußens auf der Grundlage eines völkerrechtlichen Vakuums ein handfester Krisenherd an. Daß in dieses Vakuum die Litauer in ihrem Sinne vorstoßen wollen, wäre zur Not machtpolitisch erklärbar, ist jedoch mit dem Völkerrecht nicht in Einklang zu bringen und geeignet, vorhandene Spannungen aufzuheizen.

Tatsächlich wäre Litauen, das erst vor kurzem seine nationale Souveränität aus sowjetischer Bevormundung zurückgefordert- und auf völkerrechtlicher Basis auch zurückgehalten hat, auf der gleichen völkerrechtlichen Grundlage verpflichtet, unverzüglich seinen Verwaltungsstatus im Memelgebiet aufzugeben und den Deutsch-Memelländern ihre völkerrechtliche Souveränität als Nachfolger des Deutschen Reiches wiederzugeben, wenn die eigene staatliche Unabhängigkeit Litauens Bestand haben soll. Nunmehr aber darüber hinaus ernsthaft Ansprüche auf das Königsberger Gebiet zu stellen, weist den früheren Ministerpräsidenten Landsbergis und andere führende Vertreter der Baltenrepublik als Imperialisten in Taschenformat aus, nicht besser und insofern voll vergleichbar jenen russischen Politikern, die die Rückführung der eben frei gewordenen baltischen Staaten in die russische Förderation fordern. Damit aber verlören die Litauer ihre Glaubwürdigkeit und riskierten den Ruf, den Funken an die Zündschnur des Pulverfasses Baltikum gelegt zu haben.

Die Bonner Regierung trifft durch Untätigkeit, vor allem aber durch die vollständige Vernachlässigung seiner völkerrechtlichen Ansprüche, ein gehöriges Maß an Mitschuld an der sich verschärfenden Situation im Königsberger Gebiet.

Dr. med. R. Hennig, Verden

"OSTPREUBENBLATT"

vom 04. Februar 1995

Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 29. Monatlicher Bezugspreis durch die Post DM 0,75 zuzüglich 6 Dpf. Zustellgebühr. Zu beziehen durch alle Postanstalten. Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Verlagsort: Oldenburg (Oldb)



Anzeigen die mm-Spaltzeile 25 Dpf. Familien- und Suchanzeigen 20 Dpf. Rabatt nach Anzeigenpreisliste. Anzeigenschluß 3 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand u. Erfüllungsort: Oldenburg. Vorlag: F. W. Siebert, Zeitungs- und Buchverlag, Oldenburg, Cloppenburg Str. 105

104. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 5. Dezember 1953

Nummer 23

Gedanken

zu unseren Weihnachtsfeiern

Nun kommt wieder die Zeit, in der sich die Weihnachtsfeiern häufen. Es gibt keinen richtigen Deutschen, der es nicht auf ein gutes halbes Dutzend Weihnachtsfeiern brächte. Da ist die Schulfestfeier für die Eltern, die Feier der Memellandgruppe, die Feier bei den befreundeten Ost- und Westpreußen, die Weihnachtsfeier im Betrieb, in einem Sport- oder Gesangsverein.

Wenn die Landsmannschaft Ostpreußen jetzt Adverts-Arbeitsblätter für die Heimatgruppen herausgebracht hat, so ist es sehr zu begrüßen, daß sie damit nicht eine neue Flut von Weihnachtsfeiern hervorrufen, sondern die Christfestinflation eindämmen will. „Das Weihnachtsfest gehört in die Familie“, heißt es da. „Wir wollen unsere Landsleute zu einer Advertsfeier einladen, die eben nur auf das Christfest hinweist.“

Jeder Mensch, der diese Dinge aus christlicher Verantwortung bedenkt und sich ein wenig Stilgefühl bewahrt hat, wird diese beiden Sätze unserer Landsmannschaft von ganzem Herzen unterstreichen. Der Heilige Abend soll ein Höhepunkt sein, der dem Familienkreis vorbehalten bleiben muß. Man kann nicht das Weihnachtsfest in fünf oder sechs Höhepunkte zerplündern. Mit jeder Wiederholung muß der Eindruck schwächer werden. Was dann noch von Weihnachten bleibt, ist ein wenig Rührseligkeit, ein wenig Gemütlichkeit, etwas gutes Essen, ein paar Erinnerungen, etwas Freude um ein nettes Geschenk, etwas Aerger über einen unpassenden Binder — und damit ist es schon aus. Wenn wir nur deshalb Weihnachten feiern wollten — ließen wir es lieber bleiben.

Gewiß haben unsere braven Vergnügungs- und Kulturwarte in den Gruppen schon ihr Programm fertig. Aber vielleicht läßt sich doch noch etwas zurechtbiegen: Kein Weihnachtsbaum nach Möglichkeit! Kein Weihnachtslied, dafür aber Advertslieder, deren es geistliche und weltliche eine Menge gibt: Von „Macht hoch die Tür“ bis zu „Morgen kommt der Weihnachtsmann!“ Kein Weihnachtsmann, der seinen Jokus treibt, sondern — wenn schon — Julklapp-Päckchen.

Helfen wir alle auf diese Weise mit, das Weihnachtsfest mit neuem, altem Sinn zu erfüllen. Hak.

Wird Ostpreußen an das Memelland angeschlossen?

Sowjetische Pläne deuten auf Vergrößerung Sowjet-Litauens hin

Es mehren sich die Gerüchte, nach denen zu erwarten ist, daß die Sowjets den nördlichen Teil Ostpreußens zu der Sowjetrepublik Litauen schlagen werden. Bekanntlich haben sie den Litauern bisher nicht nur das Wilna-Gebiet, sondern auch das Memelland gegeben. Mit dem Zuschlag des Königsberger Gebietes zu Litauen würden die Sowjets versuchen, das Rad der Geschichte um sieben Jahrhunderte zurückzudrehen.

Als im 13. und 14. Jahrhundert der Deutsche Ritterorden in die Gebiete zwischen Weichsel und Düna kam, lebte dort ein den alten Litauern verwandtes Volk, die Pruzen, das, wie etwa die Kelten in Westeuropa, aus verschiedenen kleineren Stämmen bestand und ausstarb. Aus dieser Tatsache und aus dem Umstand, daß in späteren Jahrhunderten zahlreiche litauische Flüchtlinge dem polnischen und russischen Joch nach Ostpreußen entkamen, leiten die Litauer ihre Ansprüche auf den nördlichen Teil Ostpreußens her. Wenn wir hier von „den Litauern“

sprechen, so meinen wir damit nicht nur die jetzigen sowjetlitauischen Machthaber in Wilna, sondern auch die Exillitauer der westlichen Welt, die in Erdmonas Simonaitis einen Vorkämpfer und in dem Kleinlitauischen Rat, der sogenannten Taryba ein Gremium für die Rückgliederung der preußisch-litauischen Gebiete besitzen.

Nachdem 1939 das Memelgebiet wieder an Ostpreußen angeschlossen wurde, deutet manches darauf hin, daß die Sowjets heute Nordostpreußen an das augenblicklich litauische Memelland

(Fortsetzung Seite 3)



Hermann Sudermann im Schnee

Der gute Hermann Sudermann, er stand im tiefsten Winter barhäuptig in einer Anlage seiner Heimatstadt Heydekrug. Federzeichnung von W. Reichwald

Grundlos zum Tode verurteilt

Ein weiteres Heimkehrerschicksal

In unserer vorigen Nummer veröffentlichten wir Erlebnisberichte von zwei memelländischen Heimkehrern aus der Sowjetunion. Inzwischen ist ein weiterer Memelländer, Paul Mikalauski, dessen Entlassung in die Sowjetzone wir bereits meldeten, in der Bundesrepublik eingetroffen. Im folgenden schildert unser Landsmann Erich Gronau seine Erlebnisse hinter Stacheldraht:

Gronau gehörte im Heiligenbeiler Kessel einer Kampfgruppe an, als der Kampf um Ostpreußen in sein letztes Stadium trat. Nach einer Verwundung kam er nach Königsberg und wurde als Justizfachmann dem Gericht beim Königsberger Festungskommandanten zugeteilt. Im Keller des Gerichtsgefängnisses kam Gronau in Gefangenschaft. Sein Leidensweg führte durch die verschiedensten Gefangenenlager, u. a. Jelabuga, Selenidolsk bei Kasan, Wolsk bei Kasan. Seit Mai 1949 weilte er in Lagern des Stalingrader Bezirkes. Bis 1949 war er in den Lagern mit Lagerarbeiten (u. a. Holzfahren 24 km weit mit einem Schlitten, der von acht Mann gezogen wurde, Maler, Maurer und Glaser) beschäftigt. Nach seiner Verurteilung in Stalingrad arbeitete er an Neubauten und in den Fabriken „Roter Oktober“ und „Barrikade“ bei teilweise zehnstündiger Arbeitszeit. Die Zeitspanne vom Ausmarsch bis zur Rückkehr ins Lager betrug oft 14 Stunden. Besonders erwähnt Gronau, daß die Verurteilten von ihren Arbeitsplätzen ferngehalten wurden, sobald eine ausländische Delegation Stalingrad besuchte. Noch 1952 kam es vor, daß ein russischer Posten ohne Grund in die Kolonne der Gefangenen hineinschoß und dabei zwei Deutsche tötete und einen schwer verwundete. Mehrmals kam es vor, daß sich Kameraden erhängten, weil sie der Nervenbelastung nicht gewachsen waren.

1949 wurde Gronau vier Tage vor dem Heiligen Abend vom MWD-Kriegs-

gericht des Nordkaukasischen Wehrbezirks zum Tode verurteilt, weil er seit 1921 im Gerichtsdienst (Amtsgericht Heydekrug) tätig gewesen war und dadurch das faschistische Regime unterstützt hätte. Da gegenwärtig in Rußland die Todesstrafe nicht vollstreckt werden konnte, wandelte man das Urteil in 25 Jahre Arbeitsverbesserungslager um.

Im Laufe seiner langen Gefangenschaft kam Gronau mehrfach mit Memelländern zusammen, u. a. mit dem jetzt ebenfalls entlassenen Lehrer Gustav Elbe aus Heydekrug und mit einem Zollbeamten Faltn, ebenfalls aus Hey-

Wird Ostpreußen an das Memelland angeschlossen? (Schluß v. S. 1)

und damit an Sowjetlitauen anschließen wollen. Bekanntlich wurde Ostpreußen nach unserer Vertreibung in eine südliche polnische und in eine nördliche russische Hälfte aufgeteilt. Während das Wilna- und das Memelgebiet gleich zu Litauen geschlagen wurden, unterstellten die Russen den sogenannten Rayon Kaliningrad Moskau direkt. Mitte Oktober schrieb die Berliner Zeitung „Telegraf“ über dieses Gebiet und die dortige Entwicklung folgendes:

„Exillitauische Organisationen in Deutschland verfügen über Nachrichten wonach das unter sowjetischer Verwaltung stehende nördliche Ostpreußen (Kaliningrader Gebiet) mit der Stadt Königsberg der litauischen Sowjetrepublik angegliedert werden soll. Die sowjetlitauische Presse beschäftigt sich in letzter Zeit sehr eifrig mit der Lage der einheimischen Bevölkerung Ostpreußens, die nach der Besetzung im Lande verblieb und auf 440 000 Personen geschätzt wird.

Insgesamt wird die Zivilbevölkerung Ostpreußens auf rund 900 000 beziffert, davon 500 000 Neusiedler aus dem Innern der Sowjetunion. Bei dem einheimischen Bevölkerungsteil handele es sich hauptsächlich um alteingesessene Bewohner, die der preußisch-litauischen Völkerfamilie angehören und litauisch klingende Namen führen.

Nachdem die Sowjets diese Bevölkerung auf ihre Abstammung überprüft hatten, wurde ihr auch die sowjetische Staatsangehörigkeit verliehen. Sie durfte 1950 sogar an der Wahl der drei Abgeordneten für den Obersten Sowjet teilnehmen. (Diese Tatsache spricht dafür, daß in Ostpreußen rund 900 000 Menschen wohnen, da auf 300 000 Einwohner ein Abgeordneter entfällt.) Allerdings wurde damals weder ein Preuße, noch ein Litauer gewählt, sondern drei echte Russen.

Seit dem Jahre 1952 werden in verschiedenen Ortschaften Ostpreußens, besonders auf dem flachen Lande, wo die einheimische Bevölkerung überwiegt, Schulen mit litauischem und teils auch mit deutschem Sprachunterricht zugelassen. Ebenso wird ein gewisses kulturelles Eigenleben geduldet. In den

dekrug, der bereits 1947 in die Sowjetzone entlassen worden sein soll. Gleichfalls dorthin entlassen wurde der Lehrer Buxnowitz aus Heydekrug, der in der Gefangenschaft als Aktivist eine ziemlich üble Rolle gespielt haben soll. Weiter begegnete ihm der Memeler Tierarzt Kolitz, der schon vor 4—5 Jahren entlassen wurde. Vor ihm entlassen wurden auch Dr. Richard Meyer und Dr. med. Grygat. Endlich berichtet Gronau von dem kaufmännischen Angestellten Hermann Szameitat aus Groß-Grabuppen, der in Heydekrug bei Wilbath gelernt hatte und später in Memel in Stellung war. Dieser Unglückliche soll sich auch heute noch in Stalingrad befinden. Seine Anschrift lautet: Moskau, Postfach Nr. 5110/47.

Unser Landsmann Gronau hat schon stundenlang in alten „Memeler Dampfboot“-Ausgaben geblättert und festgestellt, „wie nahe man dabei wieder der Heimat gebracht wird.“ Wir wünschen ihm, daß ihm die Besinnung auf die Heimat Kraft geben möge für den späten Eintritt in das Zivilleben.

beiden letzten Jahren haben die Sowjets Maßnahmen für verstärkte Besiedlung der Landkreise unternommen, in denen seit der Besetzung die Landwirtschaft zu zwei Dritteln brach darniederlag.

Aus diesen Maßnahmen und einer Reihe anderer Erscheinungen folgert man, daß die Sowjets Vorbereitungen zur Eingliederung Ostpreußens in die litauische Sowjetrepublik treffen. Besonders auffallend ist, daß der von den Sowjets besetzte Teil Ostpreußens immer stärker von dem polnisch besetzten Teil abgeschirmt wird.“

*

Eine Stellungnahme der Großlitauer im Exil steht bisher noch aus und wird vielleicht auch ganz ausbleiben. Den Litauern kommt diese Entwicklung nicht ungelegen, da sie an einer Lithuanisierung der „ethnographischen Gebiete“, auch wenn sie von den Sowjets durchgeführt wird, interessiert sein dürften. Sie werden es sich jedoch gegenwärtig kaum erlauben dürfen, dies zuzugeben, da sie sich im Klaren sind, daß sie nur im Gefolge der Ostpreußen in ihre Heimat zurückkehren werden und daß alles vermieden werden muß, um diese Ostpreußen durch voreilige Forderungen zu verärgern.

Lediglich die Simonaitis'sche Taryba hat bisher zu den Gerüchten von jenseits des Eisernen Vorhanges ihre Stimme erhoben. Wer zwischen den Zeilen zu lesen weiß, wird ihre Stellungnahme richtig zu deuten wissen. Die Taryba „protestiert schärfstens gegen die Sowjetisierung Ostpreußens, gegen die Drangsalierung der dortigen Bevölkerung und die Versteppung der einst so fruchtbaren Felder dieses Gebietes.“

So sehr uns jede Stimme freut, die sich für die geknechtete Heimat erhebt — die Stimme der Taryba in dieser Angelegenheit hätten wir gern entbehrt. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir mit diesem Protest einen Anspruch — der ja schon oft mit entwaffnender Offenheit ausgesprochen wurde — auf ein Land erneuert sehen, das seit 700 Jahren deutsch war und bei einer Neuordnung Osteuropas wieder deutsch werden soll.

MD

Lieber Memeler Dampfboot!

„...einen so würdigen Platz...“

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir den Einsender des Artikels ‚Ein Grab in Jelabuga‘ aus Nr. 22 nennen würden, damit ich mich direkt mit ihm in Verbindung setzen kann, um ihm meinen Dank auszusprechen. Der Pfarrer, den er in dem Artikel erwähnt, war Superintendent Zachau, früher Wehlau, der jetzt in Berlin ist und mir seinerzeit nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft die ersten Aufzeichnungen über den Tod meines Mannes machte. Darf ich Ihnen noch dafür danken, daß der Nachruf für meinen verstorbenen Mann einen so würdigen Platz in Ihrer Zeitschrift fand.“ Dies schreibt uns unsere Leserin Anna Groening aus Hamburg-Fuhlsbüttel, Proetzer Straße 7.

„...Mannheim als Patenstadt...“

Mehrfach haben wir in den letzten Wochen Briefe von Memelländern aus der Sowjetzone erhalten, die bei Besuchen im Westen das „Dampfboot“ zu lesen bekamen. „Auch wir Heimatvertriebenen in der DDR. wissen, was Mannheim als Patenstadt für uns Memelländer an Liebe tut und schauen auch recht dankbar zu jenen Menschen auf.“

deutsche studien

Vierjahreshefte

Annäherungen an Königsberg

- Regionalforschung
- Versunkene Kunstschatze
- Russische Ansiedler 1945–1950
- Kinderspiele in deutschen Bühnen
- Kaliningrad und Kart
- Innenpolitische Situation

131/132

XXXIII. Jahrgang
September/Dezember 1996

DEUTSCHE STUDIEN

Heft 131/132 · XXXIII. Jahrgang · September/Dezember 1996

ANNÄHERUNGEN AN KÖNIGSBERG

„Was für eine seltsame Gegend ist das, wo wir, Russen, heute leben? Eine Gegend, die jetzt Kaliningrader Gebiet heißt, ein Teil Rußlands? Rußland aber, das ist die Gegend um Smolensk, Pskow, Nowgorod, alter russischer Boden. Dort, wo Rußlands Geschichte entstanden ist, wo seine Wurzeln sind. Hier findet sich jedoch eine andere, keine russische, sondern deutsche, prussische, litauische Geschichte, deren Wurzeln sieben Jahrhunderte zurückreichen... Alles ist so seltsam, so kompliziert, so künstlich. Wie auf fremden Sockeln. Die fünfzigjährige sowjetische Periode auf dem siebenhundertjährigen, für Rußland fremden Fundament. Der ‚Park für Kultur und Erholung‘ auf dem alten Friedhof an der Luisenkirche und Michail Kalinins Denkmal dort.“

Als Jurij Ivanov, Russe aus Kaliningrad, in seinem Vortrag „Brücken von Kaliningrad nach Königsberg“ am 2. September 1991 in der Ost-Akademie Lüneburg diese Worte sprach, konnte er sich der ungeteilten Aufmerksamkeit seiner deutschen wie russischen Zuhörer sicher sein. In Deutschland war er zu diesem Zeitpunkt kein Unbekannter mehr, nachdem er im Juli 1990 auf Einladung der Stadtgemeinschaft Königsberg in Duisburg vor früheren Königsbergern öffentlich gesprochen hatte. Der 1994 verstorbene Schriftsteller und Vorsitzende der Gebietsorganisation des (damals noch) Sowjetischen Kulturfonds stand nun an der Spitze einer fünfzehnköpfigen Gruppe von Personen, die in Kultur und Wissenschaft der Stadt eine bedeutende Rolle spielten und noch spielen. Es war das erste Mal, daß eine so hochrangige Delegation aus Kultur und Kulturverwaltung nach Deutschland gefahren war. Möglich geworden war dieser Besuch durch die nach vielem Hin und Her endlich im Februar 1991 erfolgte Öffnung des Gebiets. Glasnost und Perestrojka hatten auch in der weit nach Westen vorgeschobenen russischen Militärkolonie einen Wandel bewirkt.

Dem Gast wurde an jenem Abend vor allem deshalb mit Spannung und Interesse zugehört, weil spürbar war, daß hier ein völliger Bruch mit bisheriger sowjetischer und großrussischer Ideologie vollzogen wurde. Ivanov berichtete über seinen eigenen Lebensweg, der aus seiner von der Blockade geschundenen Heimatstadt Leningrad nach Königsberg führte. Er schilderte unter anderem die Entwicklung, die der 1945 von der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik annektierte Nordteil Ostpreußens seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges genommen hatte und ging dabei

Der Königsberger Gebietschef, Leonid Gorbenko, übt sich in Optimismus: Das Königsberger Gebiet, so vertraute er jüngst dem Hamburger Nachrichtenmagazin „Spiegel“ an, sei heute die „fortschrittlichste“ aller Regionen Rußlands. Ganz anderer Meinung ist der Chef des Königsberger Ablegers des russischen Geheimdienstes FSB, Admiral Gennadij Moschkow (*Das Ostpreußenblatt* berichtete).

Inzwischen sorgt die wirtschaftliche Orientierungslosigkeit für Unruhe innerhalb der Königsberger Bevölkerung. In dieser Situation hat nunmehr „Der Spiegel“ für Aufsehen gesorgt, als er faktisch bestätigte, was bisher als absolutes Non-Thema galt: Ostpreußen wurde 1991 und auch später Deutschland angeboten. Ein Gerücht, das sich „sowohl aus russischen wie deutschen Polit-Quellen“ speise und das laut „Spiegel“ „nie überzeugend dementiert“ wurde.

Michail Gorbatschow, so das Nachrichtenmagazin, habe 1991 Bundeskanzler Kohl den Verkauf Königsbergs „für 70 Milliarden Mark angedient“. *Das Ostpreußenblatt* (Folge 20/1991) berichtete bereits damals, was heute, im September des Jahres 1999, im „Spiegel“ als Sensation gehandelt wird, nämlich, daß im Frühjahr 1991 zwei hohe Moskauer Präsidialbeamte dem Bonner Auswärtigen Amt ihre Aufwartung gemacht hätten, um dort die Bereitschaft zu signalisieren, daß man gegen einen entsprechenden Betrag Ostpreußen freigeben werde. Dort ließ man ihnen allerdings kühl mitteilen, daß man an der ganzen ostdeutschen Problematik keinerlei Interesse habe. Der für diese Angelegenheit zuständige Außenminister Genscher habe vielmehr die Abgesandten beschieden, man wolle angesichts der finanziellen Belastungen mit den „neuen Bundesländern“ den entsprechenden Teil Ostpreußens „nicht einmal geschenkt, geschweige denn, dafür Geldmittel aufbringen“. Dieser Vorgang wurde damals auf Nachfrage des *Ostpreußenblattes* vom Auswärtigen Amt weder bestätigt noch dementiert. Zu gegebener

Ostpreußen versteppt

Von der Kornkammer zum Brachland

Im Königsberger Gebiet darben die Landarbeiter. Noch Anfang der 90er Jahre ernährten rund 200 Sowchosen und Kolchosen die Menschen im nördlichen Ostpreußen. Mit der Perestroika zerfielen die Strukturen, die Großbetriebe wurden aufgelöst. Heute gibt es nur noch eine Handvoll erfolgreicher Unternehmen als Aktiengesellschaft oder Genossenschaft.

Obwohl dort offiziell von einer positiven Entwicklung in der Landwirtschaft gesprochen wird, bietet der Anblick der brachliegenden Flächen ein anderes Bild. Kritische Beobachter schätzen das Ödland auf etwa 80 Prozent des einstigen Ackerlandes. Die aus den Kolchosen und Sowchosen entlassenen Arbeiter haben weder Geld noch Geräte oder Saatgut, um die ihnen überlassenen Böden zu bestellen. Wer irgendwie kann, versucht, die jeweils acht Hektar Privatbesitz zu verpachten. Die meisten Menschen auf dem Land sind arbeitslos, aber nicht registriert. Theoretisch könnten sie ja als Selbständige ihr Land bewirtschaften. Doch wer weder Kredite, Rat noch Hilfe bekommt, resigniert. Zu beobachten ist, daß sich die Landbevölkerung nur noch als Selbstversorger versteht. Möglichst eine Kuh wird gehalten, im Garten Gemüse angebaut, und im Wald werden Pilze und Beeren gesucht. So

Zeit, so das Genscher-Ministerium gegenüber dieser Zeitung, werde man zu den Gerüchten Stellung nehmen. Das ist allerdings bis heute nie geschehen. Im Gegenteil: seit jener Zeit ist das Thema des Königsberger Gebiets das Bonner Tabu-Thema schlechthin geblieben.

Auch unter Jelzin, so heißt es im „Spiegel“, habe Rußland das Angebot an Deutschland noch einmal wiederholt. Ex-Außenminister Genscher behauptete im selben Nachrichtenmagazin noch kürzlich, er halte dies für eine „völlig freie Erfindung“. Alt-Bundeskanzler Kohl, ebenfalls dazu befragt, dementierte dagegen nicht, sondern ließ lediglich mitteilen, er sei „nicht bereit, zu diesem Thema etwas zu sagen“.

Admiral Wladimir Jegorow, Chef der in Pillau stationierten russischen Ostsee-Flotte, wiegelt indes allerdings ab. Der von einigen Insidern bereits als potentieller Nachfolger Gorbenkos auf dem Posten des Königsberger Gouverneurs gehandelte Militär meinte gegenüber dem „Spiegel“, in absehbarer Zeit sei keine Veränderung des Gebietsstatus Königsbergs erkennbar und „die Anwesenheit unserer Flotte ist ein beruhigender Faktor“.

Die verstärkten Aktivitäten der EU sehen manche Beobachter in Zusammenhang mit einem möglichen Machtvakuum, das entsteht, wenn Rußland, mutmaßlich aus Kostengründen, wesentliche Teile seiner Armee aus dem Königsberger Gebiet abziehen müßte. Jüngste Konferenzen unter EU-Schirmherrschaft haben das Thema Königsberg behandelt. Auch das designierte EU-Ministerratsmitglied Verheugen deutete verstärkte EU-Aktivitäten für Königsberg an, um seine Aussagen allerdings kurz darauf gegenüber dem *Ostpreußenblatt* wieder zu dementieren. HBvS

will man den nächsten Winter überstehen. Einziges regelmäßiges Einkommen ist die Rente der älteren Leute, und davon leben dann ganze Familien.

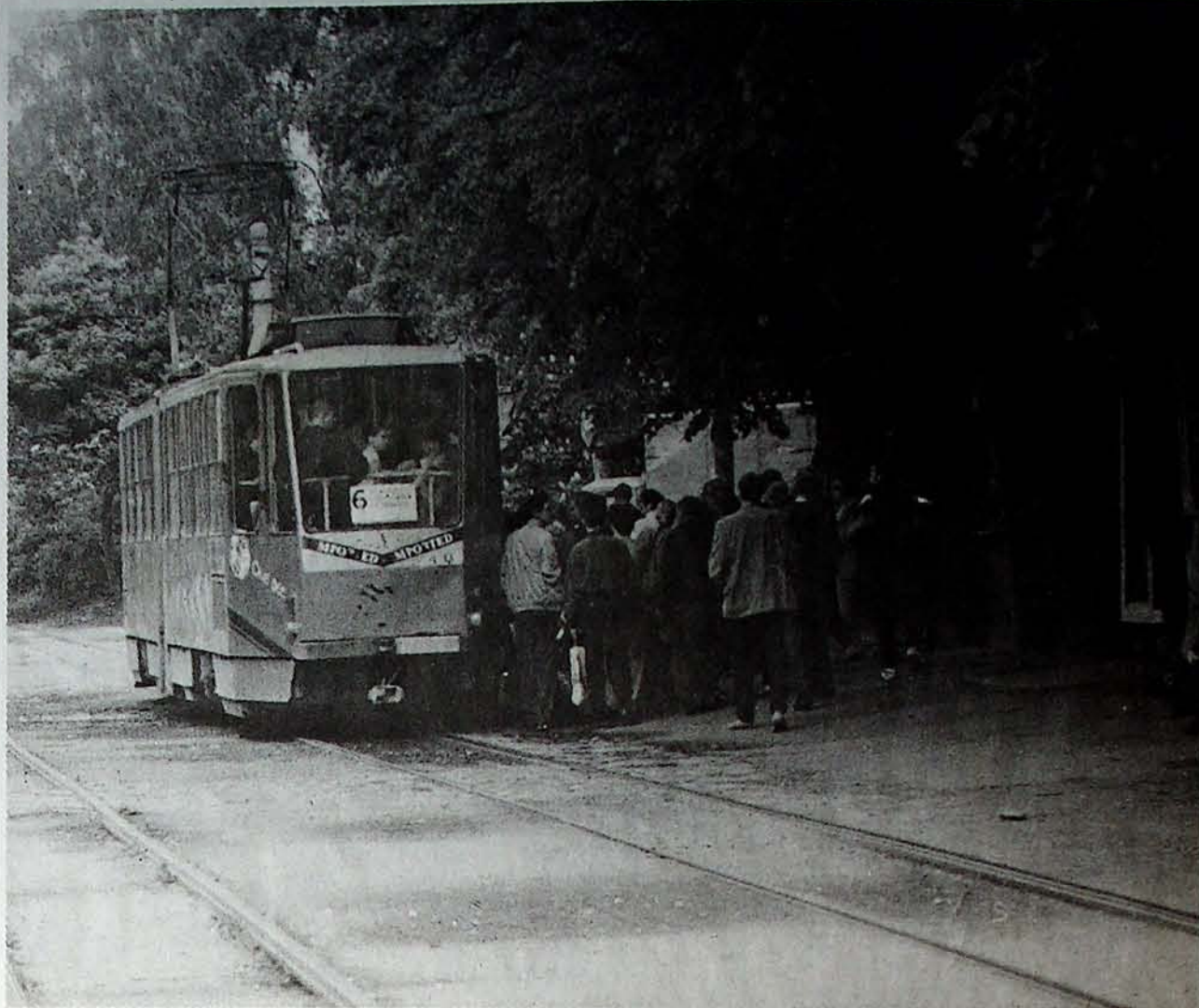
In den vergangenen sieben Jahren sollen sich nach Angaben des Leiters des Föderalen Sicherheitsdienstes im Königsberger Gebiet, Gennadij Moschkow, die Getreideernte, die Fleisch- und Milchproduktion halbiert, der landwirtschaftliche Maschinenpark auf ein Drittel reduziert und der Rinderbestand auf ein Sechstel dezimiert haben. Danach liegt der Import von Lebensmitteln in Höhe von 30 Millionen Dollar (etwa 56 Millionen Mark) bedeutend über dem Jahresbudget des Gebiets. Wirtschaftsexperten befürchten sogar, daß die landwirtschaftliche Produktion in wenigen Jahren zum Erliegen kommt, wenn die technischen Anlagen weiter verschleißt, die Drainagen weiter verkommen und die Böden weiter versteppen.

Heidi Sämann

Die Autorin ist Mitarbeiterin des Norddeutschen Rundfunks. Über die derzeitige Situation in der ostpreussischen Landwirtschaft, ihren Zerfall, aber auch über einzelne Anstrengungen für einen Neuanfang mit deutscher Hilfe berichtet Heidi Sämann am Samstag, den 2. Oktober von 16.30 bis 17.00 Uhr im Norddeutschen Fernsehen N 3.

„Völlig freie Erfindung“

Gerüchte um frühere Verkaufsabsichten des Königsberger Gebiets bestätigt



Königsberg: Überfüllte Straßenbahn

Arbeit und Geduld

Deutsche engagieren sich zunehmend in der ostpreußischen Landwirtschaft

Für die von Armut und Kriminalität gebeutelte Exklave des Königsberger Gebiets gibt es ein neues Zauberwort: es heißt Europäische Union. In einem Initiativantrag an das russische Außenministerium wird der Königsberger Gebietschef sogar als Teilnehmer einer Regierungskommission für die Zusammenarbeit mit der EU vorgeschlagen (*Das Ostpreußenblatt* berichtete).

Dabei spielt auch die Gruppe der Deutschen eine Rolle. Der Verein „Nationale Kulturautonomie der Deutschen im Gebiet Kalinigrad“, der durch ein Gesetz der russischen Duma gebildet wurde, kümmert sich um die Belange der Deutschen. Entsprechende Vereine gibt es im Königsberger Gebiet auch für Weißrussen und die jüdische Minorität. Ein „Regionalfonds“ des deutschen Vereins kümmert sich besonders um die Förderung der Wirtschaft und der Landwirtschaft.

Mit Hilfe aus Deutschland und Unterstützung der Königsberger Gebietsverwaltung entsteht zur Zeit ein Kinderheim bei Tapiaw. Zu den deutschen Unterstützern gehören beispielsweise der „Humanitäre Verein“ in Büdingen und der Verein „Aufbau Bernsteinland Ostpreußen e.V.“. Außerdem ist die Einrichtung von Kindergärten und Begegnungsstätten geplant. Auch der Förderung des Deutschunterrichts kommt eine besondere Bedeutung zu.

Eine dem Verein „Nationale Kulturautonomie“ angeschlossene Agrargenossenschaft der Deutschen wurde zwischen Königsberg und Cranz neu gegründet. Sie verfügt über eine zusammenhängen-

de Fläche von über 2000 Hektar. Zwar besitzt sie über 60 Pferde – Trakehner, Hannoveraner und Turkmenische –, aber noch gibt es keine Maschinen und Geräte. Eine Erstausrüstung für diese deutsche Agrargenossenschaft soll jetzt ebenfalls mit Hilfe des im niedersächsischen Eldingen ansässigen Vereins „Aufbau Bernsteinland Ostpreußen“ beschafft werden.

Doch es gibt auch Beispiele für gelungene private Initiativen im landwirtschaftlichen Bereich. Einer der Lichtpunkte im Königsberger Gebiet ist die Fleisch- und Wurstwarenfabrik „ETC“ in Neuhausen, Kreis Samland. Zwei Jahre mühevoller Aufbauarbeit hat ihr Besitzer, Werner Richter aus Leipzig, investiert. Zwölf Sorten Wurst, Geräuchertes und Gepökelttes werden hergestellt. Die Qualität der Waren ist so gut und so anerkannt, daß Richter mit der Produktion kaum nachkommt. Im ganzen Königsberger Gebiet werden seine Erzeugnisse inzwischen verkauft.

Doch das Schweinefleisch der örtlichen Bauern kann in der Regel für die Wurstverarbeitung nicht verwendet werden. Der Grund: Die von den Bauern angebotenen Schweine sind zu alt und daher zu fett. Nur junge Tiere von acht bis neun Monaten können für eine hochwertige Ware verwendet werden. Die russischen Bauern verkaufen ihre Schweine jedoch erst nach anderthalb bis zwei Jahren. Dann aber haben die Tiere bereits eine zehn Zentimeter dicke Fettschicht und sind zur Weiterverarbeitung ungeeignet.

Auch die Gewürze für die Wurst müssen zur Zeit noch aus Deutschland bezogen werden. Richter ach-

tet streng auf die Geheimhaltung der Würzmischungen: nur er selbst kennt die Rezepte. Die Löhne sind für örtliche Verhältnisse außerordentlich hoch; sie erreichen fast deutsches Niveau. Außerdem wird Frühstück und ein warmes Mittagessen ausgegeben. Trotzdem war die Fluktuation in Richters Betrieb zunächst sehr hoch. Vielen Arbeitnehmern ist ein konzentriertes Arbeiten fremd. Arbeitsunlust und Alkoholismus bildeten ein zusätzliches Hindernis, das den Betriebsablauf in der Vergangenheit erheblich störte.

Inzwischen hat sich Werner Richter mit Geduld und Mühe einen ständigen Mitarbeiterkreis aufgebaut. Sein wichtigster Helfer ist der ebenfalls aus Leipzig stammende Michael Arakeljan, der fließend russisch spricht. Er hat mehrere Jahre in Rußland gelebt, nachdem seine Mutter einen sowjetischen Offizier geheiratet hatte. Arakeljan ist Geschäftsführer und für die Zusammenarbeit mit den örtlichen Mitarbeitern des Unternehmens zuständig.

Die Fleisch- und Wurstwaren aus Neuhausen erfreuen sich wegen ihrer hohen Qualität einer stetig steigenden Beliebtheit bei der Bevölkerung. Auch die Preise sind für die Bevölkerung erschwinglich. Sie werden mit einem großen Kühlwagen an die Wiederverkäufer ausgeliefert. Wegen der großen Nachfrage soll demnächst eine eigene Verkaufsstelle in Königsberg eröffnet werden. **Ottfried v. Weiß / HBvS**

Der Autor ist Präsident des Vereins „Aufbau Bernsteinland Ostpreußen e.V.“, Knackendöfelstraße 33, 29351 Eldingen (Telefon/Fax: 051 48/1442).

Am 8. Juli 1999 veröffentlichte die in Moskau erscheinende Zeitung „Trud“ (Arbeit) einen Beitrag von Wladimir Jantschenkov. Dieser Beitrag wurde am 16. Juli 1999 von der „Kaliningradsckaja Prawda“ übernommen. Folgend die Übersetzung der Seite 4 der K.P.:

4 ÜBER UNS SCHREIBT „K P“, FREITAG, 16. JULI

KALININGRAD WIRD VON

REVANCHISTEN BELAGERT

AN DEN GRENZEN RUSSLANDS

Mit der Erweiterung der Nato nach Osten wuchs die strategische Bedeutung des Kaliningrader Gebiets, des Vorpostens Rußlands an der Ostsee, einschneidend. Daher verstärkte sich das Bestreben bestimmter Kräfte des Westens das Gebiet von der Russischen Föderation abzutrennen.

Ein erneuter „Drang nach Osten“?

Bekanntlich wurde das Kaliningrader Gebiet 1946, entsprechend dem Beschluß der Potsdamer Konferenz der Siegermächte über den Zweiten Weltkrieg, auf einem Drittel des ehemaligen Ostpreußen gegründet. Im Material der Konferenz wird im einzelnen darauf hingewiesen, daß die Teilnehmer „sich wegen der Übergabe von Königsberg und des anliegenden Gebietes im Prinzip verständigten... bis zur endgültigen Lösung territorialer Fragen bei einer Friedens-Regulierung“. Durch den darauf folgenden „Kalten Krieg“ wurden die Pläne einer weiteren Friedens-Regulierung verworfen. So wurde 1975 während der Helsinki-Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa eine neue Übereinkunft getroffen, die eine unveränderte Erhaltung der sich in der Nachkriegsperiode gebildeten europäischen Grenzen und die Lösung aller internationalen Probleme, darunter auch der territorialen, nur auf friedlichem Wege und unter Berücksichtigung der Interessen aller Seiten vorsah.

Ohne Frage blieb die offizielle Position der Regierungen Deutschlands hinsichtlich der „Kaliningrader Frage“ bis zum heutigen Tage vorsichtig, ausgewogen und korrekt. Auf allen Ebenen unterstreicht die deutsche Seite, daß die B.R.D. keinerlei Pläne zur „Regermanisierung“ dieser Region duldet. Dies kann allerdings von vielen politischen Parteien, wissenschaftlichen Instituten, politologischen Zentren und Gesellschaftlichen Organisationen nicht gesagt werden. Diese verlangen eine gründliche Durchsicht des Status des Kaliningrader Gebiets. Beseelt werden sie durch die Bildung einiger unabhängiger Staaten auf dem Territorium der zerfallenen UdSSR, wodurch sich das Gebiet zu einer Exklave mit schwachen Bindungen zum Stammterritorium Rußlands wandelte.

Durch Experten einer Reihe föderalistischer Organisationen in Deutschland wurde schon ein inoffizielles Programm praktischer Handlungen erarbeitet, darauf ausgerichtet das Kaliningrader Gebiet stufenweise in eine unabhängige „Euroregion“ progermanischer Orientierung zu verwandeln. Im Einvernehmen mit diesem Programm soll das Gebiet einen selbständigen europäischen Status empfangen, in außenpolitischer Sphäre aber wie vorher von Rußland vertreten werden. Das Gebiet erhält das Recht einer von Rußland unabhängigen Finanzpolitik, dessen ökonomisches System sich hauptsächlich auf das deutsche sozial-marktwirtschaftliche Modell stützt.

Außerdem bestehen in Deutschland konkrete Pläne zur Schaffung eines Systems gemeinsamer Unternehmen auf dem Territorium des Gebietes mit der Einbindung der „Euroregion Königsberg“ im System der Hansa-Städte.

КАЛИНИНГРАД ОСАЖДАЮТ РЕВАНШИСТЫ

НА РУБЕЖАХ РОССИИ



Средствования и др. в вооруженной борьбе стратегической значимости Калининградской области, особенно в Балтийском море, в целях обеспечения безопасности государства.

Слова «натиск на Восток»?

Как известно, Калининградская область была образована в 1946 году в соответствии с решениями Потсдамской конференции стран-победителей во второй мировой войне на одной трети территории бывшей Восточной Пруссии. В материалах конференции, в частности, указывается, что ее участники «согласились в принципе с передачей Советскому Союзу города Кенигсберга и прилегающей к нему территории... до окончания решения территориальных вопросов при мирном урегулировании». Однако, последовавшая за этим «холодная война» отложила эти планы дальнейшего мирного урегулирования, и в 1975 г. на Хельсинкском совещании по безопасности и сотрудничеству в Европе было достигнуто новое договоренность о сохранении в неизменном виде сложившихся в послевоенный период европейских границ и решении всех международных проблем, в том числе и территориальных, только мирным путем, с учетом интересов всех сторон.

Слов нет, официальная позиция германских властей в Калининградском вопросе по сей день остается осторожной, взвешенной, корректной. На всех уровнях немецкая сторона подчеркивает, что ФРГ не выдвигает каких-либо планов «регарманизации» региона. Чего не скажешь о многих политических партиях, научных институтах, политологических центрах и общественных организациях, требующих кардинального пересмотра статуса Калининградской области. Их воодушевляет образование в результате развала СССР на его территории нескольких независимых государств, превращение области в анклав, слабо связанный с основной территорией России.

Экспертами ряда федеральных учреждений в Германии уже разработана неофициальная программа практических действий, направленных на постепенное превращение Калининградской области в так называемый «еврорегион» - прогерманской ориентации.

Согласно этой программе область приобретает самостоятельный европейский статус, но во внешнеполитической сфере ее по-прежнему будет представлять Россия. Область получит право вести независимую от России финансовую политику, в основу экономической системы ляжет немецкая социально-рыночная модель.

Кроме того, в Германии существуют конкретные планы создания на территории области системы совместных предприятий, образование «еврорегиона Кенигсберга» в системе Ганзейских городов.

В настоящее время повышенный интерес к Калининградской области проявляет свыше 150 различных общественных организаций ФРГ, многие из которых открыто преследуют реваншистские цели.

«Союз изгнанных» (штаб-квартира в Бонне) стимулирует переселение в область этнических немцев, призывает к вытеснению из региона русских путем скупки земельных наделов и недвижимости.

«Объединенные Пруссии» (Вюрцбург) ставит целью создание на территории области нового прусского государства. В Калининграде уже действуют филиалы организации «Остпроект-клуб», ведущий антирусскую деятельность.

Союз «Прусское дело», созданный активистами германской террористической организации «Немецкие боевые группы». Лидер организации М. Роедер неоднократно посещал Нестеровский, Гусевский и Озерский районы, пропагандировал реваншистские идеи среди немецкого населения.

Общественная организация «Братство Сайлем», руководителем которой является убежденный нацист Готфрид Мюллер, выполнявший в 1943 году особое задание Абвера в Иране, призывает к созданию в Калининградской области немецкого переходного правительства.

В последние время усилилась идеологическая обработка населения области западными СМИ. По нелегальным каналам в область доставляется газета «Остпроект-блатт» («Восточно-прусский листок»), издаваемая в Гамбурге, пропагандирующая «пруский дух». Специальные переводчики для калининградцев ведет радиостанция «Немецкая волна».

а также некоторым государственно-общественным объединениям (совет по делам «Малой Литвы», фонд Пруссии и «Малой Литвы» и другие).

Литовская диаспора в области, насчитывающая 18 тысяч человек, является социальной базой территориальных призываний. Областное литовское общество принято во Всемирное общество литовцев, которое отрицает права России на Калининградскую область и требует восстановления на территории российского региона так называемой «Малой Литвы».

Литовские националисты активно пропагандируют тезис: «Лишь литовец - хозяин на своей земле, а все другие - пришельцы». В меморандуме, принятом так называемым советом по делам «Малой Литвы» 10 сентября 1994 года, в частности, говорится: «Рано или поздно международные организации будут решать вопросы Восточной Европы, поэтому мы должны быть готовы обосновать требования законного присоединения Карлячювского края (Калининградской области. - Авт.) к Литовскому государству».

В меморандуме предлагается литовскому сейму принять закон, согласно которому литовцы, проживающие в Калининградской области, одновременно являлись бы и гражданами Литвы. Может быть, в связи с этим в области недавно побывал заместитель председателя сейма Литвы Р. Озалас, являющийся одним из идеологов национал-радикалов, оспаривающих принадлежность де-юре и де-факто Калининградской области к России. Примечательно, что он посетил именно приграничные с Литвой районы, именуемые как раз «Малой Литвой».

Поручение президента

Ни для кого не секрет, что Калининградская область в беде. Сотни тысяч российских граждан, оторванных от России, испытывают неуверенность в будущем. Федеральный центр слишком медленно решает экономические проблемы региона, в том числе энергетические, транспортные. Практически «новисла» идея особой экономической зоны, которая могла бы стать эффективным механизмом саморазвития области.

По единодушному мнению россиян, Калининградская область - неотъемлемая часть России, на территориальную целостность никто посягать не вправе. Исходя из этого, в феврале нынешнего года Государственная Дума приняла обращение к президенту Российской Федерации о комплексе неотложных мер по развитию области. Есть и весьма эмоциональная реакция президента. В поручении высшим руко-

дителям страны Борис Ельцин указал: «Серьезно обеспокоен ситуацией в Калининградской области, связанной с нерешительностью в вопросах реализации Федеральной целевой программы развития особой экономической зоны Калининградской области на 1998-2005 годы, обеспечением области собственными источниками энергообеспечения, поддержанием боеспособности Балтийского Флота, другими экономическими, социальными и политическими проблемами».

В целях обеспечения устойчивого развития особой экономической зоны Калининградской области и недопущения ослабления связей региона с Российской Федерацией, примите комплекс срочных мер правового, экономического и информационного характера с учетом особого геостратегического значения Калининградской области для России».

Органы государственной власти ответственны за судьбу важнейшего российского региона, и от их решительных действий сегодня зависит защита на нашем крайнем Западе геостратегических интересов страны.

Владимир ЯНЧЕНКОВ
«Труд», 8 июля 1999 года

Вакансии МП «ССМ»

НА 16 ИЮЛЯ 1999 ГОДА

1. Главный бухгалтер (знание англ. языка, бухгалтер (общий).
 2. Оператор-кассир (Бел-4).
 3. Заем.магазином (строительными, опыт работы более 3 лет).
 4. Специалист по экспертным заключениям.
 5. Специалист по рекламе.
 6. Мастер по обслуживанию полиграфического оборудования.
 7. Инженер-электрик (обслуживание эл.мат.), электик, электромонтажник.
 8. Технолог хлебного, трикотажного, мебельного производства, по деревообработке.
 9. Рабочие (жестяжники, токары, токари-расточники, штукатуры-маляры, отделочники, плотники, столяр-плотник, столяр-станочник, резчик по дереву, каменщик, машинист-эксплуататор машинист багнетного крана, тракторист, газ.электросварщик, по обслуживанию эл.мат., слесари по шпунтовым работам).
 10. Шоферисты, бармены.
 11. Продавцы продовольств, промтоваров, велосипедов, мебели, стройматериалов, автозапчастей, автомобилей.
 12. Повара (4-6-й разряд).
- В нашей базе данных 150 вакансий.
МП «ССМ» предоставляет услуги трудоустройства всех категорий граждан, подбор специалистов по вакансиям предпринимателя (21-63-03) и бесплатное трудоустройство школьников и студентов (21-64-38), телефон доверия (21-22-22 с 19.00 до 7.00), оказание бесплатной юридической помощи, бесплатные консультации по любым вопросам, связанным с недвижимостью (21-46-93). Также работает отдел по трудоустройству, социально-психологической реабилитации и поддержке молодых инвалидов (клуб молодых инвалидов «На дядю»).
- Наш адрес: проспект Мира, 5, каб.25, 26

Zur Zeit zeigen über 150 verschiedene gesellschaftliche Organisationen Deutschlands erhöhtes Interesse am Kaliningrader Gebiet, von denen viele offen revanchistische Ziele verfolgen.

„**Bund der Vertriebenen**“ (Stabsquartier in Bonn), stimuliert die Umsiedlung ethnischer Deutscher ins Gebiet, ruft durch Aufkauf von Bodenparzellen und Immobilien zum Verdrängen der Russen aus der Region auf.

„**Vereinigung Preußen**“ (Würzburg) stellt sich das Ziel auf dem Territorium des Gebietes ein neuen Preußischen Staat zu schaffen. In Kaliningrad arbeitet schon eine Filiale dieser Organisation „Ostpreußen-Klub“, der sich antirussisch betätigt (*Vorsitzender A. P. Bachtin, der Übersetzer*).

Union „**Preußische Angelegenheit**“, von den Aktivisten der deutschen terroristischen Organisation „Deutsche Wehr-Gruppen“ gegründet. Röder, der Führer dieser Organisation, hat mehrmals die Kreise Nesterow (Stallupönen), Gusew (Gumbinnen) und Osersk (Darkehmen) besucht und dort unter der deutschen Bevölkerung revanchistische Ideen propagiert.

Gesellschaftliche Organisation „Brüder Salems“, dessen Leiter Gottfried Müller als überzeugter Nazi gilt und 1943 besondere Aufgaben der Abwehr im Iran erfüllte. Er ruft zur Schaffung einer deutschen Übergangsregierung im Kaliningrader Gebiet auf.

In letzter Zeit verstärkte sich die ideologische Behandlung der Bevölkerung des Gebietes durch westliche Medien. Auf illegalen Kanälen wird das in Hamburg erscheinende „Ostpreußen-Blatt“ ins Gebiet zugestellt, das „Preußischen Geist“ propagiert. Spezielle Sendungen für die Kaliningrader kommen vom Sender „Deutsche Welle“.

Große Bemühungen um „Klein-Litauen“

Ansprüche auf das Kaliningrader Gebiet erheben auch bestimmte politische Kreise Litauens. Im wesentlichen trifft dies auf die jetzt dort an die Macht gekommenen rechtsradikalen und nationalistischen Parteien, wie „Union Vaterland - Partei der Konservativen“ und ebenso den Staatlich-Gesellschaftlichen Vereinigungen (Rat für Kleinlitauische Angelegenheiten, Fond „Prusia“, „Kleinlitauen“ und andere) zu.

Die litauische Diaspora im Gebiet, etwa 18 Tausend Menschen, stellt die soziale Basis für territoriale Ansprüche dar. Die Litauische Organisation des Gebietes wurde in die Weltorganisation der Litauer aufgenommen, welche das Recht Rußlands auf das Kaliningrader Gebiet negiert und auf dem Territorium der russischen Region die Schaffung eines sogenannten „Kleinlitauen“ verlangt.

Litauische Nationalisten propagieren aktiv die These „Nur der Litauer ist der Hausherr auf seinem Gebiet, alle andere sind Eindringlinge“. Im am 10. September 1994 durch den sogenannten Rat für Angelegenheiten „Kleinlitauens“ angenommenen Memorandum wird unter anderem gesagt: „Früher oder später werden internationale Organisationen die Fragen Osteuropas lösen. Darum müssen wir bereit sein, die Forderung eines gesetzlichen Anschlusses des Karalautscher (*litauisch Königsberger*) Gebiets an den Staat Litauen zu begründen.

Das Memorandum schlägt dem litauischen Seimas (Parlament) vor ein Gesetz anzunehmen, entsprechend dem die im Kaliningrader Gebiet lebenden Litauer gleichzeitig auch Bürger Litauens wären. Möglicherweise hat sich deswegen unlängst auch P. Ozolas, der stellvertretende Parlamentspräsident Litauens, im Gebiet aufgehalten. Er gilt als einer der Ideologen der Nationalradikalen, welche die de-jure und de-facto Zugehörigkeit des Kaliningrader Gebiets zu Rußland bestreiten. Bemerkenswert ist, daß er gerade jene Grenzregionen zu Litauen besuchte, die „Kleinlitauen“ genannt werden.

Auftrag des Präsidenten

Für niemand ist es ein Geheimnis, daß das Kaliningrader Gebiet in Not ist. Hunderttausende russischer Bürger, von Rußland abgetrennt, leben in Unsicherheit über ihre Zukunft. Die

Zentrale der Föderation löst die ökonomischen Probleme, darunter auch die der Energieversorgung und des Transports, äußerst langsam. Die Idee einer besonderen ökonomischen Zone, die zum effektiven Mechanismus der Selbstentwicklung hätte werden können, ist praktisch „hängen“ geblieben.

Nach einmütiger Meinung der Russen ist das Kaliningrader Gebiet ein unabtrennbarer Teil Rußlands und niemand hat das Recht dessen territoriale Unverletzbarkeit anzutasten. Davon ausgehend hat im Februar d. J. die Staatsduma an den Präsidenten der Russischen Föderation einen Antrag über einen Komplex unaufschiebbarer Maßnahmen zur Entwicklung des Gebiets gerichtet.

Es gibt eine sehr emotionale Reaktion des Präsidenten. Als Auftrag an die obersten Führer des Landes erließ Boris Jelzin folgendes: „Ernstlich beunruhigend ist die Situation im Kaliningrader Gebiet, entstanden durch die unentschlossene Realisation von Problemen des Föderativen Spez-Programmes zur Entwicklung einer besonderen ökonomischen Zone im Kaliningrader Gebiet während der Jahre 1998-2005: das Gebiet mit eigenen Energie-Quellen zu versorgen, die Kampfbereitschaft der Ostseeflotte zu erhalten und andere ökonomische, soziale und politische Probleme zu lösen.

Im Ganzen ist eine stabile Entwicklung der besonderen ökonomischen Zone im Kaliningrader Gebiet sicherzustellen, eine Schwächung von Verbindungen der Region mit der Russischen Föderation nicht zuzulassen und, unter Berücksichtigung der besonderen geostrategischen Bedeutung des Kaliningrader Gebiets für Rußland, ein Komplex dringender Maßnahmen rechtlicher ökonomischer und informeller Art anzuwenden.

... Die Organe der Staatsmacht sind verantwortlich für das Schicksal dieser wichtigsten russischen Region, von ihrem entschlossenen Handeln ist heute der Schutz geostrategischer Interessen unseres Staates am westlichsten Rand unseres Landes abhängig.

Wladimir JANTSCHENKOV
„Trud“, 8. Juli 1999

DEUTSCHE STUDIEN

Heft 131/132 · XXXIII. Jahrgang · September/Dezember 1996

ANNÄHERUNGEN AN KÖNIGSBERG

„Was für eine seltsame Gegend ist das, wo wir, Russen, heute leben? Eine Gegend, die jetzt Kaliningrader Gebiet heißt, ein Teil Rußlands? Rußland aber, das ist die Gegend um Smolensk, Pskow, Nowgorod, alter russischer Boden. Dort, wo Rußlands Geschichte entstanden ist, wo seine Wurzeln sind. Hier findet sich jedoch eine andere, keine russische, sondern deutsche, prussische, litauische Geschichte, deren Wurzeln sieben Jahrhunderte zurückreichen... Alles ist so seltsam, so kompliziert, so künstlich. Wie auf fremden Sockeln. Die fünfzigjährige sowjetische Periode auf dem siebenhundertjährigen, für Rußland fremden Fundament. Der ‚Park für Kultur und Erholung‘ auf dem alten Friedhof an der Luisenkirche und Michail Kalinins Denkmal dort.“

Abt. I... Russen aus Kaliningrad in seinem Vortrag „Brücken von Kaliningrad

BLICK IN DIE NACHBARLÄNDER: "Königsberger Express" vom Dezember 1998Ein Land - zwei Geschichten
=====

Läßt sich die Vergangenheit des Landes in eine russische und eine deutsche Geschichte einteilen? Oder gibt es nur eine Geschichte, die mal von Deutschen und mal von Russen geschrieben wurde? Schaut man auf die vergangenen sieben Jahre seit der Öffnung des Kaliningrader Gebietes zurück, stellt man fest, daß jedes Volk die Aufarbeitung der Geschichte möglichst ohne Einbeziehung seines Gegenübers betrieb. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gibt es nur wenige Werke über die Geschichte dieses Gebietes, die in beiden Sprachen erschienen sind.

Jurij Wolkow (32), wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Staatlichen Universität Kaliningrad, begann bereits 1994 mit der Übersetzung von deutschsprachigen Publikationen ins Russische. Auf eigene Faust. Ohne Bezahlung, ohne Vertrag und ohne Sicherheit, ob seine russischsprachigen Fassungen je verlegt werden.

"Von Anfang an hat mich alles Deutsche interessiert. Ich wurde in Kaliningrad geboren, ging hier zur Schule." Wolkow hält inne. "Was war denn Ausgangspunkt für Ihr Interesse?" frage ich. "Meine Mutter erzählte mir nichts Böses von den Deutschen, die sie im Krieg kennenlernte", berichtet er nach einer zweiminütigen Pause. "Als sie im besetzten Gebiet bei Kaluga, südlich von Moskau, wohnte, gab es Vorfälle, bei denen russische Familien von deutschen Soldaten aus ihren Häusern vertrieben wurden. 'Unsere' Deutschen, wie sie die in ihrem Haus einquartierten Soldaten nennt, nahmen ihre Familie in Schutz."

"Im Kaliningrader Gebiet ist eine besondere Mentalität nicht zu übersehen", meint Wolkow. "Dieses Leben zwischen zwei Kulturen hat uns entscheidend geprägt." Das kontinentale Rußland, wie der 32jährige das Mutterland nennt, hat auf ihn keinen besonders großen Eindruck gemacht. Mein Gesichtsausdruck läßt ihn sofort hinzufügen: "Ich verbeuge mich nicht vor allem, was deutsch ist. Doch an allem, was typisch russisch ist - die Stadtplanung, die breiten Straßen, die rein russischen Städte - daran liegt mir nichts."

Von 1982 bis 1989 studierte Wolkow an der Universität Kaliningrad "Deutsche Sprache und Literatur". Danach arbeitete er zwei Jahre lang in Furmanowo (Stannaitschen) als Deutschlehrer. Aus privaten Gründen zog er 1991 nach Kaliningrad um. Damals knüpfte er die ersten Kontakte mit Deutschen. Um seinen ersten Brief nach Deutschland zu senden, fuhr er nach Vilnius. Aus Angst vor einer Zensur.

Er begann, sich intensiv mit der ostpreußischen Literatur zu befassen, nachdem er von den Ereignissen in Nemmersdorf erfuhr. "Zuvor hörten wir lediglich Geschichten von russischen Armeeküchen, welche die deutsche Bevölkerung verpflegten." Eine ganze Weile schweigt er. Dann sprudelt es aus ihm heraus: "Nach der Öffnung des Gebietes überflutete uns eine Fülle von russischen Publikationen über die Geschichte der Stadt. Das waren aber alles blutleere Erzählungen. Ich wollte mehr über den Alltag, über die Gefühle der Menschen wissen. Davon war nichts zu lesen. Je mehr ich mich mit deutschen Quellen befaßte, desto mehr gelangte ich zur Einsicht, daß unsere russischen Landeskundler das Rad neu zu erfinden versuchten. Denn die Deutschen haben schon buchstäblich alles über die ostpreußische Geschichte geschrieben. Über die Zahl der deutschsprachigen Bücher habe ich schon längst die Übersicht verloren. Im Prinzip braucht man nur noch eines: alles ins Russische zu übersetzen. Leider haben unsere Landeskundler einen seltsamen Weg eingeschlagen. Krampfhaft suchen sie in der Geschichte nach Verbindungen dieses Landes mit Rußland. In der Regel sind sie in den russischen Archiven tätig. Sie stöbern sie nach russischen Persönlichkeiten durch, die hier einmal vorbeifuhren. Diese Suche nimmt manchmal ziemlich kuriose Formen an. Man geht auf Details ein, die für den

durchschnittlichen Leser absolut uninteressant sind. Wen interessiert zum Beispiel der Umfang der Lieferungen von Weizenmehl für die russische Armee im Siebenjährigen Krieg? Mich jedenfalls nicht."

Die Übersetzung des "Ostpreußischen Tagebuches" von Lehndorff fiel Wolkow sehr schwer. Er übertrug es ins Deutsche, ohne es vorher durchgelesen zu haben. Ein Jahr nahm diese Arbeit in Anspruch. Manchmal dachte er schon ans Aufgeben. "Aber als ich sah, daß das Buch bereits in der 21. Auflage erschienen ist, entschloß ich mich, die Übersetzung zu Ende zu führen."

Ich kann meine Verwunderung nicht verbergen. "Für wen haben Sie das gemacht? Diese Übersetzung steht im Moment doch nur Ihnen und Ihren Bekannten zur Verfügung!" Wolkow bleibt gelassen: "Ich gehe davon aus, daß die russische Fassung verlegt wird. Sie ist für ein breites Publikum interessant. Dies war keineswegs nur Arbeit für die Schublade!"

Danach übersetzte er das Buch "Ich blieb in Königsberg" von Lucy Falk innerhalb von zwei Monaten. "Dieses Buch liest sich so leicht, daß ich mir sicher bin, daß es auch bei den russischsprachigen Lesern gut ankommen wird." Doch der Weg zu den russischen Lesern gestaltete sich bislang schwierig. Die Herausgabe eines Buches in einer Auflage von 1500 Exemplaren erfordert ca. 10 000 DM. Kein Verlag in Kaliningrad will diese Summe für ein nicht gerade trendgerechtes Projekt lockermachen.

"Und wenn man Ihnen Vorwürfe machen wird, sich zu stark für deutsche Interessen zu engagieren..." - "Ich befürchte keine Vorwürfe", unterbricht Wolkow. Abschnitte aus dem Buch von Falk wurden im Juli 1996 in der "Kaliningradskaja Prawda" abgedruckt. Die Resonanz war nicht negativ. Inzwischen hat Wolkow, der hauptberuflich weiterhin an der Kaliningrader Universität tätig ist, ein weiteres Buch übersetzt: "Das große Sterben in Königsberg 1945-47" von Anne-liese Kreuzt.

Eine Frage ist noch offengeblieben. "Warum machen Sie trotz fehlender Resonanz die Übersetzungen so hartnäckig weiter?" fragte ich am Ende des Gesprächs erneut. Wolkow zögert einen Augenblick in seiner zurückhaltenden Art.

"Diese Bücher sind eine Trennlinie und gleichzeitig ein Anknüpfungspunkt. Der einzige Zeitabschnitt, den unsere beiden Völker gemeinsam auf gleichem Raum erlebten. Und ein Kontakt, ein Aufeinandergehen, bei dem die Kulturen sich, wenn auch bisweilen gewaltsam, vermischten.

Diese Bücher könnten auch eine Grundlage für die neueste Geschichte des Kaliningrader Gebietes werden. Denn ohne ein tragfähiges Fundament läßt sich keine Gebäude errichten."

Alexej Schabunin (KK)

Auf deutschen Spuren im "Gelobten Land"

Das "Jahrbuch Weichsel-Warthe" für 1999

Mit dem "gelobten Land" ist nicht, wie man annehmen möchte, das heutige Israel gemeint, sondern die mittelpolnische Stadt Łódź, zu der ein zweisprachiger Stadtführer erschienen ist, der von Gabriele Brehmer vorgestellt wird. Dieser Beitrag ist einer von 31 aus dem neuen Jahrbuch einer kleinen deutschen Volksgruppe, die ihre Heimat im Vorkriegspolen hatte. Weiterhin findet man Nachrufe auf Dr. Eugen Oskar Kossmann, Friedrich Kunitzer, Freda von Loesch und Kurt Rapke, zwei Aufsätze über Posen, einen über Rawitsch und noch einen über Łódź, die Stadt, der vor 575 Jahren das Magdeburger Recht verliehen wurde.

(KK)

Heft Nr. 6

Juni 1995

**DAS MAGAZIN DER
VOLKSBANKEN UND
RAIFFEISENBANKEN**



EDONUS

Jazz kommt wieder:

**Fröhlich
und beswingt**

■ **Förderung für junge Familien**

**Gold in DM
kalkulieren**

Wir machen den Weg frei

**Mitgliedschaft -
vom Kunden
zum
Bankteilhaber.**

Rund 12 Millionen Menschen
in Deutschland haben mehr
von ihrer Bank: Sie sind Mit-
glied und damit Teilhaber
einer genossenschaftlichen
Bank. Das können auch Sie
werden. Aber nur bei uns.



Volksbanken Raiffeisenbanken



BMW 700 (das letzte Automodell der Firma Glas), Baujahr 1962

bendem Lärm außer Sicht. Doch noch während der "warm up"-Runde kehrt unser Chevy in die Boxengasse zurück. Fieberhaft arbeitet das Team an dem Motor. Schon wieder Probleme mit der Zündung, diagnostiziert Jürgen K., der außerhalb der Renn-

Sponsoren angewiesen. Unterm Strich bleibt nichts.

Natürlich stehen an diesem Juni-Wochenende auch noch andere Oldtimerrennen am Nürburgring auf dem Programm. Zum Beispiel der "Porsche Carrera Cup", bei dem der legendä-

die bereits in der 25. Saison steht. Hier starten u.a. methanolgetriebene Fahrzeuge mit bis zu 750 PS.

Viel leiser ist die Hooker Auspuffanlage der alten "Corvette" allerdings auch nicht, die jetzt in die Startaufstellung geht. Jochen



Hektik in der Boxengasse während des Porsche Carrera cups

strecke Koch ist. Da hilft nur eins, mit Höchstgeschwindigkeit die Zündanlage wechseln, denn es darf immer noch nachträglich gestartet werden.

Regenwetter bedeutet für die Fahrer der "interserie" erhöhte Rutschgefahr. Die Breitreifen verdrängen das Wasser nur schlecht

Nach wenigen Minuten geht's wieder raus auf die Bahn. Anschließen. Mit mächtigem Getöse bullert der 5,4 Liter Motor los. Doch leider nur bis zur nächsten Doppelkurve. Dann kehrt er wieder in die Boxengasse zurück. Nichts läuft mehr, Pech für das no-budget Team und seine Corvette. Aber, dabei sein ist alles.

Text und Fotos: Peter Laas

re und mit dem Rennsport engverknüpfte, klassische Porsche 911 in wenig modifizierter Form als Carrera Rs startet. Es ist ein imposantes Bild, wenn mehr als 30 Fahrzeuge des gleichen Types in ca. 4,8 Sekunden aus dem Stand auf 100 km/h beschleunigen. Umgekehrt ist dies übrigens dank ausgereifter Bremsanlage in fast der halben Zeit möglich, nämlich von 100 km/h auf 0 km/h in 2,7 Sekunden.

Eine echte Augenweide auf dem Ring sind die Rennen der Firma Alfa Romeo, die in den siebziger Jahren Rennsportgeschichte schrieb, oder die 1993 erstmalig ausgetragene Ferrari-Challenge, bei der sich mehr als 30 Ferrari 348 auf der Piste messen.

Laut und ohne Ohrenschützer kaum erträglich ist dagegen die Veranstaltung der "interserie",

Richrath, der Fahrer des no-budget Teams, hebt lässig den Daumen. "Wird schon klappen, schließlich hatten wir schon letztes Wochenende so viel Pech, und beide Autos sind beim 24-Stunden-Rennen auf dem Ring ausgefallen. Diesmal haben wir extra die empfindliche elektronische Zündanlage des Achtzylindermotors auf mechanische Kontaktzündung umgerüstet."

Die letzte Minute vor dem Start ist angebrochen. Zunächst wird eine "warm up"-Runde gefahren, um die alten Motoren langsam auf Temperatur zu bringen, damit sie nicht ganz unvorbereitet an die Strapazen des Rennens gehen müssen. Die Startpositionen dürfen in dieser Runde noch nicht verändert werden.

Und los geht's. Das Feld schiebt sich gemächlich mit ohrenbetäu-



Der Chevy kehrt in die Boxengasse zurück, vielleicht klappt's beim nächsten Mal

Königsberg heute:

Suche nach der Gesc



Meine Geburtsstadt selbst kennenzulernen, hatte etwas Verlockendes für mich. So buchte ich deshalb im Frühjahr bei einem im Ost-Europa-Reisegeschäft versierten Veranstalter eine Woche Königsberg inklusive Halbpension und Flug ab Düsseldorf für 1200 DM. Das für

**Abendstimmung
am Pregel mit
Blick auf die
Dominsel**

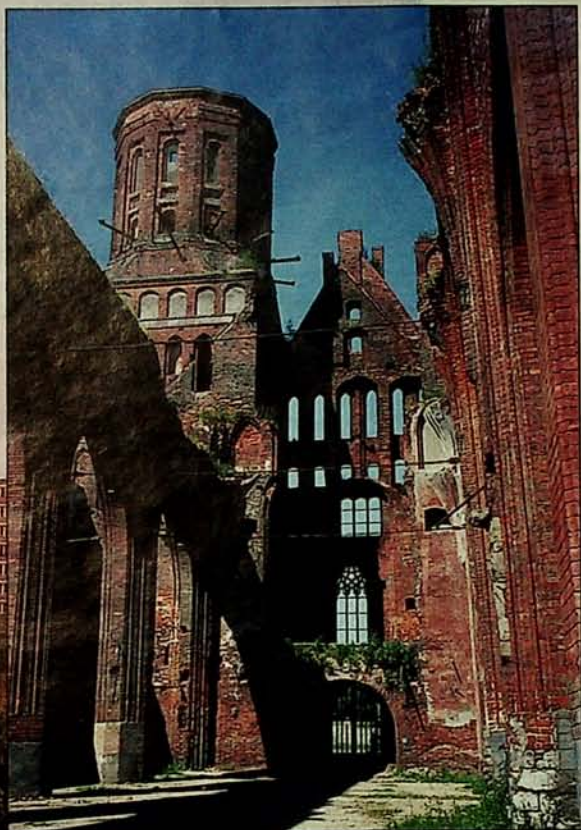
Rußland erforderliche Visum besorgte die Reisegesellschaft.

Die Aeroflot-Maschine landet pünktlich nach einer Stunde und 45 Minuten auf dem Königsberger Flughafen. Wir fahren zum Hotel "Kaliningrad" in der Innenstadt. Durch herrliche alte

Baumalleen schimmert rechts und links die weite ostpreussische grüne Landschaft. Großzügig angelegte Grüngürtel in den Vororten von Königsberg.

Überraschenderweise nennt unsere freundliche russische Reiseleiterin fast ausschließlich

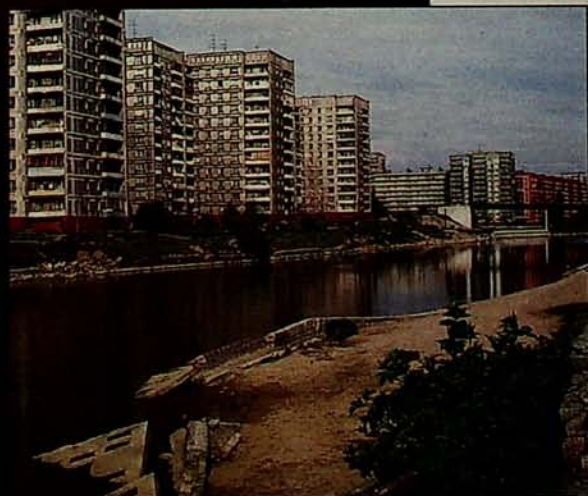
hichte



Die Domruine
noch 1991

Neue Stadtteile in seelenloser Plattenbauweise, langsam vor sich hin bröckelnde Gebäude aus der Vor- und Nachkriegszeit, nicht funktionierende Wasserspiele, riesige Schlaglöcher und Verwerfungen in den Straßen, die auf makabere Weise zur Verkehrsberuhigung beitragen. Vom Hotelfenster dann der Blick auf die Betonruine des

Das neue Rußland: Wohnungen
am Pregel



die deutschen Namen für Stadtviertel, Plätze, Straßen, Gebäude und Kirchen. Ist dies nun das neue Kaliningrad oder noch das alte Königsberg? Je mehr wir uns dem Zentrum nähern, desto unübersehbarer wird die Trostlosigkeit und Monotonie des neuen Kaliningrad.

einst in sozialistischer Euphorie geplanten Rätehauses.

Bei näherem Hinschauen entdeckte ich dann doch das "alte Königsberg". Die Stadttore und Bastionen um die frühere Innenstadt sind alle erhalten oder rekonstruiert. Die Börse am alten Pregel wurde in ihrer italienischen Renaissance-Architektur wiederhergestellt. Auch die Löwen flankieren immer noch das Eingangsportal. Am Bau des Deutschen Ritterordens, der 660 Jahre alten Domruine, wird eifrig gewerkelt. Mit der Rekonstruktion wurde begonnen. Dank eines neuen Zeitgeistes bemühen sich die russischen Stadtväter, so etwas wie "Flair" entstehen zu lassen, für das Königsberg früher berühmt war. Der Schloßteich wurde gesäubert. Zwei neue, stilgerechte Brücken verbinden die menschenfreundlich gestalteten Ufer. Das Kant-Denkmal steht wieder auf dem ehemaligen Paradeplatz vor der Albertus-Universität. Russen und Deutsche feierten im letzten Jahr ihr 450jähriges Bestehen. Die Menschen, die heute hier leben, suchen die Begegnung mit den früheren Bewohnern. Sie wollen etwas über ihre Stadt erfahren. Was war vor 1945? Sie wollen keine Stadt ohne Geschichte. In der einzigen in Kaliningrad erscheinenden deutschsprachigen Zeitung, dem "Königsberger Express", steht in der Ausgabe vom Juni 1994 zu lesen: "Mögen Sie Königsberg anders in Erinnerung haben, verbittern Sie nicht mit Schwermut und Kummer im Herzen. Endlich besteht wieder die Möglichkeit herzukommen. Und es gibt den Glauben daran, daß diese einzigartige, im Zentrum Europas liegende Stadt, wieder zu neuem, schönem Leben erwachen wird."

Marianne Neuman
(Text und Fotos)

Hierher fährt, nach "Dumont", keiner "der Kunst wegen". Und auch der weitgereiste Goethe kam hier nie vorbei. Ja selbst die Italiener kennen kaum diesen einsamen und reizvollen Landstrich, der noch vor Jahren eine "zona chiusa" und "autofrei" war. Steile Küsten abweisend gegen das Meer, macchiaüberwucherte Berggipfel breitseitig gegen das Land, ein eigenartiger Menschenschlag, der immer den unberechenbaren Gefahren vom Meer her ausgeliefert war und der seit Jahrhunderten den kargen Boden mühsam die Hänge hinauf in steilen Terrassen bebaut. Cinque Terre, "Fünf Länder", ist in Wirklichkeit eine Einheit von fünf malerischen Dörfern, ganz unten an die Steilküste des Ligurischen Meeres wie Vogelnester geklebt. Über Jahrhunderte mit dem Schicksal des nahen und übermächtigen Genua verbunden, lange Zeit hilflos grausamen Sarazenen- und Piratenüberfällen ausgeliefert, blieben die Ligurer ihrer Heimat treu.

Fünf Länder Liguriens: Zum Schlemmen und Schlendern

Lassen Sie Ihr Auto zu Hause, fahren Sie lieber nach altväterlicher Sitte mit der guten alten italienischen Eisenbahn, vergessen Sie auch ab und zu den Fahrplan, denn immer kommt irgendein Zug, sei es auch nur der verspätete von vorher. Steigen Sie genußvoll die Weinberge hinauf, wie es die Winzer seit Jahrhunderten tun, über Steinstufen, auf immer enger werdenden, alten Schmugglerpfaden, dann wieder auf ebenen Wegen durch die Macchia, deren schwerer, süßer Duft Ihre Nase verzaubert. Und lassen Sie dann Ihre Augen über die von hier oben beruhigend abfallenden grünen Hänge, über Pinien- und Eichenwälder in das sonnenüberflutete

blausmaragdgrüne Meer wandern.

Oft sind Wallfahrtskirchen das Ziel, Ziele, auf deren Weg auf- oder abwärtsgehend die eine oder andere weinüberwach-



Weinberge gen
Manarola

Riomaggiore:
Dichtgedrängte,
verwinkelte Häuserfluchten über
dem engen Bootshafen

sene Trattoria oder ein Rosenhag an einem Ristorante den guten Vorsatz hemmen. Das sollten Sie genießen und sich der geschmackvollen italienischen Küche und dem trockenen Bianco-Cinqueterre-Wein hingeben. Und bald werden Sie spüren, daß zu der vielgepriesenen Einheit von Meer und Landschaft auch die Genüsse des Gaumens gehören. Der Landwein der vielen kleinen Winzer hat seinen ganz eigenen Geschmack auf der Zunge, den schon Plinius um 23 n. Chr. kannte und schätzte und den Boccaccio rühmte. Ein einmaliger Wein, den die Menschen hier oben auf oft nur zentimeterbreiten, äußerst steilen Terrassen dem Boden abringen. Und noch

Spiegelbild brisanter Entwicklungen

Die aktuelle Lage in Rußland und das nördliche Ostpreußen (Teil I)

Von WLADIMIR GILMANOW

Die Situation in Rußland wird immer unübersichtlicher. Rückwirkungen auf das nördliche Ostpreußen bleiben nicht aus. Der junge russische Germanist Prof. W. Gilmanow versucht für deutsche Leser ein wenig Licht in das Dunkel schwer durchschaubarer Entwicklungen zu bringen.

Die gegenwärtige Situation im Gebiet Königsberg/Kaliningrad wird von zwei verschiedenen polaren Tendenzen geprägt, was wie im Spiegel die ganze brisante Kompliziertheit der politischen Dramaturgie in der heutigen Russischen Föderation wiedergibt und veranschaulicht.

Einerseits die hoffnungsvolle Ausschau nach praktikablen Konzepten, verantwortungsbewußten Taten sowohl in Moskau als auch im Westen im Zusammenhang mit dem regionalen Bestreben nach einer Form der mindestens wirtschaftlichen Eigenständigkeit. Andererseits aber legt die gegenwärtige Lage in der Region ein Zeugnis dafür ab, daß die Wirtschaftspolitik in Rußland nach wie vor sich im Banne der politischen Berechnungen befindet und daß über die Rentabilität von Investitionen und die Höhe von Zinsen nicht Konsumenten und Märkte entscheiden, sondern Politiker.

von der tragischen Zuspitzung der Nationalprobleme geprägt. Rund zweieinhalb Jahre sind seit dem Moskauer Oktoberputsch, dem Sturm auf das „Weiße Haus“ des damaligen Obersten Sowjets vergangen.

Damals war die Machtfrage zugunsten Präsident Jelzins entschieden worden. Für die Zerschlagung des Aufstandes der reaktionären Kräfte im alten Parlament hat aber Rußland einen hohen Preis bezahlt. Der Parlamentarismus ist auf Jahre hinaus geschwächt worden, während die Exekutive an autoritärem Charakter gewonnen hat. Innerhalb des Präsidentenapparates wurde ein riesiger Ausbau der Sicherheits- und Geheimdienststrukturen unternommen, die im Grunde genommen keiner parlamentarischen Kontrolle unterstellt sind und die nicht das schwache demokratische System schützen, sondern vielmehr die Macht des Präsidenten.

Das heutige Rußland kann vor weiteren politischen Unruhen keineswegs sicher sein. Inwieweit sich die nationalistischen und kommunistischen Kräfte an die Spielregeln der Verfassung

Nationalitätenkampf

Jelzins halten, vermag niemand zu sagen. Die Armee zeigt beängstigende Unmuterscheinungen, die Miliz befindet sich in einem desolaten Zustand und vermag ihre Schutzfunktionen als Ordnungsmacht in der Gesellschaft nicht mehr wahrzunehmen.

Die neuen mächtigen Finanz- und Industriekonzerne verfügen längst über eigene bewaffnete Wachmannschaften. Hinzu kommen immer brutalere Übergriffe der Mafia auf die politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen des Landes.

Ob Rußland den schweren Weg zur Demokratie und Marktwirtschaft meistert oder aber in den Totalitarismus zurückfällt, ist nach den Wahlen im Dezember 1995 nicht so einfach vorherzusagen. Nach der Parlamentswahl hat sich der Einfluß der autoritären radikalen Tendenzen, d. h. der Kommunisten und Nationalisten, verstärkt. Die Präsidentenwahl wird allem Anschein nach entscheiden, ob Rußland zwischen dem Sprung zurück oder dem Weg nach vorn wählen wird.

In der letzten Zeit war die russische Entwicklung dem fatalen Chaos und Verhängnis ausgesetzt - Nationalitätenkonflikte, Krieg in Tschetschenien, galoppierende Inflation, dramatischer Rückgang in der Wirtschaft, zunehmende politische Resignation und Frustration in der Bevölkerung. Erst seit dem Frühjahr 1995 ist in Wirtschaft und Finanzen eine Art verspätete Wende zu geringfügigen Fortschritten zu verzeichnen: Die Inflation ist etwas zurückgegangen, die Währungsreserven und der Export sind etwas gewachsen. In Rußland besteht derzeit eine verbreitete Unzufriedenheit, die von den

Kommunisten und der mit ihnen verbundenen Agrarpartei ausgenutzt wird. Viele haben schon die demütigende Wirklichkeit des späten Sozialismus mit der Mangelwirtschaft und stundenlangen Schlangen vergessen, fühlen sich aber maßlos gedemütigt wegen der Reduzierung der Weltmachtansprüche der früheren Sowjetunion. Nostalgie macht sich breit. Die Radikalen spielen jetzt verletzte nationale Gefühle für ihre Zwecke aus.

Die Symbiose der kommunistischen mit der hergebrachten imperialen Ideologie muß man ernstnehmen. Viele Russen, vor allem ältere und ungebildete und vornehmlich auf dem Lande, nei-

Knüppel“ versucht, in Rußland aufzuräumen, wird das die Rückkehr zur Konfrontation mit dem Westen und ein zunehmendes Chaos im Inland bedeuten.

Eine andere Möglichkeit ist wohl die Fortsetzung des gegenwärtigen „Status quo“ zwischen dem reaktionären Parlament und der Exekutive, die aber angesichts des Ausbaus der neuen Sicherheitsstrukturen und der Verstärkung der autoritären Mechanismen sich womöglich verselbständigen kann, was zur innenpolitischen Spannung beiträgt und den wahren Charakter des Reformprozesses in Frage stellt.

Diese sich zuspitzende Ambivalenz der gegenwärtigen Ent-



Weiterhin Beton im Kopf? Bauruine des „Haus der Räte“ - Symbol des sowjetischen Königsberg
Foto Weber

gen dazu, der Agitation der Kommunisten und Nationalisten Glauben zu schenken. Jüngere und gebildete Stadtbewohner tendieren in Richtung Demokratie, zeigen aber des öfteren einen

Desolate Zustände

schwachen politischen Willen zu positiven Schritten; deswegen steht Rußland jetzt an der qualvollen Schwelle zur Wahl zwischen einem Sprung in die Vergangenheit und dem schwierigen Weg nach vorne.

Falls sich die von den Radikalen geschürte „Nostalgie nach Rückwärts“ durchsetzt und eines Tages ein „General mit dem

wicklung findet ihre Widerspiegelung in der heutigen Situation - nicht zuletzt in dem Gebiet Königsberg/Kaliningrad.

Da ist einerseits die hoffnungsvolle Ausschau nach der friedlichen, stabilitätsorientierten und wohlstandsfördernden Entwicklung, vor allen Dingen im Zusammenhang mit zwei wichtigen rechtlich-politischen Dokumenten, die Ende 1995 und Anfang 1996 zustande gekommen sind: der Vertrag über die Aufteilung der Befugnisse zwischen dem Zentrum und dem Gebiet Kaliningrad und das Gesetz über die Schaffung der Sonderwirtschaftszone im Kaliningrader Gebiet. Dieses schon längst erstrebte Gesetz ist nach langen, schmerzhaften Wehen als ein

Kind der noch schwachen Demokratie und des Willens zur politischen Mündigkeit in der Region zur Welt gekommen.

Das größte Hindernis auf dem Weg zum Gesetz war das Problem der militärischen Bedeutung des Gebiets, bei dessen Lösung sowohl die Regierung als auch die Staatsduma zu dem Schluß kamen, daß die Militärpräsenz im Gebiet in keinem Widerspruch zum Konzept einer Sonderwirtschaftszone auf diesem Territorium stehe. Mehr als dies wiesen die Vertreter des Verteidigungsministeriums und des Generalstabs der russischen Föderation bei den geschlossenen

Dehnbares Gesetz

Lesungen in der Staatsduma darauf hin, daß die Bedingungen einer freien Sonderwirtschaftszone den Interessen des Militärs durchaus entsprechen.

Die Grundpositionen des Gesetzes betreffen vor allem den Einsatz ausländischer und einheimischer Investitionen, Gütertransit, Zoll-, Steuer- und Migrationsregelungen, die Bodennutzung, den Ausbau des Gebiets zu einem internationalen Transportknotenpunkt und Finanzzentrum.

Andererseits zeugen auch die regionalen Ergebnisse der Staatsduma-Wahlen davon, daß auch bei uns das Gespenst des Kommunismus wieder greifbare Formen angenommen hat. Die Kommunisten stehen oben an der Liste der erfolgreichen Parteien. Die Wahlergebnisse, die im Kaliningrader Gebiet im allgemeinen dem russischen Durchschnitt entsprechen, führen zu dem Schluß, daß die Wähler weniger „für“ als vielmehr „gegen“ gestimmt haben: gegen Rechtlosigkeit und Willkür der Beamten, gegen Vernachlässigung der sozialen Probleme, gegen den zunehmenden Verfall der tradierten Wert- und Moralvorstellungen, gegen Chaos und Orientierungslosigkeit.

Von der dramatischen Desorientierung der Menschen zeugt

Stunde der Demagogen

unter anderem ein bemerkenswerter Erfolg der LDPR von W. Schirinowski, der mit den profanen Weltbildern manipuliert und die russische Nichtimmunität gegen politische Demagogie und Irreführtheit ausspielt. Am erfolgreichsten waren die Kommunisten, deren Parteiführer Sjuganow schon verkündet hat, als vorrangiges Vorhaben die „Abkommen von Beloweschje“ rückgängig zu machen und die Sowjetunion etappenweise zu restaurieren. Was würde das bedeuten für die baltische Region im ganzen und für das Königsberger Gebiet im spezifischen?

Man kann und muß schon die gemeinschaftlichen Lebensformen zwischen Staaten und Nationen erstreben, aber nur auf der Basis der stabilitätsorientierten, rechtlichen und friedlichen Verfahren, nicht aber auf der Grundlage ideologisch pervertierter, imperialer Ansprüche und Denkmolelle.
Fortsetzung folgt

Biographische Daten zu Professor Wladimir Gilmanow:

1955 geboren in Königsberg
Aufgewachsen im nördlichen Ostpreußen
2 Jahre Wehrdienst
1972-1977 Studium der Germanistik, Literaturgeschichte und Russistik an der Universität Königsberg. Habilitierte über Johann Georg Hamann.

Doziert an der Universität seit 1980 Literaturgeschichte, Kulturwissenschaft und Germanistik. Zahlreiche Veröffentlichungen in deutschen Zeitschriften; große Beachtung fand der Aufsatz „Mythos Königsberg, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft“ in dem von Hermann Kluge herausgegebenen Band „Ein schicklicher Platz“ (Fibre Verlag).

Die jüngsten Entwicklungen in Rußland zeigen, daß die Erwartungen auf beiden Seiten - bei uns und in Deutschland - viel zu hoch gegriffen und vielleicht naiv waren. Beide Seiten unterschätzten die Komplexität der erforderlichen Reformen, die Dauer dieses Prozesses und den Widerstand der immer noch bestehenden, immer noch alles durchdringenden Nomenklatura.

Die jüngsten Jahre in der russischen Geschichte wurden von dem erbitterten Kampf auf der innenpolitischen Landschaft und

Veranstaltungen

Jena – Am 15. und 16. Juni findet im Volkshaus Jena die philatelistische Ausstellung „Thübrja '96“ statt. In der Offenen Klasse dieser Ausstellung zeigt der Ostpreuße Hans-Georg Klemm, Utenreuth, Teile seiner Sammlung „Der Kreis Samland – die Entwicklung der Postanstalten und der verwendeten Aufgabestempel“ mit den Städten Fischhausen und Pillau, den Badeorten Cranz, Neukuhren, Palmnicken und Rauschen, den Dörfern auf der Kurischen Nehrung sowie einiger kleinerer Orte. Es werden Postbelege mit Abstempelungen von 1817 bis 1945 gezeigt. Hervorzuheben sind Postkarten der Schiffspost des Seebienstes Ostpreußen, die Werbepost der Badeorte sowie Luftpostkarten nach Rossitten (Kurische Nehrung). Die Ausstellung ist Sonnabend, 15. Juni, von 10 bis 18 Uhr und Sonntag, 16. Juni, von 9 bis 17 Uhr, geöffnet.

Düsseldorf – Das Kuratorium Unteilbares Deutschland erinnert am Donnerstag, 20. Juni, 17 Uhr, im Eichendorff-Saal des Gerhart-Hauptmann-Hauses, Bismarckstraße 90, Düsseldorf, an den Volksaufstand am 17. Juni 1953. Es spricht u. a. Herbert Hupka zum Thema „17. Juni 1953 – deutsche Zeitgeschichte im Rückspiegel.“

Ein geradliniger Lebensweg

Fritjof Berg aus Königsberg begeht 65. Geburtstag



Kiel – Mit Fritjof Berg feiert am 9. Juni eine herausragende Persönlichkeit der jüngeren Erlebniserzeugung ihren 65. Geburtstag. Bergs Lebensweg ist ein Beispiel für das Schicksal Millionen Vertriebener. Geboren und aufgewachsen im Kreise von vier Geschwistern in Königsberg, mußte er im Januar 1945 wie so viele andere aus seiner Vaterstadt flüchten.

Im Westen war er sodann tatkräftig an der Gründung der Studentischen Landsmannschaft Ordensland, des Bundes Ostpreußischer Studierender und des Verbandes Heimatvertriebener geflüchteter deutscher Studenten beteiligt. 1961 wurde der Jurist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Göttinger Arbeitskreis. Bis 1993 arbeitete er schließlich als Führungskraft in der Bundesverkehrsverwaltung für Wasserstraßen- und Straßenbau.

Trotz seiner vielfältigen beruflichen Aufgaben engagierte sich Fritjof Berg, der u. a. mit der Silbernen Ehrennadel des BdV ausgezeichnet wurde, unbeirrt und mit ganzem Einsatz für seine ostpreußische Heimat. Reisen in die damalige DDR und die unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Gebiete ermöglichten ihm in den 70er Jahren die Veröffentlichung seines Buches „Über die Weichsel – eine deutsche Rückkehr“.

Von 1992 bis 1995 war der Jubilar Vorsitzender der Stadtgemeinschaft Königsberg sowie Mitglied des LO-Bundesvorstands. In diese Zeit fallen seine herausragenden Leistungen mit der Schaffung wesentlicher Verbindungen zu Königsberg und als Ko-Vorsitzender im Deutsch-Russischen Kuratorium für die Vorbereitung der 450-Jahr-Feier der Gründung der Albertina im

Das kulturelle Erbe bewahren

Samländer-Treffen erfreute sich großer Resonanz – Wilhelm v. Gottberg hielt die Festrede

Erfurt – Bereits zum zweiten Mal fand das Heimattreffen der Samländer in Mitteldeutschland statt. Über 1000 Landsleute versammelten sich in der thüringischen Landeshauptstadt Erfurt, um alte und neue Freunde wiederzusehen sowie Erinnerungen auszutauschen. Das Treffen organisierten, wie auch im vergangenen Jahr, die drei Kreisgemeinschaften Fischhausen, Königsberg-Land und Königsberg-Stadt. Aufgrund des Erfolgs im Vorjahr wählten die Verantwortlichen erneut Erfurt und dort die Tagungsstätte „Kleiner Herrenberg“ als Veranstaltungsort.

Begleitet wurde das Treffen von einem umfangreichen Beiprogramm, das im Foyer an verschiedenen Ständen ostdeutsche Kultur in seiner ganzen Vielfalt präsentierte. Landsmann Wilhelm Tuschewitzki stellte aus seiner umfangreichen Sammlung ostpreußischen Kulturguts u. a. Trachtenpuppen, textile Volkskunst und Bernstein aus. Die beteiligten Kreisgemeinschaften sowie die Kulturabteilung der Landsmannschaft Ostpreußen informierten umfassend über ihre Arbeit. Zahlreiche Publikationen waren käuflich zu erwerben, wo-



Zum Erfolg beigetragen: Louis-Ferdinand Schwarz, Bürgermeister Peter Neigeindt und Helmut Borkowski (v. l.) Foto Beutner

bei besonders das Werk von Dr. Bärbel Beutner, „Auf der Flucht geboren“, hervorzuheben ist. Neben allgemeinen kulturellen Informationen lag ein Schwerpunkt in diesem Jahr auf dem Leben und Werk der „Mutter Ostpreußen“. Hannelore Canzler, Vorsitzende der Agnes-Miegel-Gesellschaft, stellte nicht nur die große Königsbergerin Agnes Miegel in einem Kurzreferat vor, sondern informierte auch über die Vereinsarbeit. Sie gab darüber hinaus fachkundig Auskunft am Stand der Agnes-Miegel-Gesellschaft.

Im Mittelpunkt der Festreden des vergangenen Jahres stand das Gedenken an „Flucht und Vertreibung“. Daran knüpfte Louis-Ferdinand Schwarz, Vorsitzender der Kreisgemeinschaft Fischhausen, in seiner Begrüßung an, indem er hervorhob, beide Seiten, die sowjetische wie deutsche, hätten einander Leid zugefügt. Nun aber sei es Zeit, in einem zusammenwachsenden Europa aufeinander zuzugehen. Die Kreisgemeinschaft leistete durch umfangreiche humanitäre Hilfe vor Ort einen wichtigen Beitrag dazu. Diesen Gedanken führte Wilhelm v. Gottberg, Sprecher der LO, in seiner Rede während der Feierstunde fort. Er wies darauf hin, daß auch das

Königsberger Gebiet ein untrennbarer Teil Europas sei. Die LO setze sich engagiert für die europäische Einigung in Frieden und Freiheit unter Einschluß ganz Ostpreußens ein. Notwendig dafür sei u. a. die Wahrung des kulturellen Erbes sowie der Volksgruppenschutz. Wilhelm v. Gottberg schloß seine Festrede mit dem prägnanten Bild: „Im entstehenden Haus Europa müsse auch den Ostpreußen ein Zimmer eingerichtet werden.“

Neben Vertretern der Landsmannschaft wie dem Kreisvertreter von Königsberg-Land, Helmut Borkowski, oder der Geschäftsführerin der Kreisgemeinschaft Königsberg-Stadt, Annelies Kelch, war auch die Stadt Erfurt offiziell durch Bürgermeister Peter Neigeindt als Ehrengast vertreten. Selbst aus Breslau gebürtig, hob er seine Achtung vor einer solchen Veranstaltung hervor.

Die überwältigende Resonanz auf die Veranstaltung, die sicherlich auch mit der reibungslosen und routinierten Organisation zusammenhängt, läßt hoffen, daß das Erfurter Treffen zu einer neuen Tradition in Mitteldeutschland werden wird. Brit Fromm

Eintöniges Dasein hinter Stacheldraht

Mitglieder der Agnes-Miegel-Gesellschaft besuchten ein Internierungslager

Oksböl – Im Gedenken an die Zeit vor 50 Jahren, da Agnes Miegel nach ihrer Flucht aus dem belagerten Königsberg für anderthalb Jahre in Dänemark in Flüchtlingslagern lebte, unternahm 20 Mitglieder der Agnes-Miegel-Gesellschaft eine Reise nach Oksböl an der dänischen Westküste. Hier fand die Dichterin in dem großen Lager, in dem bis zu 3800 Flüchtlinge in den Baracken eines ehemaligen deutschen Militärlagers für Jahre abgeschlossen hinter Stacheldraht interniert wurden, Unterkunft.

Agnes Miegel und ihre treue Hausgenossin Elise Schmidt aus Königsberg erduldeten wie all die anderen Schicksalsgenossen das von der Außenwelt abgeschiedene eintönige Dasein, bis sie im Spätherbst 1946 nach Niedersachsen ausreisen durften.

Als die Reisegruppe ihr Ziel, den etwas außerhalb der Ortschaft gelegenen Lagerfriedhof, erreichte, konnte man sogleich das Hochkreuz, an dessen Fuß eine Gedenkplatte liegt, sehen. Noch vor dem freien Platz um das große Holzkreuz reihen sich die Grabstätten der 121 hier zur Ruhe gebetteten deutschen Soldaten aneinander,

deren Namen die aufgestellten niederen Steinkreuze angeben.

Hinter dem Hochkreuz erstrecken sich weite Gräberfelder mit den auch hier errichteten Steinkreuzen, die Namen und Daten der bestatteten Flüchtlinge tragen. In der Stille dieses Waldfriedhofs haben 1675 Flüchtlinge ihre letzte Ruhe gefunden; Heimatlose, wie sie der dänische Schriftsteller M. Ravn in einem Gedicht nennt, das in einem nahen Gedenkraum aushängt und sich an die Friedhofsbesucher mit den Worten wendet: „Du stehst an einem heiligen Ort: Heimat der Heimatlosen.“

Tief bewegt legten die Reisetilnehmer ein Blumengebilde an der Gedenktafel nieder und gedachten der Toten mit Agnes Miegels eindringlichen Versen: „O Erde Dänemarks, die Zuflucht uns geboten, wir lassen Deinem Frieden unsre Toten. Aus Deiner Hut kann nichts mehr vertreiben. Wir müssen weiterwandern. Sie nur bleiben und gehn wie Kind vertrauend in Dich ein und werden Staub von Deinem Staube sein!“

Von der großen Barackenstadt aus Kriegszeiten existieren nur noch einige Steinbauten, die verstreut in dem angrenzenden Wald-

Hamburg – Die LO-Kulturreferentin Brit Fromm hält im Rahmen der Ostpreußen-Woche in Sachsen-Anhalt folgende Vorträge: Mittwoch, 12. Juni, 9.30 Uhr, „Ännchen von Tharau – ostdeutsche Literaturgeschichte anhand der Liedfigur Ännchen von Tharau“ in der Bibliothek in Genthin. Donnerstag, 13. Juni, 15 Uhr, „Bernstein – Gold der Ostsee“ im Altenheim, Einsteinstraße in Genthin sowie um 19 Uhr „Eine Reise durch die ostdeutschen Provinzen“ in der Kreisvolkshochschule in Burg.

Vorträge

Gruppenreise

Berlin – Im Rahmen einer achttägigen Gruppenreise für heimatvertriebene Landsleute aus allen Teilen des Bundesgebietes soll das Beste der Schweiz gezeigt und gemeinsam erlebt werden.

Die Schweiz ist eines der bekanntesten Urlaubslande der Welt. Gletscherbedeckte Berge, liebliche Seen, weite Täler, saubere Gebirgsdörfer und idyllische Städtchen machen den Reiz dieses schönen Landes aus; der Pflanzenschmuck der Schweizer Landschaften ist von großer Vielfalt.

Ein besonderer Höhepunkt ist eine Panoramafahrt mit dem berühmten Glacier-Express durch die Hochalpen im Herzen der Schweiz – auch der schönste Reiseweg zwischen den Sehenswürdigkeiten in Graubünden, der Zentralschweiz mit dem Vierwaldstättersee und Luzern, dem sonnigen Wallis mit seiner Gletscherwelt und den südlich anregenden Regionen.

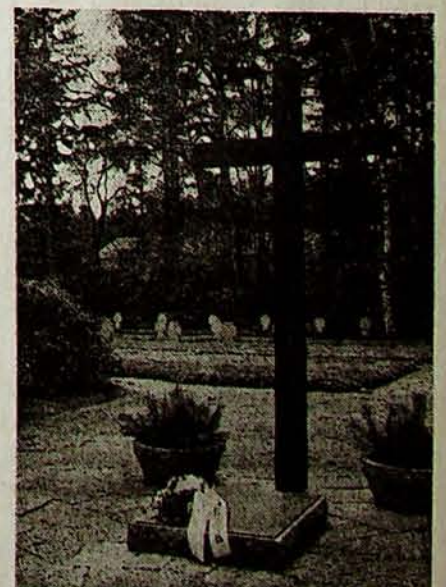
Weitere Reisesstationen sind u. a.: Zürich – Gruyères – Lausanne – Montreux – Aigle – Martigny – Sion – Täsch – Zermatt – Chur – Davos – Pontresina – Fahrt mit dem Bernina-Express nach Tirano – Lugano – Atdorf – Sisikon.

Reisetermin ist der 24. bis 31. August 1996.

Nähere Auskünfte erteilt die Firma WGR-Reisen, Berlin, Habichtsweg 8, 14979 Großbeeren, Telefon 03 37 01/5 76 56.

Familientreffen

Betzendorf – Am Sonnabend, 29., und Sonntag, 30. Juni, findet in Betzendorf das achte „Iwohn-Treffen“ statt. Wer kann zur Ahnenforschung dieses Familiennamens beitragen? Alle Träger bzw. Abkommen des Namens „Iwohn“ wenden sich bitte an Ernst Iwohn, Am Kurpark 21, 23843 Bad Oldesloe.



Mahnung: Das Holzkreuz mit der Gedenktafel auf dem Friedhof in Oksböl Foto Jortzik

Denkmalschutz nützt Handwerk

Deutsches Zentrum für Handwerk und Denkmalpflege engagiert sich in Ostpreußen

VON DANKWART GURATZSCH

Fulda – In aller Stille hat das Deutsche Zentrum für Handwerk und Denkmalpflege (ZHD) ein Netz von Kontakten aufgebaut. Von der Abgeschiedenheit der barocken Propstei Johannesberg bei Fulda aus hat der ZHD seinen Wirkungskreis ausgedehnt – in die Länder Mittel- und Osteuropas, nach Usbekistan, Kasachstan und Kirgistan bis hin nach Zentralasien, dem Himalaya-Königreich Buthan, den Philippinen und Brasilien.

1981 wurde das ZHD vom früheren hessischen Landeskonservator Gottfried Kiesow mit dem Ziel gegründet, die Propstei vor dem Verfall zu retten und gleichzeitig vor Ort handwerklichen Nachwuchs für die speziellen Aufgaben des Denkmalschutzes heranzubilden. Inzwischen ist das Zentrum unter seinem Leiter Professor Manfred Gerner zu einem der größten Anbieter von Dienstleistungen im Bereich der Denkmalpflege und Altbausanierung aufgestiegen.

Zum Spektrum dieser Dienstleistungen gehören Beratung und Fortbildung genauso wie die Erarbeitung qualifizierter Gutachten. Heute umfaßt das ZHD einen Stab von 80 festangestellten Mitarbeitern und Außenstellen in Gernewitz, Duderstadt, Potsdam, Swidnica (Schweidnitz) in Schlesien sowie Kaliningrad, vormals Königsberg, in Ostpreußen. Der Präsident der Handwerkskammer Wiesbaden, Arnold Spruck: „Was hier geleistet wird, das ist nicht nur die Erhaltung von Kulturgütern in aller Welt, das ist auch weltweite Entwicklungshilfe in der Denkmalpflege.“

In Deutschland fast unbekannt ist der Aufgabenschwerpunkt im nördlichen Ostpreußen. In diesem russisch regierten Gebiet betreut das Institut mehrere Sanierungsvorhaben. Zahlreiche Projekte sind bereits abgeschlossen. So wurden bisher die Kirchen in Gwardeskoje (Mühlhausen), Prawdinsk (Friedland) und Snamensk (Wehlau) erfolgreich gesichert und saniert. Weitere Projekte laufen derzeit in Tur-

genewo (Groß Legitten) sowie Slawsk (Heinrichswalde).

Das herausragendste Bauwerk im Norden Ostpreußens, an dessen Wiederaufbau sich das Institut beteiligt, ist der Königsberger Dom. Hier wurden von 1996 bis 1999 umfangreiche Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten durchgeführt, die in der Wiedererrichtung des 1945 zerstörten Domsdaches und der noch laufenden Fassadensanierung gipfeln. Auch das Kantgrab wurde rekonstruiert, neu überdacht und erstrahlt nun an der Nordfassade des Domes in der alten Philosophenstadt in alter Pracht. Wie ist diese Arbeit organisiert?

Der Projektleiter Königsberger Dom, Uwe Rödiger: „Das ZHD fungiert als treuhänderischer Verwalter von Fördermitteln verschiedenster Geldgeber. So werden Spenden- und Fördergelder von deutschen Ministerien, Stiftungen, Fördervereinen und privaten Spendern gesammelt und verwaltet. Die Mitarbeiter des ZHD sind regelmäßig vor Ort, um die Bauleistungen zu kalkulieren, auszuschreiben, entsprechend den Förderrichtlinien zu beauftragen, zu überwachen und abzunehmen.“

Für die Weiterführung der Arbeiten am Königsberger Dom laufen der Rubelkrise zum Trotz bereits Verhandlungen mit russischen Behörden und deutschen Geldgebern. Im einst protestantischen Dom wurde wieder eine evangelische Kapelle geweiht.

Weitere Vorhaben sind die Restauration des Grabmahls Herzog Albrechts im Chor des Domes, der Ausbau des Westwerks sowie die Einrichtung eines Dommuseums. Ziel soll es nach russischen Vorstellungen sein, den Dom zu einer „multikulturellen Begegnungsstätte für Kaliningrader und Königsberger“ umzugestalten.

Der aus Düsseldorf stammende ZHD-Leiter Manfred Gerner, der mit einer Zimmererlehre Architektur begonnen hatte und in Frankfurt am Main an der Restaurierung des Kaiserdoms St.Bartholomäus und der Kirche St.Leonhard beteiligt

war, gilt heute als „deutscher Fachwerkpapst“ (so der Präsident der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, Gottfried Kiesow).

Der 60jährige Gerner ist mit 37 Fachbüchern – darunter das Grundlagenwerk über die Reparaturverbindungen der Zimmerer: „Anschuhen, Verstärken und Auswechseln“ – einer der einflußreichsten Fachautoren der Denkmalpraxis. Der von ihm mitbegründeten deutsch-polnischen Stiftung „Templum pacis“ ist der vielfach Ausge-

zeichnete als Aufsichtsmitglied verbunden. Für die Unternehmenspraxis der Propstei hat Gerner den Grundsatz aufgestellt: „Wir zielen auf hohe Qualität bei den eigenen Leistungen wie bei denen, denen wir helfen, denn nur so werden wir erfolgreich vom Markt profitieren.“ In einer Zeit schrumpfender öffentlicher Mittel könne sich der Denkmalsbetrieb nur behaupten, wenn er mit Dienstleistungen und Produkten die „Nische in der Nische“ erschließt, stellt Gerner fest.



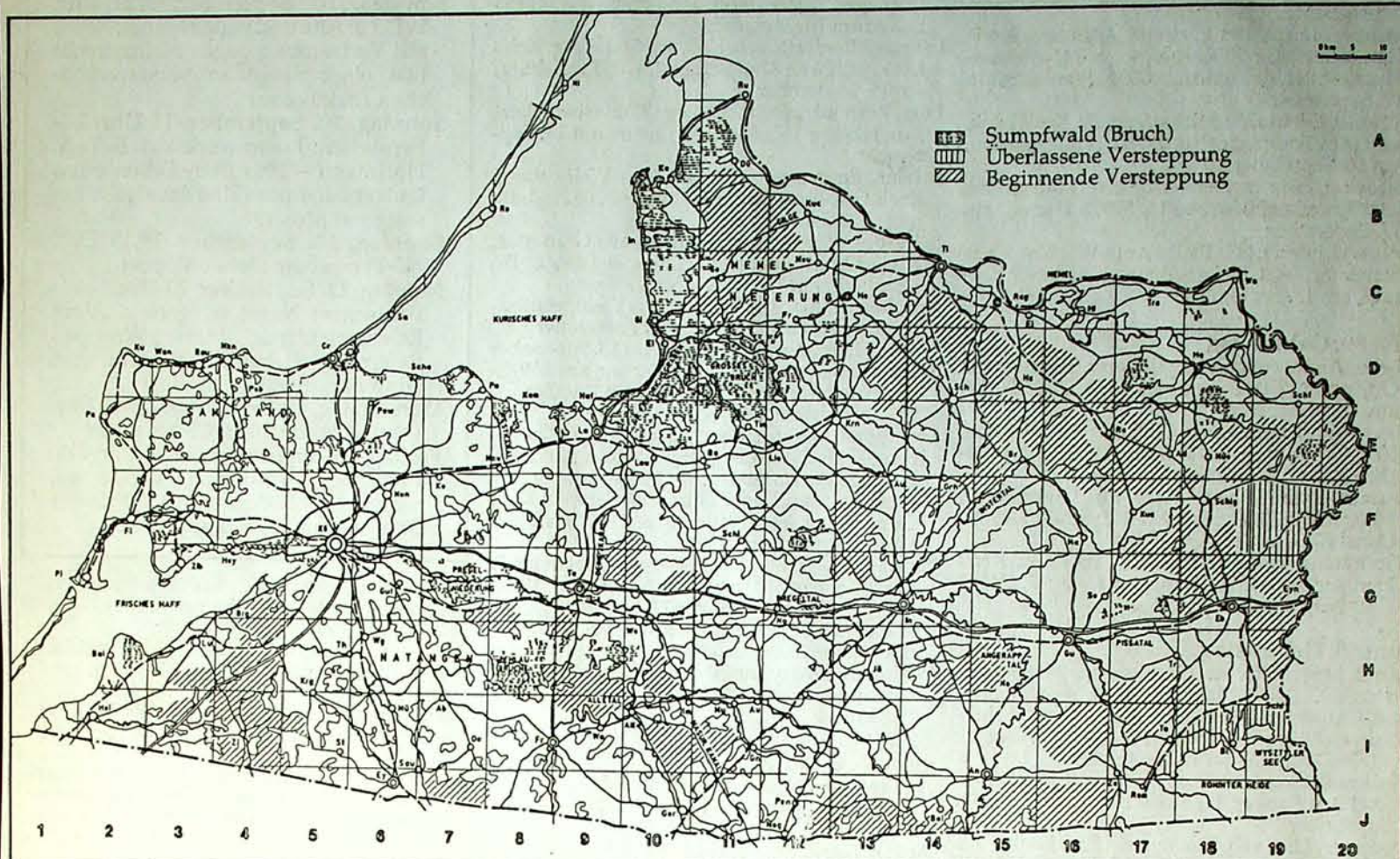
Zeugnis großer Vergangenheit: Der Königsberger Dom – hier die Westfassade – wird unter wesentlicher Mitwirkung des Deutschen Zentrums für Handwerk und Denkmalpflege Stück für Stück rekonstruiert

FOTO: WOLFGANG ROGATY

Nördliches Ostpreußen:

Die Versteppung schreitet weiter voran

Erfassung räumlicher Strukturen als Grundgerüst weiterführender wissenschaftlicher Forschung



Königsberger Gebiet: Das Ausmaß der Versteppung einst landwirtschaftlich genutzter Flächen

Zeichnung FH Weihenstephan

An der Fachhochschule Weihenstephan bei München wurde im Fachbereich Landespflege der Entschluß gefaßt, eine landesplanerische Studie über den russischen Herrschaftsbereich in Ostpreußen zu erstellen. Sie soll die zu beobachtende Tendenz einseitiger Entwicklung im Ballungsraum Königsberg zugunsten einer eventuellen tragfähigen gesamt-räumlichen Erschließung auf Grund vorhandener struktureller Bedingungen untersuchen. Unter Federführung von Prof. Dipl.-Ing. Erhard E. Korkisch und Dipl.-Ing. Hartmut Heinz, beide übrigens Sudetendeutsche, kam nachstehender Kurzbericht zustande, der eine Grobstrukturierung zur Erreichung eines Forschungsauftrags für eine spätere naturräumliche Beurteilung darstellt. Das Ostpreußenblatt wird im Laufe des kommenden Jahres die dann gewonnenen detaillierten Ergebnisse präsentieren.

Mit der Auflösung des Sowjet-Imperiums ist im russisch dominierten Ost- und Ostmitteleuropa eine nicht mehr überblickbare Umwandlung aller Wirtschafts- und Wertvorstellungen im Gange. Lange unterdrückte nationale Identifikation bewirkt neue Bevölkerungsbewegungen und westliche Vorbilder wecken den Wunsch nach materiellen Verbesserungen.

Diese unterliegen aber einer langen Entwicklung und können daher nur in Schritten erreicht werden. Verantwortliche Stimmen weisen auf die zwangsläufige Krisenfolge hin, wenn Liberalismus und Marktwirtschaft des Westens auf eine unvorbereitete Gesellschaft übertragen werden.

Die Lage im Königsberger Gebiet ist durch die heutige räumliche Trennung von der Machtzentrale Moskau durch Litauen und die über 40 Jahre bestehende Ordnung als russische Militärbasis in einem unbestimmten, aber vom Militär geprägten Zustand. Diese Voraussetzung sowie der zu beobachtende Zuzug von Sicherheit suchenden früheren Wolgadeutschen aus Kasachstan in ein strukturell vernachlässigtes Gebiet gab den Anlaß zu dieser landesplanerischen Studie.

Der Vorgang kultureller Besinnung in der Region nahm seinen Anfang schon bald nach der Neueinrichtung einer Königsberger Universität durch Nachforschungen von Professoren. Es wurde die vormals europäische Bedeutung dieser Einrichtung bewußt gemacht.

1987 wurde in der Folge der sogenannte Kaliningrader Kulturfond gegründet. Er begann mit Bürgeraufrufen zur Wiederherstellung historischer Bausubstanz um der unter sowjetischer Führung verordneten Sowjetisierung des Landes allmählich mit Identitätsfindung begegnen zu können.

Nach Abschluß der Vertreibung der deutschen Bevölkerung im Oktober 1948 wurde nach anfänglicher Zwangsbesiedlung in der ganzen Sowjetunion zur weiteren freiwilligen Besiedlung des Landes aufgerufen, was zu ei-

nem Zuzug von Russen, Weißrussen, Ukrainern, Litauern, Tschuwaschen, Mari und auch Tataren führte, wobei ungefähr zwei Drittel der Vorkriegsbevölkerung erreicht wurde (750 500 Einwohner).

Nach dem Lockern der politischen Bevormundung wurde die Identitätsfrage vorrangig. Heute herrscht eine offene, an der deutschen Vergangenheit und Gegenwart interessierte Stimmung, die nicht unbedingt Besitzrechte in den Vordergrund stellt.

Daran haben die dortigen Intellektuellen, Künstler und auch Politiker ihren großen Anteil, sowie die versöhnliche Haltung der Vertriebenen, die im ganzen Lande Patenschaften für ihre früheren oft stark zerstörten Heimatorte übernommen haben und Hilfe bringen.

Es wird auf der jahrhundertalten Verbindung von Deutschen und Russen aufgebaut, die durch das Auftreten totalitärer Regime in unserem Jahrhundert zerrissen wurde.

So werden besonders die zahlreichen Denkmäler, die an die gemeinsamen Unternehmungen während der napoleonischen Kriege hinweisen, im ganzen Lande hervorgehoben, aber auch die Erinnerung an die Stätten aus Erstem und Zweitem Weltkrieg soll in nächster Zukunft in beiderseitiger Achtung darge-

stellt werden. Dies schafft eine Atmosphäre des gegenseitigen Verstehens, was den Aufenthalt überall im Lande bei aller Einfachheit der Lebensverhältnisse doch sehr erleichtert.

Ausschlaggebend für eine mögliche gute Zukunftsentwicklung wird dabei die Bemühung um ein ethnisches Bewußtsein in der betonten Hinwendung an die Kant'sche Lehre und die allgemeine geistige Grundlegung eines Staatsbewußtseins sein. Beides könnte auch dem Westen rückwirkend wertvoll werden.

Zu einer landesplanerischen Bestandserhebung muß zuerst der Landesüberblick gewonnen werden. Das ist bei relativ guten Straßenverhältnissen am Land – nicht in den größeren Städten – mit dem PKW durchführbar. Dabei wird bewußt, daß ein vormals gut strukturiertes Land nach Kriegsende zunächst als Beute betrachtet wurde, indem die meisten Schienenstrecken mit Ausnahmen der Hauptverbindungen abgebaut und abgeführt wurden.

Viele der oft stark zerstörten Ortschaften wurden ganz aufgelassen. Wegen der hauptsächlichlichen Nutzung als Militärbasis wurde auch ein Wiederaufbau von wertvoller Bausubstanz nicht in Erwägung gezogen.

Belastbarkeiten und Unterschutzstellungen von Naturräumen

Die vorgeschriebene Entkirchlichung ließ die noch vorhandenen Kirchen durchweg als landwirtschaftliche Magazine umfunktionieren, wobei alle Ausstattung beseitigt wurde. Später sind manche Kirchen oft nur wegen Reparaturnotwendigkeit abgerissen worden, die schwerer zu beseitigen Türme vielfach stehen geblieben.

Die Aufgabe einer landesplanerischen Strukturerefassung stellt sich in allen Lebensbereichen und kann ohne zusätzliche Daten und entsprechende Fachkräfte nur in Auswahl bewältigt werden, auch dies zunächst nur in einer Grobstruktur. Mittels Erhebungsbögen wurden die Daten für die Bevölkerungsverteilung, die Anzahl und Qualität der Bausubstanz, der Wirtschafts- und Dienstleistungsbereich sowie die Verkehrsbedeutung im dezentralen Raum festgehalten.

Diese Auswahl ermöglicht Aussagen für wesentliche defizitäre Bereiche, so daß Bewertungen in Bezug auf die notwendigen ursächlichen Vernetzungen möglich werden. Es lassen sich darauf Entwicklungsziele ableiten.

Mit Auflösung der Kolchosen ist ein weiteres Entleeren des Landes zu beobachten, so daß die Probleme in wenigen größeren Städten, vor allem Königsberg, durch Zuzug stark anwachsen. Die Förderung der Landstädte ist die notwendige Konsequenz. In Ansätzen an

Bahnstrecken erkennbare Entwicklungstendenzen lassen hier weitere Impulse sinnvoll erscheinen.

Der besondere Reichtum des Landes ist eine weitgehend intakte Natur, die in Gebieten geringer Nutzung und oft fehlender Besiedlung in Mitteleuropa kaum mehr auffindbare Refugien für Pflanzen und Tiere zurückerobert hat.

Im Interesse einer künftigen Erholung des Landes auch auf dem wirtschaftlichen Sektor sollten Forschungsprojekte die Belastbarkeiten und Unterschutzstellungen von Naturräumen untersuchen, bevor Investitionen weitere wirtschaftliche Impulse an den naturräumlich richtigen Standorten bewirken.

Im Rahmen der vorliegenden nur in knappen Auszügen der Bestandsaufnahme vorgestellten Arbeit wurde der Versuch unternommen, auch Aussagen über die möglichen Ziele für Verkehr, zentrale Beteiligung nur Anregung sein und wird hier nicht weiter erörtert.

Die dazu nötigen Kenntnisse von Detailstrukturen und eine darauf aufbauende differenzierte Themengliederung können nur vor Ort gewonnen werden. Eine abschließende Zusammenfassung der bis jetzt gewonnenen Erkenntnisse soll für eine mögliche Fortführung den interessierten zuständigen Stellen überreicht werden.

K. E.

Postvertriebsstück — Gebühr bezahlt — G 7711 E
Sowjetunion heute — Von-Groote-Straße 52 — 5000 Köln 51

9004400ASU88012 6500 1563 3
WILLOWEIT GERHARD DR.
LENNEBERGSTR. 25

6500 MAINZ 1

Das sowjetische Neujahrsfest

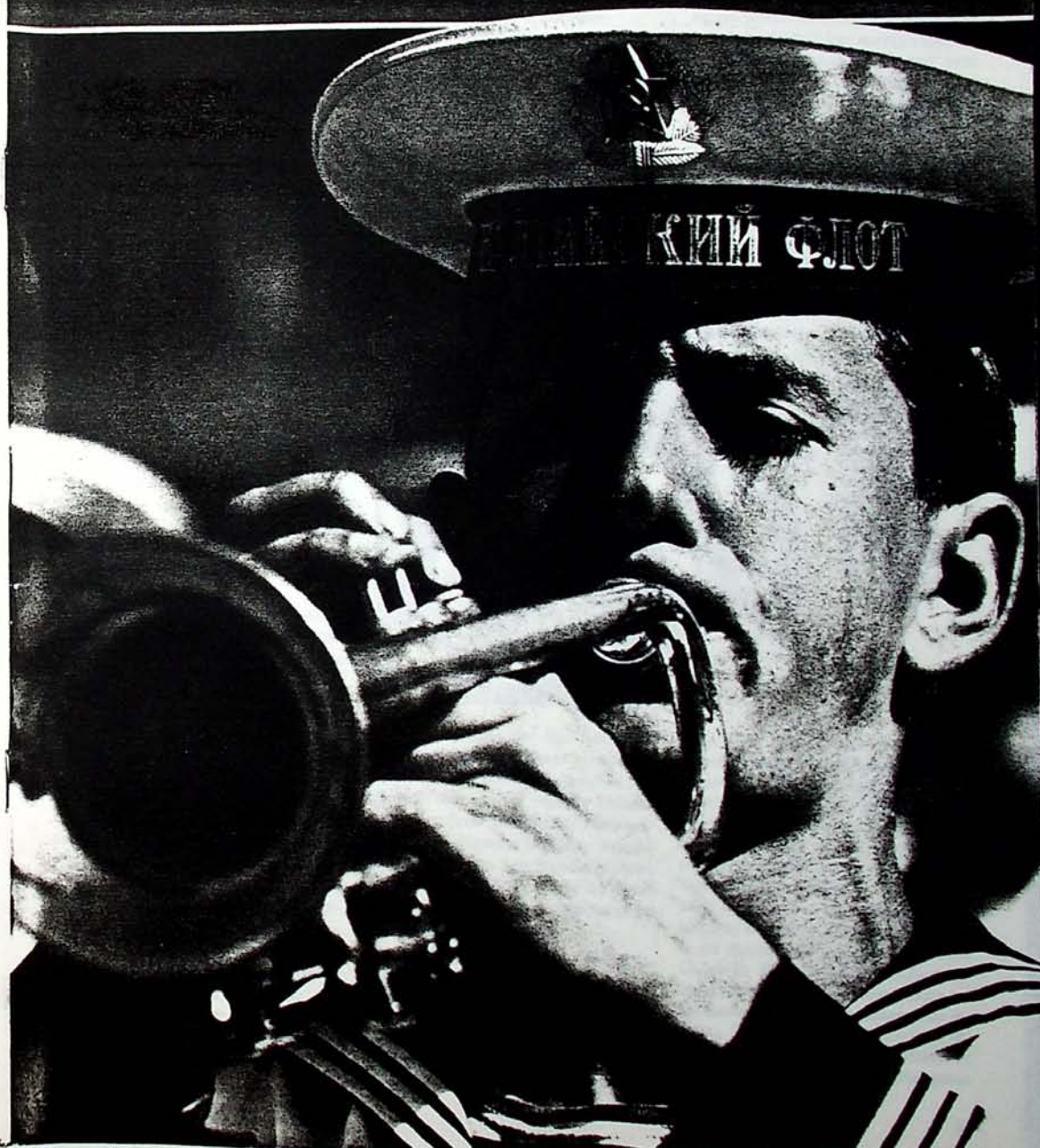
In der Sowjetunion finden in diesen Tagen überall Vorbereitungen für das Neujahrsfest statt, das in gewisser Weise mit dem Weihnachtsfest in anderen Ländern vergleichbar ist. Die Menschen kaufen Geschenke oder basteln Spielzeug für ihre Kinder; all dies wird dann am Silvesterabend unter die Neujahrstanne gelegt. Väterchen Frost und Schneeflöckchen, die traditionellen Neujahrsboten, werden von den Kindern ungeduldig erwartet. Wo immer man sich zur Verabschiedung des alten und zur Begrüßung des neuen Jahres zusammenfindet — im Mittelpunkt steht der festlich geschmückte Tannenbaum, die Jolka. Unser Foto wurde in einer litauischen Fabrik für Tannenbaumschmuck aufgenommen.

Foto: APN



G 7711 E

SOWJETUNION
12 DEZEMBER 1968 35. JAHRGANG
HEUTE



— Reiseberichte —

Die Umfrage mit einigen überraschenden Ergebnissen

Am 18. Oktober, am Vorabend des Besuchs von Bundeskanzler Helmut Kohl in der UdSSR, stellten Siegfried Bangert, Direktor der Friedrich-Ebert-Stiftung, Heiner Bremer, Chefredakteur des „Stern“, und Dr. Werner Sörgel, Leiter der Gesellschaft für Sozialforschung und Marktforschung SINUS, auf einer Pressekonferenz in Moskau die Ergebnisse einer Studie zum Thema „Sowjetische und amerikanische Politik im Urteil der Deutschen in der Bundesrepublik“ vor. APN-Korrespondent Andrej Markelow stellt einige Überlegungen zu der Umfrage vor.

Bei einem Vergleich der Umfrage mit einer Untersuchung von 1981 läßt sich feststellen, daß die Bundesbürger die UdSSR heute positiver beurteilen. 51 Prozent der Bundesbürger begrüßen die gegenwärtige sowjetische Politik, während nur 29 Prozent die Politik der USA gut heißen. 59 Prozent der Befragten waren der Ansicht, daß die Sowjetunion die Bundesrepublik nicht bedroht und 44 Prozent glauben, daß die beiden Militärbündnisse gleich stark sind. 69 Prozent der Befragten wünschen gute Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der UdSSR. 71 Prozent der Bundesbürger erwarten, daß sich die sowjetische Umgestaltung in Zukunft positiv auf die Ost-West-Beziehungen auswirkt.

Aus der Umfrage geht weiter hervor, daß Michail Gorbatschow in der Bundesrepublik beliebter ist als Ronald Reagan. Die meisten Befragten waren recht gut über die Politik von Glasnost und Perestroika informiert. Viele Bundesbürger wünschen eine Intensivierung der Zusammenarbeit in Bereichen wie Umweltschutz, Wirtschaft, Wissenschaft und Tourismus sowie einen Ausbau des Jugend- und Studentenaustauschs, einschließlich des Studiums im anderen Land, des Kulturaustauschs und der Beziehungen zwischen den Partnerstädten.

Dem sowjetischen Volk werden von den Menschen in der Bundesrepublik überwiegend positive, aber auch negative Eigenschaften zugeschrieben. Die am häufigsten genannten negativen Eigenschaften waren Obrigkeitshörigkeit und Konservatismus. 41 Prozent der Befragten glauben, daß die Sowjetunion eine militärische Überlegenheit anstrebt.

Über einige Antworten ließe sich streiten. Aber würde ein solcher Streit die Vorurteile beseitigen, die sich im Laufe von Jahrzehnten herausgebildet haben?

Ohne die Ergebnisse der Studie entwerfen zu wollen, muß beanstandet werden, daß nicht zwischen Russen und Sowjetbürgern unterschieden wurde.

Die soziologische Befragung der 1700 Bundesbürger muß Anlaß zum Nachdenken sein. Man sollte sich in diesem Zusammenhang ein weiteres Mal Gedanken über die Veränderung der sowjetischen Außenpolitik machen, die in den vergangenen Jahren viele Fehler überwunden hat, über die bisweilen bescheidene Palette der Beziehungen zwischen der UdSSR und der Bundesrepublik sowie über die Qualität der gegenseitigen Information und Propaganda, die weit mehr als die immer noch begrenzten Kontakte zwischen einzelnen Menschen zur Herausbildung von Meinungen und Klischees beigetragen hat.

Wir müssen darüber nachdenken, was tatsächlich politisch machbar ist. Historische Gegebenheiten kann man nicht auslöschen, und viele Ereignisse in der Geschichte unserer gegenseitigen Beziehungen lassen sich nicht vergessen. Das muß man in Rechnung stellen.

Nachdem die Studie vorgestellt worden war, verließ ich gemeinsam mit einem Kollegen den Saal.

„Vielleicht sollte man auch bei uns eine repräsentative Studie zum Thema ‚Die Bundesrepublik und die Bundesbürger im Urteil der Sowjetbürger‘ durchführen?“ überlegte ich laut.

„Bist du sicher, daß die Antworten positiv ausfallen?“ hielt er mir entgegen. „Ich kann mir die Reaktion der Bundesbürger auf die Ergebnisse schon vorstellen.“

Er hatte recht. Die Vorstellungen der älteren Sowjetbürger von den Deutschen hat sich in den Jahrzehnten seit Kriegsende nicht so sehr verändert, wie es zu wün-

schen wäre. Von einer Unterscheidung zwischen DDR-Bürgern und Bundesbürgern gar nicht zu reden. Die junge Generation, die die Leiden des Krieges und der Zerrüttung nach dem Krieg nicht erlebt hat, denkt ganz anders.

Man kann auch nicht sagen, daß die Sowjetbürger umfassende und gründliche Kenntnisse über das Leben in der Bundesrepublik haben, obgleich seit der Unterzeichnung des Moskauer Vertrags 18 Jahre und seit Abschluß der Schlußakte von Helsinki zwölf Jahre vergangen sind. Bis in die jüngste Zeit informierten die sowjetischen Massenmedien über das Leben im Westen, gelinde gesagt, unzulänglich.

Beiträge in den sowjetischen zentralen Zeitungen und Zeitschriften, Fernseh- und Rundfunksendungen über die Entwicklung in der Bundesrepublik beschränkten sich vornehmlich darauf, über wachsende Arbeitslosigkeit, über Aktivitäten von Neonazis und anderen Rechtsradikalen, Parteitage und den Ausbau der sowjetisch-bundesdeutschen Handels- und Wirtschaftskontakte zu informieren.

Ab und zu wurde dieses öde Bild durch Berichte sowjetischer Korrespondenten in der Bundesrepublik über Betriebsbesichtigungen oder eine wissenschaftlich-technische Spitzenleistung belebt, obwohl dadurch natürlich noch keine Vorstellung von der stürmischen technologischen Revolution in diesem Land vermittelt wurde. Vorteilhaft hob sich vor diesem Hintergrund die Wochenschrift „Sa Rubeschom“ ab, die Beiträge von ausländischen Medien nachdruckt und die deshalb sehr beliebt ist.

Seit 1979 leistet auch die Zeitschrift „Guten Tag“, das bundesdeutsche Pendant zur „Sowjetunion heute“, einen Beitrag zu einer vielfältigen Information über die Bundesrepublik.

In den letzten ein bis zwei Jahren hat sich die Lage zum Besseren verändert: Der Tourismus wurde intensiviert und mehr Sowjetbürger reisten auf persönliche Einladung in die Bundesrepublik. Außerdem sind die Publikationen über die Bundesrepublik und andere westliche Länder nicht mehr einseitig und umfassen neue Genres. Wirklich umfangreiche Kenntnisse über die Bundesrepublik besitzen allerdings immer noch nur Spezialisten, einige wenige Leute, die sich berufsmäßig mit der Bundesrepublik befassen: Historiker,

Politologen, Journalisten, Philologen und Germanisten.

In der Sowjetunion eine Umfrage über die Bundesrepublik und ihre Einwohner durchzuführen, würde also bedeuten, eine Schar von Laien zu befragen. Trotzdem meine ich, daß eine solche Umfrage sinnvoll ist, ganz gleich wie widersprüchlich die Ergebnisse ausfallen werden. Sie sind sowohl für uns als auch für die Bundesbürger von großem Interesse. Letztere sind bisweilen nur ungenügend darüber informiert, welche Vorstellungen „die Russen“ von den Bundesbürgern haben. Man sollte jedoch nicht nur die repräsentative Meinung der Menschen feststellen, sondern auch Schattierungen und Trends ermitteln, die uns wahrscheinlich eher Anlaß zum Optimismus geben werden.

Prof. Wadim Sagladin, Berater des Präsidiums des Obersten Sowjets zu internationalen Fragen, brachte nach der Präsentation der „Stern“-Studie seine Überzeugung zum Ausdruck, daß solche Studien in Zukunft sowohl in der Bundesrepublik als auch in der UdSSR angefertigt werden. „Dabei handelt es sich nicht einfach um einen Spiegel, sondern zugleich auch um ein Instrument, mit dem das ‚Feindbild‘ zerschlagen wird“, sagte er.

Eine Realisierung dieses Vorhabens würde nicht nur das Ansehen von Glasnost erhöhen, sondern auch zur besseren Information von Sowjet- und Bundesbürgern beitragen.

Gerade die Ratifizierung des Moskauer Vertrags im Bundestag und im Obersten Sowjet der UdSSR war eine überaus wichtige Voraussetzung für die Einberufung der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa. In die Verwirklichung der Festlegungen dieses Vertrages wurden große Hoffnungen gesetzt. Meiner Meinung nach kann man davon ausgehen, daß direkte Beziehungen zwischen Sowjet- und Bundesbürgern Mißtrauen und negative Klischees zerstören. Gerade jetzt nach dem Kohl-Besuch in der UdSSR und auf der Basis des neuen politischen Denkens gibt es gute Möglichkeiten, die Beziehungen im Geiste des KSZE-Prozesses zu entwickeln.

Die Perestroika macht es erforderlich, Fehler einzugestehen und zu überwinden. Anders kann man nur schwer auf Vertrauen in der Weltgemeinschaft rechnen. Und Vertrauen ist das Fundament des Hauses Gesamteuropa.

Tage Litauens mit vielfältigem Programm

Vom 10. bis 19. September standen Mannheim und der Rhein-Neckar-Raum ganz im Zeichen der Litauischen Kultur-tage. Die Resonanz in Presse und Bevölkerung war erfreulich groß.

Seine Eindrücke von der Veranstaltungsreihe beschreibt Stephan Töngl von der Gesellschaft BRD-UdSSR Rhein-Neckar, die die Kultur-tage mit veranstaltet hatte.

Die litauischen Gäste erwiesen sich als vielseitige Botschafter ihrer Republik. Auf dem Programm standen vier Ausstellungen, ein Jazz-Abend mit dem Abarius-Trio sowie drei Auftritte des



Besonders gut kam das Folklore-Ensemble der Universität Vilnius beim bundesdeutschen Publikum an. Das Foto entstand während der feierlichen Eröffnung der Litauischen Kultur-tage im Mannheimer Schloß. Foto: T. Tröster

Folklore-Ensembles der Universität Vilnius. Etwa zwanzig Vorträge vermittelten Kenntnisse über die Balten-Republik, die Themen-Palette reichte von der Emanzipation der Frau über Kunst, Nationalitätenfrage, Perestroika bis hin zu Religion und Umweltschutz. Schriftsteller Mykolas Sluckis stellte die Situation in der Kunst dar, Schachmeister Algirdas Bandza zeigte sein Können am Brett.

Die Diskussionen verliefen freimütig, Glasnost blieb da kein Schlagwort. Vytautas Einoris, Vorsitzender des Staatskomitees für Umweltschutz, informierte sich bei der ansässigen Industrie über Müllverbrennungs- und Kläranlagen, Algirdas Kumscha, ZK-Sekretär der litauischen

Komsomolzenorganisation, interessierte sich für Jugendprobleme.

Die größte Anhängerschar sammelte sich um das Folklore-Ensemble unter Leitung von Vidas Aleksandravicius. Bei der feierlichen Eröffnung der Kultur-tage im Mannheimer Schloß sowie zwei weiteren Auftritten riß die 35 Mitglieder starke Gruppe Zuschauer und Zuhörer — darunter zahlreiche Exil-Litauer — zu wahren Begeisterungstürmen hin. Kaum zu glauben, daß da reine Amateure auf der Bühne wirbelten!

Dafür, daß das Kennenlernen nicht einseitig verlief, sorgte ein vollgepacktes Begegnungsabend mit Mitgliedern der Gesellschaft BRD-UdSSR, Ausflüge ins Neckartal, in den Odenwald und die Pfalz sowie nach Baden-Baden.

Natürlich durfte auch das nahe gelegene Heidelberg nicht fehlen. Dort waren die Litauer Gäste eines Mannes, der ihre Heimat während des Krieges kennengelernt

hatte: Der Mannheimer Dr. Fridolin Scheuerle lag als Gefangener in Vilnius im Lazarett. Die dort erscheinenden „Abend-Nachrichten“ berichteten im August ausführlich darüber, wie Scheuerle damals von einer Frau ab und zu etwas zu essen zugesteckt bekommen hatte und nur so hatte überleben können.

Nach vierzig Jahren traf Scheuerle in diesem Jahr die Tochter seiner Lebensretterin in der litauischen Hauptstadt wieder, die Litauische Freundschaftsgesellschaft sowie der Journalist Lasar Grejsas hatten bei der Suche nach Czeslawa Simonowicz geholfen. Scheuerle war sichtlich erfreut, etwas von der in schweren Zeiten erfahrenen Hilfe und Gastfreundschaft zurückgeben zu können.



Oben: Hier in Swetlogorsk (Rauschen) unterhält der Zentralrat der Sowjetgewerkschaften ein Sanatorium — Oben rechts: In der Nähe von Tcher-njachowsk, dem ehemaligen Insterburg — Rechts: Straße in Sowjetsk (Tilsit)
Fotos: APN



ge Drei- und Vierfamilienhäuser, die die Kolchase in den letzten Jahren für ihre Mitglieder gebaut hatte. „Es sind 3-Zimmer-Wohnungen. Zu ihnen gehören außerdem Wirtschaftsgebäude und Boden für einen Obst- und Gemüsegarten von je einem halben Hektar. In der Siedlung leben rund 900 Menschen. In der Kolchase sind aber rund 1200 Mann tätig. 400 von ihnen kommen aus Kaliningrad, Swetly und anderen Städten zur Arbeit hierher. Die Kolchase hat allerdings auch Geld in den Bau von Häusern ihrer Mitarbeiter in Kaliningrad und Swetly investiert.“

Heute macht die Kolchase jährlich mehr als zwei Millionen Rubel Gewinn. Doch stehen nach den Worten Alexander Fomitschows schwere Zeiten bevor. „Die Menge der Fische, die wir mit unseren 20 großen Trawlern im Südostatlantik fangen, nimmt von Jahr zu Jahr ab. Den Hauptteil des Gewinns bringt heute der Küstenfang. Die 38 Kutter für den Küstenfang bringen jährlich rund 350000 Rubel. Deshalb überlegen wir jetzt, wie wir unseren Betrieb noch stärker auf den Küstenfang umstellen können.“

Ich frage, ob das angesichts der ökologischen Situation in der Ostsee überhaupt möglich ist. Dazu Alexander Fomitschow: „Natürlich ist das nicht ideal. Aber die Fänge von Sprotten und Strömlingen sind gegenwärtig stabil.“



Oben: Diese Sonnenuhr befindet sich am Ufer der Ostsee in Solnjetschnogorsk im Kaliningrader Gebiet
Foto: APN

Wir sind an der Anlegestelle des Fischverarbeitungskombinats angekommen. Gerade wurde mit der Entladung eines Fischkutters begonnen. Eine aus fünf Fischern bestehende Brigade landete aus dem Kurischen Haff Aale, Hechte, Zander, Bleie und Plötze an. An Land werden die Plastikkästen mit den Fischen gewogen,

nach Arten sortiert und in die Kühlhalle gebracht. Nur wenige Schritte von der Anlegestelle entfernt, befindet sich das Kombinat mit seinen langen Fließbändern und seinen Verpackungsanlagen.

Alexander Fomitschow zeigte mir auch die Reinigungsanlagen des Kombinats. Die Kurische Nehrung ist ein großes staatliches Naturschutzgebiet. Wirtschaftstätigkeit ist hier nur bei Einhaltung sehr strenger ökologischer Vorschriften erlaubt. Allerdings soll das Kurische Haff eines Tages in ein Meeresnaturschutzgebiet

umgewandelt werden. Im Augenblick spricht man aber erst davon.

Auf dem Rückweg bogen wir von der Chaussee ab. Nach 100 Metern sahen wir einen soliden, zwei Meter hohen, grün gestrichenen Zaun. Dahinter erhoben sich einige zwei- und dreigeschossige Datschen. Noch vor kurzem verbrachten hier die ehemaligen Leiter des Gebietspartei-Komitees ihren Urlaub. Heute dagegen befindet sich in diesen Gebäuden die Leitung der Naturschutzvereinigung. Folge der Perestroika.

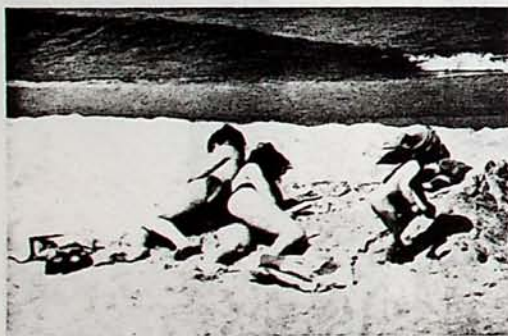
wird aber durch den Mangel an Baustoffen gekenn-
zeichnet.

Um die Probleme zu lösen, versammelt sich zweimal monatlich im Exekutivkomitee der Direktorenrat. Daran nehmen alle 24 Leiter unserer Betriebe teil. Das Ziel des Rates ist es, gemeinsam die Probleme zu lösen, bei denen der einzelne überfordert ist. So haben wir kürzlich ein Haus mit 40 Wohnungen für die Lehrer und Ärzte der Stadt gebaut.

Bis Jahresende müssen wir ein Wohnungsbaukombinat mit einer Jahreskapazität von 20000 bis 30000 Quadratmeter Wohnraum bauen. Der individuelle Wohnungsbau ist nur schwach entwickelt. Auch das erklärt sich aus dem Mangel an Baustoffen."



Oben: Stolz präsentiert Leonid Sawrow, Brigadier einer Fischerbrigade, einen prächtigen Fisch — Links: Am Strand von Swetlogorsk, dem ehemaligen Rauschen



„In der Stadt besteht ein großer Kontrast zwischen komfortablen, renovierten und restaurierten Vierteln und ganzen Straßenzügen, wo überhaupt noch nichts getan wurde. Ich habe sogar eine alte Schule mit den Spuren von Artilleriebeschuss gesehen. Würde sie so belassen, um an den Krieg zu erinnern?“ möchte

ich von dem Vorsitzenden des Exekutivkomitees wissen.

„Nein. Das ist eine Erinnerung daran, daß wir nur sehr wenig Mittel — rund 100000 Rubel jährlich — für die Verschönerung der Stadt erhalten. Deshalb haben wir beschlossen, sie nicht für die Verschönerung und Restaurierung einzelner Gebäude zu

zersplittern, sondern Straße für Straße zu erneuern. Wenn Sie Sowjetsk vor 15 Jahren gesehen hätten, dann hätten Sie es bestimmt nicht erkannt. Die Hauptstraße der Stadt erinnerte an eine Dorfstraße mit Gemüse- und Blumengärten. Bis 1974 wurden überhaupt keine Verschönerungsarbeiten durchgeführt.

Das Problem mit den Investitionen hofft der bereits erwähnte Direktorenrat zu lösen. Mit Mitteln des Zellstoff- und Papierkombinats wurde beispielsweise der Theater-Boulevard angelegt. Er hat das Werk 100000 Rubel gekostet. Wir haben einen Generalentwicklungsplan für die Stadt, der von Leningrader Fachleuten ausgearbeitet wurde. Dieser Plan sieht die Erhaltung des Zentrums und die komplexe Sanierung aller Altbauten vor. Auch werden einige neue Wohngebiete gebaut."

Vorläufig aber stehen nach den Worten des Bürgermeisters 4500 Familien auf der Liste der Wohnungssuchenden (bei einer Einwohnerzahl von 43000). An der ersten Stelle der allgemeinen (ohne jegliche Vergünstigungen) Liste steht jetzt ein Einwohner, der seit 1964 auf eine Wohnung wartet!

Es gibt noch ein Problem, dessen Lösung lange nicht angegangen wurde: das ökologische. Wenn man sich der Stadt nähert, sieht man von Bagern und Rohrlegern aufgewühltes Gelände. Hier entstehen für die Stadt und für die 13 Betriebe von Sowjetsk einheitliche moderne Reinigungsanlagen. Nach ihrer Inbetriebnahme im Jahre 1992 werden alle Abwässer von Sowjetsk vollständig biologisch gereinigt. Damit wird ein Punkt des Regierungsbeschlusses über den Schutz der Ostsee erfüllt. Was aber wird bis dahin? „Vorläufig erfolgt die Reinigung nur mechanisch“, sagte

mir Alexander Stepanow. Die größten Umweltverschmutzer — die Zellstoff- und Papierfabriken in Sowjetsk und im benachbarten Neman — haben vorläufig noch keine modernen Reinigungsanlagen. Die schlecht gereinigten Abwässer fließen in den Neman. Die Einwohner von Sowjetsk und Neman trinken dieses Wasser nicht, ihr Trinkwasser kommt aus unterirdischen Quellen. Aber natürlich ist der Fluß schon seit langem weitgehend tot.

In den 90er Jahren wird der Neman zwar sauberer werden; trotzdem wird Sowjetsk keineswegs ein ökologisches Paradies. In der Zellstoff- und Papierfabrik soll eine Abteilung für die Produktion von Aksil aus Holzabfällen gebaut werden. Dieses Material gestattet es zwar, Bohrlöcher wesentlich schneller niederzubringen, seine Produktion bringt aber schädliche Emissionen mit sich. In der Stadt gibt es bereits Gerüchte, die lokale Zeitung ist aber noch mit keiner Zeile auf diesen Plan eingegangen. Nach den Worten des Bürgermeisters sind die städtischen Behörden gegenüber dem Staatlichen Plankomitee der UdSSR, dem Ministerium für Gesundheitswesen der UdSSR, das nichts gegen den Bau einzuwenden hat, und dem Ministerium für Forstwirtschaft der Russischen Föderation machtlos.

Eine Situation, wie sie für die jüngste Vergangenheit typisch war und die offensichtlich auch noch für die Gegenwart



Am 18. Februar 1945 fiel Armee-general Iwan Tschernjachowsk beim Kampf um Insterburg. Heute trägt die Stadt seinen Namen

zutritt. Den ökonomischen Augenblicksinteressen wird die Gesundheit der Menschen geopfert. Man fragt die Menschen nicht einmal, ob sie mit dem Bau einverstanden sind.

Mit dem Auto ins Meer

Die Grenzsoldaten prüften unsere Dokumente, und wir fuhren weiter. Allerdings nicht der Küste entlang, sondern direkt ins Meer — auf einer schmalen Landzunge aus Sand, der Kurskaja Kossa (Kurischen Nehrung), die sich 96 Kilometer weit in die Ostsee erstreckt. In der Nähe der Siedlung Lesnoje ist die Nehrung mit 400 Meter am schmalsten. Zwischen den Bäumen hindurch waren links die Ostsee und rechts das Kurski Saliw, das Kurische Haff, das größte Süßwasserreservoir des Gebietes, zu erkennen. Das Haff ist lediglich sechseinhalb Meter tief. Der Neman, die Schischa, die Dejma und andere Flüsse des Gebiets sowie des benachbarten Litauen haben die Meeresbucht in ein Süßwasserreservoir verwandelt. Deshalb fangen die Fischer der Kolchose Truschenik Morja, übrigens die einzige auf der Nehrung, in der Siedlung Rybatschi, wo die Nehrung mit vier Kilometern auch am breitesten ist, sowohl See- als auch Flußfische.

Der 40jährige Alexander Fomitschow, seit sechs Jahren Vorsitzender der Kolchose (vorher arbeitete er auf Sachalin), begleitete uns in das Fischverarbeitungskombinat.

Unterwegs aber zeigte er eini-

an Stadtwappen von Tilsit. Auf allen von der zuständigen Kommission (an deren Arbeit übrigens auch Stepanow teilnahm) ausgewählten Entwürfe sieht man das Brückentor über den Neman, das zu Ehren des 100. Jahrestages des Friedens von Tilsit gebaut wurde.

Beide Kaiser trafen sich am 25. Juni 1807 in der Mitte des Flusses auf einem Floß zu einem ersten Gespräch. So hat das Brückentor im Vergleich zur Linde zweifellos mehr Glück gehabt. Es wurde restauriert und mit einer Gedenktafel versehen und befindet sich außerdem auch noch in der Nähe des Stadtzentrums.



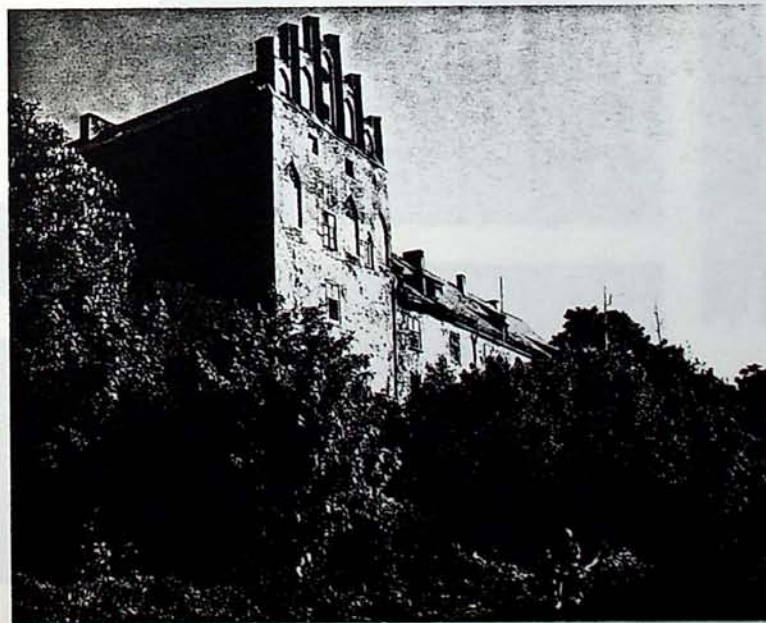
Links: Einer der zahlreichen Bismarck-Türme des Kaliningrader Gebiets – Oben: Steintafeln aus der Front von Bismarck-Türmen – Ganz oben: Denkmal des russischen Feldherrn Barclay de Tolly, das auf Befehl des Preußen-Königs Friedrich Wilhelm III. 1818 in der Nähe von Insterburg (Tschernjachowsk) aufgestellt wurde

Probleme und ihre Lösung

Die Probleme von Sowjetsk sind typisch ebenso für Gusew wie für Tschernjachowsk (ehemals Insterburg) und Polessk (ehemals Labian). Ihnen war der größte Teil meines Gesprächs mit Bürgermeister Stepanow gewidmet. Alexander Stepanow wohnt seit 1963 in dem ehemaligen Tilsit. Vorsitzender des Exekutivkomitees des Stadtsowjets ist er seit drei Jahren. Vorher arbeitete er im Zellstoff- und Papierkombinat, dann in der städtischen Verwaltung für Wohnungs- und Kommunalwirtschaft. Seine Frau, eine Sowjeteutsche, arbeitet im Gewerkschaftskomitee des Kombinats. Der Sohn ist Matrose auf einem Handelsschiff.

„Am akutesten ist das Wohnungsproblem“, meint Alexander Stepanow. „Der größte Teil der Gebäude der Stadt sind Altbauten mit Holzdecken. Nahezu die Hälfte von ihnen muß schleunigst renoviert werden. Jedes zweite Haus hat Ofenheizung.“

Ich frage, wie die Chancen aussehen, jede Familie bis zum Jahr 2000 mit einer eigenen Wohnung zu versorgen. Seine Antwort: „Nicht besonders gut. Die staatlichen Investitionen sind auf demselben Stand wie früher. Deshalb können wir nur mit dem individuellen Wohnungsbau (Baugenossenschaften) und der Regiebauweise (Bau von Wohnungen durch die Kräfte und aus Mitteln der Betriebe) rechnen. Eine Steigerung der Bau-



Oben: In Tschernjachowsk besteht die einzige Reitsportschule im Kaliningrader Gebiet. Marina Bertosch reitet hier mit 150 weiteren jungen Leuten – Ganz oben: Kulturhaus einer Fabrik – Links: Baudenkmal in der Nähe von Tschernjachowsk

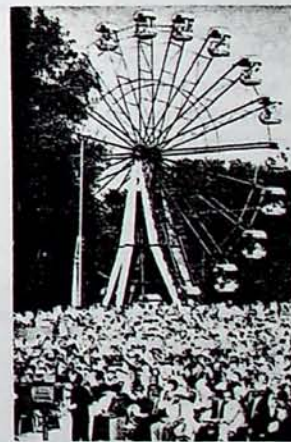
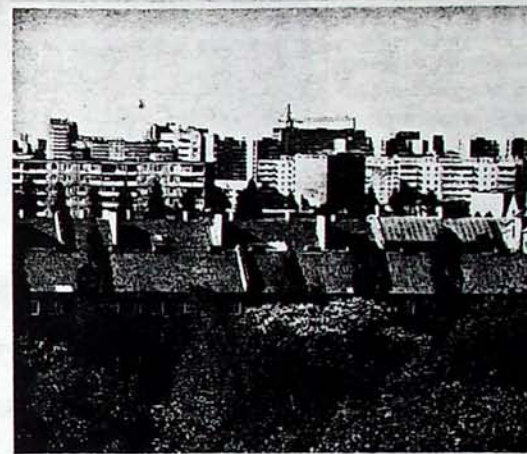
Gebietsmetropole



Oben: Volksfest im Kalinin-Erholungspark
 — Links: Die Gebiets-
 hauptstadt Kaliningrad
 hat 370000 Einwohner.
 Ganze Viertel sind
 neu entstanden —
 Rechts: Das Roßgärtner
 Tor — Unten: Seehafen
 Kaliningrad



Kaliningrad



Ganz oben:
 Neubaukulisse in
 Kaliningrad — Oben
 und oben links:
 Im Kalinin-
 Erholungspark —
 Links: Die Straße
 zwischen Kalinin-
 grad und dem
 Flughafen
 Fotos: APN

...er Kolchosa haben
...die Deutsche gearbeitet",
...schreibt sich Alexander Tschu-
gunow: „Ich war der Vorsit-
zende und unter meiner Lei-
tung arbeiteten sie zusammen
mit den Russen und Belorus-
sen. Bei uns lebten nicht nur
Zivilisten, sondern auch deut-
sche Soldaten, die von der
Ostfront zurückgekehrt und
hier ansässig geworden waren.
Ein Teil von ihnen sprach
etwas russisch. Zwischen uns
bestanden ganz normale Be-
ziehungen. Schließlich arbei-
teten wir nicht nur zusammen,



Oben: Emil Wegner aus Gussew, dem ehemaligen Gumbinnen. Inzwischen ist er in die BRD ausgewandert — Links (von oben): Sergej Tschugunow heute und vor 42 Jahren, als er mit 580 anderen Siedlern in das Kaliningrader Gebiet kam — Links außen: Erlaß Nr. 302 vom 2. August 1946 — Unten: Im ehemaligen Gumbinnen



sondern lebten auch gemein-
sam. Das Haus, in dem heute
meine Familie wohnt, bestand
damals aus vier Wohnungen.
In ihm wohnten zwei russische
und zwei deutsche Familien.
Unsere Kinder spielten mitein-
ander. Es gab keinerlei Feind-
schaft, zumal wir sahen, daß
sich unsere Deutschen uns
gegenüber schuldig betrachte-
ten. Übrigens wurde hier in
der Nähe, im damaligen Nim-
mersdorf, in der dortigen Kir-
che regelmäßig Gottesdienst
abgehalten. Es gab auch Schu-
len für die deutschen Kinder.“

Vor mir liegt ein Archivadoku-
ment, der Befehl Nr. 302 der

Gebietsverwaltung für Ange-
legenheiten der Bürger des Ge-
biets Kaliningrad vom 2. Au-
gust 1946. In ihm heißt es: „1.
Bis zum 10. Oktober 1946 sind
in den größten Siedlungen und
Städten, in denen Deutsche
leben, Elementar- und Sieben-
klassenschulen für die Ausbil-
dung von Kindern im Schul-
alter zu eröffnen. 2. Der Plan
der Eröffnung von 40 Elementar-
und 10 Siebenklassenschulen für
9000 Schüler ist zu bestätigen.
3. Die Ausbildung erfolgt nach
den Programmen für nichtrussi-
sche Schulen in der Muttersprache.“

Erinnerung an Tilsit

Von Kaliningrad bis Sowjetsk
sind es zwei Stunden Eisen-
bahnfahrt. Sowjetsk, einst
Tilsit, ist die zweitgrößte Stadt
des Gebiets. Aber hinsichtlich
ihrer Größe und ihres Lebens-
rhythmus gleicht sie eher den
12 Rayonzentren des Gebiets
als Kaliningrad. Das Stadtzen-
trum ist klein, der Bahnhofsvor-
platz ist durch die Straße
des Sieges mit dem Lenin-
platz verbunden. Daneben
verläuft der Theaterboulevard
mit hundertjährigen Linden

und Kastanien. Vom Bahn-
hofsvorplatz bis zum Lenin-
platz, wo sich unser Hotel
befindet, ist es gar nicht weit,
und so machen wir mit unse-
ren Koffern gleich den ersten
Stadtbummel. Wir gehen an
zwei- bis dreigeschossigen
Häusern vorbei, die zu Beginn
des Jahrhunderts gebaut wur-
den und jetzt recht gut restaui-
riert worden sind.

Ich halte nach der berühmten
Linde Ausschau, die im Som-
mer 1807 anlässlich des Frie-
dens von Tilsit von Zar Alex-
ander I., Napoleon und dem
preußischen König Friedrich
Wilhelm gepflanzt wurde. Das
war nach dem Krieg 1806—
1807, in dem Rußland Preu-
ßen zur Seite stand. Wie der
russische Geschichtsforscher
Jewgeni Tarle schrieb, hob der
Frieden von Tilsit Napoleon
auf den Gipfel der Macht, Zar
Alexander aber brachte er in
eine schwierige Lage: Preußen



Oben: Ein russischer Soldatenfriedhof aus der Zeit des ersten Weltkrieges in der Nähe von Sowjetsk (ehemals Tilsit) — Links: Auch dieser Stein befindet sich in der Nähe von Sowjetsk — Unten: Blick über den Neman auf das Tilsiter Brückentor
Fotos: APN



„Sowjetunion heute“, Nr. 12, Dezember 1968

verlor nahezu die Hälfte seines
Territoriums.

Wo aber stand die Linde? Kei-
ner konnte mir im Stadtzen-
trum den historischen Baum
zeigen. Nach einigem Suchen
fanden wir ihn schließlich am
Stadttrand, auf einer Anhöhe
in einem kleinen Waldchen.

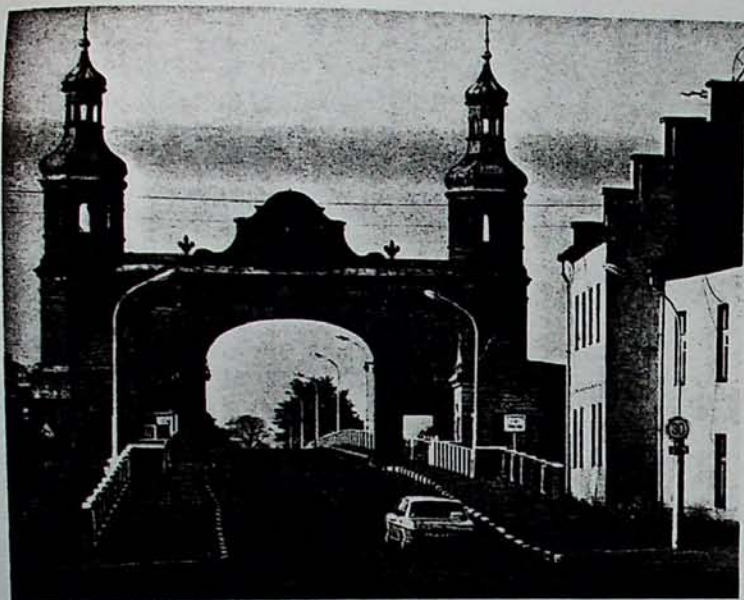
Von den anderen Bäumen un-
terscheidet sich die zweistäm-
mige Linde wohl nur durch ihr
Alter. Seit jener Zeit sind im-
merhin über 180 Jahre vergan-
gen. Neben dem Baum sind
die Spuren irgendeines Pick-
nicks deutlich zu sehen. Keine
Tafel oder sonst etwas, das
auf dieses Geschichtsdenkmal
hinweisen würde. Hohes Gras
wächst rundum.

„Früher war der Baum mit ei-
ner Kette eingefaßt und dane-
ben stand eine Gedenktafel“,
berichtet mir später Kolle-
gen von der dortigen Zeitung.
„Das haben jedoch irgendwel-
che Rowdys demoliert. Histo-
risch Interessierte stellten alles
wieder her, doch bald war alles
erneut zerstört.“

„Die Historiker sind bezüglich
des historischen Wertes dieses
Baumes unterschiedlicher Mei-
nung“, sagte mir der Vorsit-
zende des Stadtsovjets von
Sowjetsk, Alexander Stepa-
now. „Deshalb haben wir be-
schlossen, sie nicht zu schüt-
zen. Und brauchen wir denn
überhaupt die Erinnerung an
den Tilsiter Frieden?“

So denkt der Bürgermeister
des an historischen Denkmälern
nicht gerade reichen ehemali-
gen Tilsit. Aber bereits
einige Minuten später zeigt er
mir voller Stolz die Entwürfe

Oben: Brückentor über den Neman in Sowjetsk, dem ehemaligen Tilsit. Das Tor wurde anlässlich der 100-Jahr-Feier des Friedens von Tilsit gebaut – Rechts unten: Swetlogorsk, das ehemalige Rauschen, ein stiller Kurort 40 Bahnminuten von Kaliningrad entfernt



Heute weiß nicht jeder junge Bewohner des Gebiets Kaliningrad in der Russischen Föderation, daß beispielsweise Sowjetsk früher Tilsit hieß, Gussew Gumbinnen, Bagrationowsk Preußisch Eylau und Selenogradsk Cranz. Für die Enkel der ersten russischen und belorussischen Umsiedler, die 1946 hier, im ehemaligen Ostpreußen, eintrafen, beginnt die Geschichte dieser Region zu dem Zeitpunkt, als sie zum Gebiet Kaliningrad wurde. Gibt es noch Spuren der früheren Bewohner? Vor welchen Problemen standen die Umsiedler damals, welche Aufgaben lösen sie heute? APN-Korrespondent Wladimir Pyljow hat das Gebiet mit seiner Hauptstadt am Pregel besucht, der Fotograf Wladimir Fedorenko hat ihn begleitet.



Zwischen Pregel und Neman

Im Staatlichen Gebietsarchiv in Kaliningrad zeigte mir die Kustodin Inna Kriworuzkaja eine bereits vergilbte dicke Mappe. Auf ihr stand „Begonnen am 18. August 1946“. Darin enthalten waren die Dokumente über die ersten

Umsiedler (12000 Familien) aus Belorußland und den zentralen Gebieten Rußlands in das Gebiet Kaliningrad der RSFSR, das noch einen Monat zuvor den Namen Königsberg getragen hatte. Auf den sorgfältig linierten, zusam-

mengelegten Bögen lese ich die Namen der Umsiedler, die Angaben über das von ihnen mitgebrachte Hab und Gut, die Namen ihrer Heimatdörfer, die Unterschriften, mit denen der Erhalt einer finanziellen Unterstützung bestätigt

wurde. Zu den ersten Übersiedlern gehörte Sergej Tschugunow. Heute ist er 65 Jahre alt und Rentner, Held der Sozialistischen Arbeit, Vater von vier Kindern und Großvater von fünf Enkeln. Er wohnt in dem

Dorf Lipowo, in der Nähe von Gussew. Vor 42 Jahren war er, soeben erst aus der Armee entlassen, zusammen mit seiner Frau und der drei Monate alten Tochter nach Gussew, ehemals Gumbinnen, übersiedelt.



Oben: Ländliche Idylle in der Nähe der Siedlung Jantarny – Links: Fischereihafen in der Siedlung Pionerski im Kaliningrader Gebiet
Fotos: APN

Rund um Königsberg ist nur noch Steppe

Rußlands Exklave an der Ostsee droht die Isolation - Kosovo-Krieg hat die Stimmung verändert - Offiziersfamilien hausen in Tragflügelbooten

VON REINHARD HENKYS

Königsberg - Die Ostsee wandelt sich zum Binnenmeer der Europäischen Union. Doch einer ihrer ältesten und für die Schifffahrt wichtigsten Leuchttürme steht auf russischem Boden. Seinen Namen Kap Taran, zu deutsch Kap Rammbock, kennt niemand. Und auch der einst berühmte Name Brüsterort, den das Nordwestkap des ostpreußischen Samlandes bis 1945 trug, sagt den Gegenwartsdeutschen nichts mehr.

Dieser Küstenzipfel mit dem jetzt 153 Jahre alten Leuchtturm blieb abgesperrt, als die Russen vor acht Jahren das Kaliningrader Gebiet öffneten. Doch wer vor Warnschildern keinen Respekt hat und seinem Wagen etwas zutraut, kann dahin vorstoßen. Es gibt zwei Tore im eisernen Zaun. Das eine ist offiziell und bewacht. Dort bekämen wir einen „Propusk“ („Passierschein“) für Brüsterort - wenn wir einen bekämen. Das andere ist halb geschlossen, nicht bewacht und nur

zu Fuß passierbar. So stoßen wir im Schrittempo ins Niemandsland vor: Niemandsland? Es ist mit Sicherheit Jemandland. Aber dieser Jemand läßt sich nicht blicken. Hier ist Steppe. Die hat seit Jahrzehnten keinen Pflug gesehen, keinen Förster, keine Mähmaschine. Wie kommen die Soldaten zum Leuchtturm und Militärstützpunkt Brüsterort? Wir können es nicht erkunden.

Unsere Begleiterin ist Russin. Die kennt die Vorschriften und die Stimmung. 500 Meter vor dem Ziel verläßt sie der Mut: „Mit deutschem Autokennzeichen zum verbotenen Militär-objekt, jetzt, wo Ihr gerade Belgrad bombardiert habt? Das ist Wahnsinn!“ Nur ein Foto durch die Windschutzscheibe läßt sie zu, dann kehren wir um. Admiral Wla-

dimir Jegorow, der Chef der Baltischen Flotte im Königsberger (Kaliningrader) Gebiet, will keine Konfrontation. Als im März Polen der Nato beigetreten war, lud er den Kommandeur des benachbar-

ten polnischen Wehrkreises, General Tadeusz Basydlo, nach Baltijsk ein. Im früheren Pillau gaben beide zu Protokoll, sie wollten weiter Freundschaft halten, Nato hin oder her.

In Polen wie in Litauen ist die jahrelang geschürte Aufregung über die zwischen ihnen liegende waffenstarrende russische Exklave geschwunden. Hier hat die Abrüstung gegrif-

fen. Amtliche Zahlen werden zwar nicht veröffentlicht, aber beim „Königsberger Express“, einem für deutsche Leser bestimmten pfiifigen Monatsblatt, geht man davon

aus, daß die aktive russische Streitmacht in Nordostpreußen auf 35 000 Mann heruntergefahren ist. Und die haben weniger mit militärischen Aktionen als mit ihrer eigenen Versorgung zu tun.

Die Offizierssiedlung Domskoje zum Beispiel, südlich von Brüsterort, die das einstige Bauerndorf Groß Dirschkeim überwuchert hat, erstickt gegenwärtig in Müll. Die Zivilbehörden lassen ihn nicht mehr abfahren, da das Militär das nicht bezahlen kann. Es hat auch kaum mehr Geld für Flugbenzin. Immer noch gibt es übermäßig viele Militärflugzeuge und Hubschrauber. Doch die bleiben meist am Boden. Die Nachbarn der Flugplätze freuen sich, daß sie kaum noch gestört werden.

Dennoch streben viele junge Kaliningrader zum Wehrdienst, nicht, weil sie kämpfen wollen, auch nicht einmal so sehr, weil sie damit der Arbeitslosigkeit entrinnen, sondern weil sie damit Anrecht auf Studien- und Ausbildungsplätze erwerben. Gleichzei-

tig hat der Krieg in Jugoslawien die antiwestlichen, zumal anti-amerikanischen Gefühle geschürt. Angeblich haben sich 3000 junge Männer freiwillig für einen Einsatz in Jugoslawien gemeldet. Das seien im Verhältnis zur Bevölkerungszahl mehr als in anderen Regionen Rußlands, heißt es.

Die unklare Zukunftsperspektive der Exklave mag dabei eine Rolle spielen. In diesem Frühjahr hat die EU Litauer, Letten und Esten den Polen gleichgestellt: Für den Reiseverkehr braucht niemand ein Visum mehr. Die Ostsee wird zum Meer der Kommunikation zwischen ihren der EU angehörenden oder zu ihr strebenden Anrainern. Damit droht der Exklave Rußlands zunehmende Isolation.

Im Hafen von Königsberg bewegt sich wenig. Man ruft die Hafnarbeiter erst zusammen, wenn ein Schiff avisiert wird. Der letzte Gouverneurswahlkampf ist auch um den Hafen geführt worden. Gewonnen hat die Stadt Kaliningrad, und damit verloren.

Der gewählte Gouverneur Gorbenko wehrte sich im Interesse des Königsberger Hafens gegen die Pläne, einen modernen Seehafen bei Pillau zu bauen. Doch die Schiffsabfertigung in der Stadt am Pregel ist unwirtschaftlich. Der zu ihr durch das Frische Haff führende Seekanal muß immer neu ausgebaut werden, und große Schiffe können ihn sowieso nicht benutzen. Wer den russischen Hafen Kaliningrad mit dem im litauischen Klaipeda (Memel) 120 Kilometer nördlich vergleicht, sieht, wer verloren hat.

Im Militärhafen von Pillau rosten die Tragflügelboote. Wohnungslose Offiziersfamilien sind eingezogen. Einigen bietet sich jetzt vielleicht eine Perspektive fürs Eigenheim: Die Kolchosa Salskoje verkauft die ihr zugesprochene Ordenskirche St. Lorenz bei Rauschen. Nur 40 Kopeken, drei deutsche Pfennige, soll jeder ihrer vor mehr als 500 Jahren gebrannten Backsteine kosten.

.....
*„In Polen wie in
Litauen ist die
geschürte Aufregung
über die
waffenstarrende
Exklave
geschwunden.“*
.....

Königsberg – ein erloschener Stern

In seiner Eigenschaft als Präsident der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat war Dr. Herbert Hupka soeben in Königsberg, der Hauptstadt Ostpreußens. Da es auch wichtig ist, nicht nur als Schlesier über Schlesien, als Pommer, West- oder Ostpreuße für die eigene Region das Wort zu nehmen, sich nicht selbst auf die engere eigene Heimat zu begrenzen, nicht immer nur den eigenen Kirchturm im Blick zu haben, wir wissen untereinander ohnehin viel zu wenig voneinander, auch dieser Bericht über Königsberg.

Wer in Königsberg, russisch Kaliningrad, deutsch spricht, und es sind unter den Intellektuellen gar nicht so wenige, sagt stets Königsberg. Das hat seinen Grund darin, wovon einen viele Gespräche überzeugen, daß man die Geschichte dieser Stadt aufblättert und sich ganz bewußt Auskunft über die Vergangenheit holt. Als das vom ostdeutschen Kulturrat jetzt in russischer Sprache erschienene Buch in Königsberg vorgestellt wurde, konnte der anwesende Mitverfasser Dr. Gerhard von Glinski nicht nur viel Anerkennung entgegennehmen, sondern auch von sachkundigen Professoren der Königsberger Universität den Text an einigen Stellen korrigierende Anmerkungen erfahren.

Wenige Haltepunkte der Erinnerung

Ein russischer Germanist, Jahrgang 1955, Sohn eines russischen Offiziers aus dem Zweiten Weltkrieg, der hier 1950 angesiedelt worden ist, zitierte ein heutiges Wort über Königsberg aus deutschem Munde: „Königsberg ist ein erloschener Stern“, und er wehrte sich zugleich, schon ob der eigenen Existenz in dieser Stadt gegen die Perspektivlosigkeit, die in diesem Ausspruch steckt.

Für jeden aus dieser Stadt vertriebenen Deutschen vermag sich wohl kaum ein anderer Eindruck aufzudrängen als die eben zitierte Kurzfassung. Wer das Königsberg, wie es bis 1944/45 bestanden hat, vor der ersten schweren Bombardierung kennt, wird nur wenige Haltepunkte der Erinnerung zu finden vermögen. Der gotische Dom steht als Ruine und wird jetzt mühsam genug aufgebaut. Seit jüngstem schlägt auch wieder die Kirchturmuhre, und dies ist die Folge einer Stiftung treuer Königsberger. Daneben das Grabmal von Immanuel Kant, ein steinerner Sarkophag. Dann die neue Universität mit dem wieder neu gegossenen Kant-Denkmal von Daniel

Christian Rauch. In der Universität, vor der einen Schüler in deutscher Sprache mit „Guten Tag“, „Wie geht es Ihnen?“, „Auf Wiedersehen“ begrüßen, sind seit kurzem in Deutsch Gedenktafeln für Simon Dach, Johann Georg Hamann und E.T.A. Hoffmann, uns Deutschen (hoffentlich) wohlbekannte Namen von Söhnen dieser Stadt, angebracht. Wer Postkarten kaufen will, dem werden „Farbaufnahmen des 20. Jahrhunderts“ – es sind Reproduktionen der Jahre vor 1914! – angeboten, mit dem inzwischen dem Erdboden gleichgemachten „vgl. Schloß, Westseite“ als Aufmacher.

Betonklotz als Gegengewicht zum Königsberger Schloß

Als Gegensymbol gegen das Königsberger Schloß errichteten die Kommunisten einen hohen Betonklotz, das Haus der Räte, das seiner Bestimmung nicht zugeführt werden konnte, weil es nie vollendet worden ist, „Das Betondenkmal der Betonköpfe“, wie es heute genannt wird. Angeblich habe jetzt eine Firma aus Panama Interesse gezeigt, es käuflich für 18.000 Mark erworben und sich verpflichtet, es für zehn Millionen Dollar zu einem Handelszentrum auszubauen.

Was wird zukünftig aus dieser auch jetzt wieder von über 400.000 Einwohnern bewohnten Stadt, eine Frage, die auch den neuen Gouverneur der „Oblast Kaliningrad“ bewegt. Leonid Gorbenko, zuvor Direktor des Hafens, warf gleich zu Beginn seiner Amtszeit der Regierung in Moskau „mangelndes Interesse an der Lösung der sozialen und wirtschaftlichen Probleme und die Rückständigkeit dieses Gebietes“ vor. Diese Rückständigkeit, die übrigens niemand bezweifeln wird, könne aber dazu führen, daß die Nachbarn begehrllich auf Königsberg blicken. Und sogar Helmut Kohl wurde, um Moskau zu erschrecken und munter zu machen bemüht, indem Gorbenko darauf verwies, welche Sympathie der deutsche Bundeskanzler gegenüber Japan und dessen Forderungen an die russische Adresse in Richtung der Kurilen an den Tag lege! Die Idee eines Freihafens, wie dies gerade auch deutscherseits aus gutem Grund in die Diskussion eingeführt worden ist, scheint zur Zeit gestorben, was aber in Königsberg sehr bedauert wird. Der Hafen verdient nur die Bezeichnung „Toter Hafen“. Die seit Jahrzehnten ausgemusterte Walfang-Flotte rostet vor sich hin.

Einer Notiz im „Königsberg Expreß“ (diese deutschsprachige Zeitung erscheint einmal im Monat, ist gut aufgemacht und

wird in Deutschland gedruckt) war zu entnehmen, daß die Deutschen mit 73 Prozent als ausländischer Investor die Nummer eins sind, aber gleichzeitig war auch zu hören, daß eine große deutsche Firma, die mit viel Elan hundertprozentig eingestiegen war, das Feld wieder geräumt hat.

Wie soll sich das heutige Königsberg selbst sehen? Moskau betrachtet es selbstverständlich als den unverzichtbaren Restposten des einstigen sowjetischen Imperiums. Schon aufgrund der geographischen Lage ist aber Königsberg als Stadt an der Ostsee dem Westen zugewandt. „Zwar huldigt man in Moskau Peter dem Großen und seiner Aufgeschlossenheit für den, was wir heute Westen nennen, aber in der realen Politik wird streng darauf geachtet, daß sich Königsberg nicht zu stark nach dem Westen orientiert“, so lautet eine Selbstdarstellung. Wahrscheinlich wäre es, um die heutigen Möglichkeiten abzuwägen, das Beste, könnte sich die „Oblast Kaliningrad“ zu einem vierten baltischen Staat erklären. Allerdings dürfte das weder heute noch morgen realisierbar sein.

Wer Königsberg auf dem Flughafen betritt, stößt gleich auf Hammer und Sichel und eine Zollkontrolle, wie sie einem 1988 in Moskau nicht anders begegnet war: Alle Scheine der fremden Währung sind entsprechend dem zuvor auszufüllenden Formular genau aufzublättern, bevor es den befreienden Stempel für den Eintritt in die Stadt gibt. Hier regiert noch Lenin, denn die Hauptstraße ist nach ihm benannt und sein Denkmal zielt das sich aufdrängende Angebot im Postkartenständer.

Soll Königsberg weiterhin Kaliningrad heißen?

Aber auch Kalinin ist nicht nur im Namen der Stadt, sondern auch als Denkmal gegenwärtig. Als die stellvertretende Gouverneurin und Ressortchefin für Kultur, Irina Kuznetsova, von mir auf Kalinin und die Diskussion ob einer Namensänderung für die Stadt angesprochen wird, wehrt sie energisch ab: „Wir haben andere Probleme“. Mit Stolz verweist sie gleichzeitig auf das kulturelle Angebot in dieser Stadt, 16.000 Studenten, zum ersten Male auch ein philosophischer Lehrstuhl. Jetzt erscheine Kants Philosophie in populärwissenschaftlicher Darstellung. Gedichte von Agnes Miegel lägen in deutsch und russisch vor. (An ihrem Geburtshaus ist später eine Gedenktafel zu entdecken.) Käthe Kollwitz, die berühmte Grafikerin und Bildhauerin, weswegen der Ostdeutsche Kul-

„Ich bin gerne bei Ihnen und hoffe und wünsche, daß das nächste Bundestreffen in Preßburg stattfinden möge“, sagte Slobodnik.

Höhepunkt des Bundestreffens war die Rede des Außenministers, Dr. Klaus Kinkel. Er wurde mit Applaus begrüßt und beglückwünschte die Landsmannschaft zu ihrer Patenstadt Karlsruhe, die diese Aufgabe vorbildlich erfülle und viele gemeinsame kulturelle Veranstaltungen auch mit slowakischen Künstlern ermöglicht und gefördert habe. Er ging auf die Vergangenheit der Deutschen Siedler in der Slowakei ein, auf die erste deutsche Bergbauakademie in Schemnitz, den Reichtum der Fugger, der aus den Kupferschätzen von Neusohl kam, die Zentren der Kultur in Preßburg, Leutschau, Käsmark. Er dankte allen Vertriebenen für die tatkräftige Mitarbeit beim Wiederaufbau Deutschlands.

Die Bundesregierung habe seit 1993 fas 36 Millionen DM für kulturelle und soziale Belange in der Slowakei ausgegeben, die auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Die Förderung des Deutschunterrichts, die Entsendung von deutschen Lehrern wird ausgebaut und soll auch slowakischen Schülern zugute kommen. Von der Hilfe vor Ort, den Begegnungstätten, Sozialstationen, sollen auch die Slowaken profitieren und neue Partnerschaften und Freundschaften entstehen.

Dr. Kinkel hob die großen Verdienste Marczy's bei der Intensivierung der deutsch-slowakischen Zusammenarbeit hervor. Er sei ein anerkannter, vertrauensvoller Gesprächspartner auch der slowakischen Regierung. Die Zäsur des friedlichen und freundschaftlichen Zusammenlebens von Deutschen und Slowaken erfolgte durch den Zweiten Weltkrieg und die Zeit danach. Die Deutschen und Slowaken fanden nach 1989/90 bald wieder zueinander. Deutschland ist auch heute gewillt, den Nachbarn im Osten auf dem Weg „zurück nach Europa“ zu helfen. Die Slowakei gehöre dazu.

Dr. Kinkel ist davon überzeugt, daß die junge Slowakei noch Probleme hat, aber manche positive Entwicklungen haben schon stattgefunden. In der Wirtschaft und dem Aufbau des Staatswesens gebe es gute Fortschritte. Die positiven Strukturen müßten weiter gefestigt werden, besonders die Minderheitenrechte werden ein Maßstab für den Eintritt in die Europäischen Union und Nato sein.

Die Karpatendeutschen tun ihr Möglichstes, eine Brücke zwischen Deutschland und der Slowakei zu sein. Sie bauen mit am gemeinsamen europäischen Haus, an einer friedlichen Partnerschaft und Freundschaft. Die Verwirklichung der „Vision Europa“ ist das Beste, was Deutsche, Slowaken und alle Völker Europas gemeinsam tun können.

(DOD)

Mahnmal für die vertriebenen Ungarndeutschen in Fünfkirchen

Im Hof des Nikolaus-Lenau-Hauses, eines seit 1990 in Fünfkirchen/Pecs bestehenden Kulturzentrums für Ungarndeutsche, Deutsche und Ungarn, wurde zu Pfingsten ein Mahnmal zur Erinnerung an die verschleppten und vertriebenen Ungarndeutschen eingeweiht.

Bei der festlichen Einweihung sprachen u.a. der ungarische Staatspräsident Arpad Göncz, der Vorsitzende der ungarndeutschen Selbstverwaltung Lorenz Kerner, der Fünfkirchener Diözesanbischof Michael Mayer sowie der aus München angereiste Vorsitzende des Ungarndeutschen Sozial- und Kulturwerks Heinrich Reitingner. In seiner Rede betonte Staatspräsident Göncz, daß diese Statue betroffen mache, weil sie einen Wanderer darstelle, der mit seinem Bündel fort müsse.

Doch schon die Tatsache, daß dieser Wanderer jetzt als Denkmal hier stehe, zeige, daß er auch hierher zurückkommen kann, heute und in Zukunft. Der Präsident ging auf den Zweiten Weltkrieg und die Vertreibung ein, aber auch auf sein Treffen mit Ungarndeutschen, die auch heute noch an ihrer Heimat hängen und vielfältige Hilfe leisten. Für die Zukunft forderte er die Zusammenarbeit der beiden Länder, gute Beziehungen, für die die Deutschen, die noch in Ungarn leben und jene, die vertrieben wurden mit ihren Nachkommen Garant und Brückenbauer sein können. Einen Kranz legten u.a. auch Vertreter der nach



Der ungarische Staatspräsident Göncz sprach bei der Einweihung des Denkmals in Fünfkirchen.
Foto: (DOD)

dem Zweiten Weltkrieg aus der Tschechoslowakei vertriebenen Magyaren nieder.

Die lebensgroße Bronze-Skulptur wurde von dem Künstler Franz Trischler geschaffen.
(DOD)

Rückgabe des konfiszierten Goldes verdient Respekt

In den Tresoren der tschechischen Nationalbank lagert immer noch Gold, das in den Jahren 1939-45 vom damaligen slowakischen Staat im Zuge der Judenverfolgung konfisziert worden war. Die tschechische Regierung hat nun offenbar beschlossen, den Gegenwert dieses Goldes an jüdische Institutionen zurückzuerstatten.

Hierzu erklärt der Sprecher der sudetendeutschen Volksgruppe, Franz Neubauer:

Dieser Schritt der tschechischen Regierung verdient Respekt und ungeteilte Anerkennung. Die Sudetendeutschen halten daran fest, daß das Eigentumsrecht ein Menschenrecht ist, das ohne jede Diskriminierung hinsichtlich Volkszugehörigkeit oder Religion anerkannt werden muß. Die Sudetendeutsche Landsmannschaft hat daher

immer alle unrechtmäßigen Enteignungen in der früheren Tschechoslowakei verurteilt und alle entsprechenden Rückgabeanträge unterstützt, egal ob Ungarn, Polen, Juden Adlige, Religionsgemeinschaften oder auch Tschechen die Opfer waren.

Enteignungen im Rahmen eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit sind unverjährbar. Aus dieser Einsicht hat die tschechische Regierung nun die richtige Konsequenz gezogen und ohne Rücksicht auf den sog. „Restitutionsstichtag“ (25.2.1948) eine alte Enteignung korrigiert. Sie hat damit auch ein mögliches Hindernis für den EU-Beitritt beseitigt.

Wir hoffen, daß dieser gute Schritt auch für das übrige jüdische Eigentum in der Tschechischen Republik und für andere enteignete Gruppen ein Signal darstellt.
(DOD)

turrt deutsche und russische Kunsthistoriker zu einem Symposium eingeladen hatte, sei ihr seit Kindheitstagen bestens vertraut.

Auch das wird einem mit auf den Weg gegeben: In der Region Königsberg leben 80 Prozent Russen, die Zahl der Deutschen belaufe sich auf 5.000. Inzwischen seien 2.000 bereits nach Deutschland weitergereist. Am nächsten Tag treffen wir Irina Kuznetsova im Kunsthistorischen Museum, wo eine Ausstellung mit Bildern von Ernst Barlach deutscherseits eröffnet wird.

Die GTZ, die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit, hat dies ermöglicht. Einer von der Vizégouverneurin spontan ausgesprochenen Einladung verdanken wir den Besuch eines Symphoniekonzertes im früheren Königsberger Theater, das erhalten geblieben ist und vor dem das überlieferte Schiller-Denkmal seinen Platz hat. Das Programm besteht aus Haydn und zweimal Beethoven; die Solisten heißen Isaak Schumann und Irena Ossipova. Die Perfektion ist großartig.

Seit 1993 gibt es ein deutsch-russisches Haus, das den besten Eindruck hinterläßt. Der Leiter, Friedemann Höcker, in Görlitz geboren, während der DDR-Zeit in deren diplomatischem Dienst, gibt auf alle anstehenden Fragen gewissenhaft Auskunft, die durch Volker Hoffmann, den Vorsitzenden der „Einheit“ ergänzt wird.

Er nennt die Zahl von 13.000 Rußlanddeutschen und erklärt die Diskrepanz zwischen 5.000 und dieser Zahl leicht damit, daß mancher unter den Rußlanddeutschen mit einem Russen, einer Russin verheiratet ist, aber diese sich zum deutschen Ehemann, zur deutschen Ehefrau bekennen, und außerdem seien die Kinder mitzuzählen, auch wenn sie sich erst mit 18 Jahren endgültig zu entscheiden hätten. Eine Fülle von Angeboten, vor allem auch an sprachlichen Kursen zum Erlernen der Muttersprache, steht auf dem Programm. Und alles sei nicht nur auf die Deutschen zugeschnitten, sondern auch den Russen offeriert.

Deutschland ist nicht nur in diesem deutsch-russischen Haus gegenwärtig, sondern immer wieder auf den Straßen mit ihrem sehr regen Verkehr, denn vor der roten Ampel steht man wiederholt gleich vor drei deutschen Marken: Mercedes, Opel, BMW und Auto-Union.

Man kann nur hoffen, daß aus diesem erloschenen Stern Königsberg kein ausgebrannter Stern werden möge. Die ewig schöne Landschaft der Nehrung, Cranz und die an die Vergangenheit erinnernden vielen Sommerhäuser in Rauschen vermitteln einem dann wieder etwas Zuversicht.

DR. HERBERT HUPKA (DOD)

Städtepartnerschaften in Ostbrandenburg

Bei den letzten deutsch-polnischen Begegnungsseminaren der Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg wurde im Dialog mit den polnischen Teilnehmern immer deutlicher, daß den Polen sehr viel an Kontakten und Partnerschaften mit deutschen Kommunalbehörden gelegen ist, berichtete der Märkische Informationsdienst.

Das ist natürlich ein ureigenes Anliegen, das mehr als verständlich ist. Bringen doch kommunale Partner im deutsch-polnischen Dialog für die polnischen Kommunalverwaltungen eine Reihe von konkreten Vorteilen mit sich. Selbst wenn es nur um Meinungs- und Erfahrungsaustausch geht, sind diese Gesprächspartner natürlich noch heißer gesucht als die Landsmannschaft. Noch interessanter wird es dann, wenn es z.B. in Bereichen der Kommunalwirtschaft zu konkreten Kooperationsprojekten kommt.

Nach vorliegenden Informationen bestehen z.Zt. fünfzehn offizielle Partnerschaften zwischen deutschen und polnischen Städten in Ostbrandenburg. Danach gibt es die folgenden offiziellen Kontakte zwischen: Angermünde, Strzelce Krajeńskie

(Friedeberg/Nm.), Bad Freienwalde-Chojna (Königsberg/Nm.), Beeskow-Sulecin (Zielenzig), Frankfurt (O) – Gorzow, Wlkp. (Landsberg/W.), Frankfurt (O) – Slubice (Dammvorstadt), Fürstenwalde – Choszczno (Arnswalde), Guben-Gubin (Guben), Haren-Miedzyrzecz (Meseritz), Laatzin-Guben (poln. Guben), Schwedt (O.) – Chojna (Königsberg/Nm.), Seelow-Debno (Neudamm), Seelow – Gorzow Wlkp. (Landsberg/W.), Seelow-Mysliborz (Soldin), Vlotho-Lubsko (Sommerfeld), Weißwasser-Zary (Sorau).

Bei einigen dieser Städtepartnerschaften war die Landsmannschaft mit ihren Heimatkreisen nicht ganz unbeteiligt. Vor allem machten sich gute Kontakte der Heimatkreise während der letzten Jahre mit ihren Patenschaftsstädten positiv bemerkbar. So kann man für diese Entwicklung z.B. Landsberg/W. mit Herford, Schwerin/W. mit Paderborn und Arnswalde mit Wunstorf beispielgebend erwähnen. Aber auch Soldin mit seinem Patenkreis ist dabei.

Das sollte für die Landsmannschaft ein Merkposten sein, die gefordert ist, über die weiteren Perspektiven nachzudenken.

(DOD)

Posener helfen in Schlehen

Errichtung einer Gedenkstätte auf dem evangelischen Friedhof

Anfang Mai 1997 teilte Maria Obst aus Posen mit, daß sie, als Frauenreferentin des DFK-Posen, und Pastor Tadeusz Raszuk für die Evangelisch-Augsburgische Kirche in Posen den Aufruf der stellvertretenden Bundessprecherin der Landsmannschaft Weichsel-Warthe, Thora von Bonin, („Wer kann in Schlehen helfen?/Oktober-Ausgabe des Mitteilungsblattes „Weichsel-Warthe“), den verwahten evangelischen Friedhof in Schlehen/Tarnowo Podgorne, instandzusetzen und zu einer Gedenkstätte für die bis 1945 dort beerdigten evangelischen Deutschen umzugestalten, aufgegriffen haben und aktiv geworden sind.

Das Ehepaar Obst fuhr Mitte April nach Schlehen, wo sie gemeinsam mit Herrn Kazimierz Szulc, dem Initiator der Errichtung der Gedenkstätte, den Friedhof besichtigten und Vorgespräche führten. Nach ihrer Rückkehr suchten sie hilfsbereite Mitmenschen. So begaben sich am 19. April und an den folgenden Wochenenden Jugendliche des DFK-Posen unter der Leitung ihres

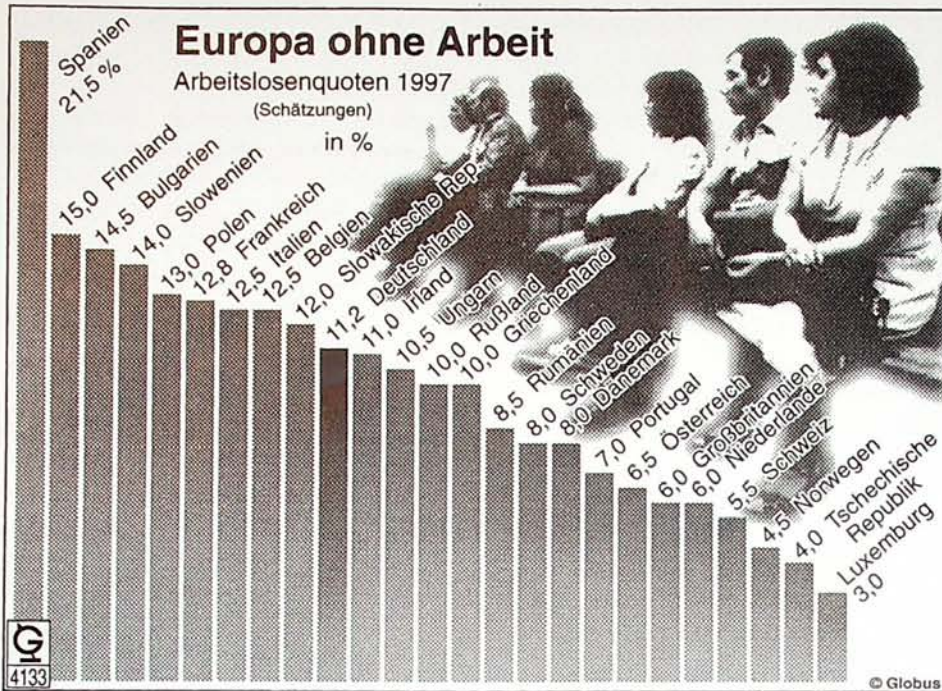
Vorsitzenden Waldemar Terlikowski und Senioren mit der nötigen Arbeitsausrüstung nach Schlehen, um dort bei der Errichtung der Gedenkstätte mitzuwirken. Einen ganzen Tag lang legten die Jugendlichen und Senioren die zum Teil zugewachsenen Grabsteine frei, brachten sie an eine Sammelstelle und entfernten die Gräser und Baumwurzeln. Bei diesen Arbeiten wurde der älteste Grabstein aus dem Jahre 1903 entdeckt.

In einem Festakt soll in der Zeit vom 26. bis 29. Juni das alte Original-Kreuz nach seiner Restaurierung als Andenken an die evangelischen Deutschen wieder errichtet werden.

Zu diesem Anlaß werden ehemalige deutsche Bürger aus Schlehen, die jetzt in Deutschland leben, kirchliche Würdenträger sowie Vertreter deutscher und polnischer Stellen erwartet.

Der Bundesvorstand freut sich über das positive Echo, dankt für die Initiative und allen Helferinnen und Helfern.

(DOD)



Problem Nummer eins

Die Arbeitslosigkeit ist für viele Staaten Europas das drückendste Problem. Insbesondere Spanien hat schwer zu tragen. Jeder fünfte Spanier (21,5 Prozent), der arbeiten kann und will, hat keinen Job. Vor allem für die Jugend auf der iberischen Halbinsel sind die Berufsperspektiven schlecht. Weit überdurchschnittlich hohe Arbeitslosigkeit gibt es auch in Finnland, in Bulgarien und in Slowenien, um nur einige Länder zu nennen. Für Deutschland rechnen die führenden Wirtschaftsforschungsinstitute mit einer Erwerbslosenquote von 11,2 Prozent 1997. Die Arbeitslosenzahl wird im Jahresdurchschnitt wohl bei 4,3 Millionen liegen; das sind 300 000 mehr als 1996. (DOD/GLOBUS)

Die polnische Regierung hat grünes Licht für die Privatisierung der Telekomunikacja Polska S.A. gegeben. In dem entsprechenden Beschluß heißt es, die Entstaatlichung werde in mehreren Etappen vollzogen. Für Mitte 1998 ist vorgesehen, mindestens ein Viertel der Aktien an der Warschauer und auch an internationalen Börsen zu platzieren. In einem zweiten Schritt soll dann ein strategischer in- oder ausländischer Investor gesucht werden. Die Mitarbeiter des Unternehmens werden auf jeden Fall 15 Prozent der Aktien erhalten. Mit einem 1996 erzielten Umsatz von 6,6 Mrd. Zloty (knapp 3,7 Mrd. DM) und 6,5 Mill. Abonnenten gehört die Telekomunikacja Polska zu den größten Unternehmen des Landes. Der Ertrag vor Steuern betrug 1996 1,6 Mrd. Zloty. Die Zahl der Beschäftigten lag Ende des Jahres bei über 74 000 Personen. Ende Juni soll mit der Zusammenstellung eines Konsortiums internationaler Berater für die Privatisierung begonnen werden, berichtete das Handelsblatt.

Die Versicherungsgruppe Alte Leipziger, Oberursel, steigt im Sommer dieses Jahres in den polnischen Versicherungsmarkt ein. Die dazu gegründete Sopot Life Insurance Company Alte Leipziger Hestia Corp. (Hestia Life), Sopot bei Danzig, hat die erforderliche Staatslizenz für die Geschäftsaufnahme erhalten. Hauptaktionär der Hestia Life, die zunächst Risiko- und Kapitallebensversicherungen anbietet, ist mit 75 Prozent die Alte Leipziger Europa Beteiligungsgesellschaft AG. Eine der führenden privaten Banken Polens, die BRE-Bank, Warschau, hält 15 Prozent, die Hestia Insurance S.A. (100 Mio.

DM Prämienaufkommen) die restlichen 10 Prozent. An der Hestia wiederum ist die Holding AL Europa AG mit mehr als 80 Prozent beteiligt, meldete die „Welt“.

Die Privatisierung der größten Bank Polens, der Warschauer „Bank Handlowy S.A.“, ist in Gang gekommen. Das Schatzministerium, welches die staatlichen Eigentümerrechte an der Bank wahrnimmt, will 61 750 000 Aktien (95 Prozent) von insgesamt 65 000 000 Anteilen mit einem Nennwert von 4 Zloty (rund 2,22 DM) je Stück an polnische Kleinanleger sowie an institutionelle Investoren aus dem In- und Ausland veräußern. Fünf Prozent sollen in Staatsbesitz bleiben und dem Fonds für die Reprivatisierung von ehemals nationalisiertem Eigentum zur Verfügung stehen. Die Privatisierung der Handelsbank, die mit dem Gang an die Warschauer Börse und der Ausgabe von Depositenscheinen im Ausland verbunden ist, soll am 26. Mai mit dem Angebot an Kleinanleger beginnen. Außer der Zentrale in Warschau verfügt die Bank über 53 Zweigstellen in Polen sowie eine Filiale in London und Vertretungen in Moskau und New York. Laut dem jüngst veröffentlichten Emissionsprospekt belief sich der Nettogewinn im vergangenen Jahr auf knapp 600 Millionen Zloty (rund 333,3 Millionen DM). Der Buchwert wird mit 2,2 Milliarden angegeben, meldete die FAZ.

Die Adam Opel AG, Rüsselsheim, hat in Moskau gemeinsam mit der finnischen Valmet-Gruppe, dem Lada-Hersteller Avto VAZ und der Allrussischen Autounion AVVA einen gemeinsamen Aktionsplan für den russischen Automobilmarkt angekündigt. Im Mittelpunkt der

Kooperation steht die Serienproduktion des Opel-Modells Astra für Rußland, der in der bereits bestehenden Avto VAZ-Fabrik in Togliatti gebaut werden soll. In einer ersten Stufe planen die Kooperationspartner den Bau eines neuen Montagewerks im äußersten Nordwesten Rußlands nahe der finnischen Grenze. Valmet wird aus Finnland Rohkarossen des Astra nach Rußland liefern, Opel die Beschäftigten in seinem Eisenacher Werk ausbilden. Die neue Fabrik in Rußland mit einer jährlichen Kapazität zwischen 30 000 und 50 000 Fahrzeugen diene als Modell für eine spätere Verlagerung der Fahrzeugproduktion nach Togliatti. Erwogen wird auch die Produktion weiterer Opel-Modelle. Der Fertigungsstart in der neuen Fabrik ist nach Angaben von Opel für Ende 1998 geplant. Opel will außerdem einen modernen Zweiliter-Benzinmotor in Rußland produzieren, meldete das Handelsblatt.

Rumänien will vom 27. Mai an Schatzbriefe auch auf dem deutschen Kapitalmarkt anbieten. 1996 hatte die rumänische Notenbank bereits Staatspapiere in Tokio und Brüssel auf den Markt gebracht. Die Einführung in Deutschland soll über die Deutsche Bank AG und die Credit Suisse First Boston erfolgen, meldete dpa.

Der Luftverkehr von Deutschland in die ehemals kommunistischen Staaten Europas wächst. Wie die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Verkehrsflughäfen (ADV/Stuttgart) gestern mitteilte, wurden 1996 allein auf den Direktlinien auf Linienverkehr knapp 1,75 Millionen Einsteiger gezählt. Das seien 5,4 Prozent mehr als 1995. Knapp drei Viertel der Fluggäste reisten entweder nach Rußland (30,6 Prozent), Polen (16,7 Prozent), Ungarn (16,4 Prozent) oder in die Tschechische Republik (10,3 Prozent) meldete dpa.

Die Industrie- und Handelskammer (IHK), Region Stuttgart, und die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) veranstalten am 3. Juni einen „Wirtschaftstag Rumänien“ in der IHK Stuttgart. Referate über den Wirtschaftsstandort und die Investitionsmöglichkeiten in Rumänien stehen ab 9.30 Uhr auf dem Programm, am Nachmittag bietet eine Kontaktbörse die Möglichkeit zu Einzelgesprächen mit rumänischen Firmenvertretern. Weitere Informationen über die Veranstaltung, die für klein- und mittelständische Unternehmen gedacht ist, bei der IHK Stuttgart, Frau Hiltrud Peuster, Jägerstr. 30, 70174 Stuttgart, Telefon: 0711/2005-427.

Die Deutsch-Rumänische Juristenvereinigung e.V. (DRJV) veranstaltet in Zusammenarbeit mit der BAO Berlin Marketing Service GmbH am 5. Juni in Berlin ein Praktikerseminar unter dem Titel „Rumänien vor dem Aufstieg“. Neue Gesetze und Verordnungen wurden von der im Spätherbst 1996 gewählten Regierung erlassen und sollen im Rahmen des Seminars von ausgewiesenen Kennern der Materie aus Rumänien und Deutschland dargestellt werden. Zusätzlich werde die Veranstaltung praktische Hinweise für ein wirtschaftliches Engagement in Rumänien geben, auch in schwer handhabaren Bereichen wie Steuern und Zoll. Informationen bei dem DRJV-Büro, Rechtsanwalt Gisbert Stalfort, Telefon: 030/31503807, oder der BAO Berlin, Telefon: 030/31510-316

(DOD)

Volker Koepp

1944 in Stettin geboren. Schulbesuch in Berlin. 1962 Abitur in Dresden. Maschinen-schlosserlehre mit Abschluß als Fachar-beiter. 1963 bis 1965 Studium an der Techni-schen Universität Dresden, ab 1966 an der Deutschen Hochschule für Filmkunst in Babelsberg. 1969 Diplom. Von 1970 bis 1991 Regisseur im DEFA-Studio für Doku-mentarfilme in Babelsberg und in Berlin. Danach freischaffender Regisseur.

Filme (Auswahl)

- 1971 *Schuldner*
1972 *Grüsse aus Sarmatien*
1973 *Gustav J.*
1974 *Slatan Dudow*
1975 *Mädchen in Wittstock*
1976 *Das weite Feld*
1976 *Wieder in Wittstock*
1977 *Hütes-Film*
1978 *Am Fluß*
1978 *Wittstock III*
1979 *Tag für Tag*
1980 *Haus und Hof*
1981 *Leben und Weben (Wittstock IV)*
1982 *In Rheinsberg*
1983 *Alle Tiere sind schon da*
1983/85 *Afghanistan 1362 Erinnerung an eine Reise*
1984 *Leben in Wittstock*
1985 *An der Unstrut*
1986 *Die F 96*
1987 *Feuerland*
1988/89 *Märkische Ziegel*
1989/90 *Arkona-Rethra-Vineta*
1990 *Märkische Heide, Märkischer Sand*
1991 *Märkische Gesellschaft*
1991 *In Karlshorst*
1991 *In Grüneberg*
1992 *Sammelsurium - Ein ostelbischer Kulturfilm*
1991/92 *Neues in Wittstock*
1993 *Die Wismut*
1994/95 *Kalte Heimat*
(Preis der Zuschauerjury auf dem 26. Internationalen Dokumentar-filmfestival "Visions du Reel" vom 18.-24.1995 in Nyon)



Kalte Heimat

Leben im nördlichen Ostpreußen
(Kaliningradskaja Oblast)



Ein Dokumentarfilm von Volker Koepp
Kamera: Thomas Plenert

Inhalt

Zwischen den großen Strömen Weichsel und Memel lag vor siebenhundert Jahren das Land der Pruzzen. Nach diesem Namen wird die Gegend später Preußen genannt. Nach 1945 kommt der nördliche Teil Ostpreußens an die Sowjetunion und wird zum Kaliningradsckaja Oblast. Eine russische Exklave zwischen Litauen und Polen. Über Jahrzehnte durfte kein Ausländer dieses Gebiet betreten. Die politischen Veränderungen zu Beginn der neunziger Jahre haben auch diese Mauer fallen lassen.

Im Herbst 1993 begeben sich der Dokumentarist Volker Koepp und sein Team auf den Weg in das nördliche Ostpreußen, die kalte Heimat. Sie entdecken Landschaften von herber unverwechselbarer Schönheit und folgen dem Lauf von vier Jahreszeiten.

Sie besuchen, befragen, beobachten Menschen verschiedener Herkunft und unterschiedlicher Generationen. Sie lernen Deutsche kennen, die dort geblieben sind und Deutsche, die ihre Heimat verlassen mußten und nun zu Besuch sind. Eine ältere Frau aus Westdeutschland, die sich in „ihrer“ alten Wäscherei umsieht, meint dazu: „Hier komme ich in die Gegenwart, meine Erinnerung aber ist die Vergangenheit, und für die Leute, die jetzt hier leben, ist es die Heimat, wie es früher einmal unsere war.“ Die Filmemacher sprechen mit Russen, Weißrussen, Polen, mit Ukrainern, Litauern und Armeniern, mit Zigeunern und Juden.

Die Befragten öffnen sich den geduligen Zuhörern mit Ton und Kamera und ihrer vorbehaltlosen Neugier auf Biografien mit aufwühlenden Lebensstationen. Und so entsteht ein beeindruckendes «Bild für die Wanderungen und Fluchtbewegungen der Völker im Laufe dieses Jahrhunderts bis in die Gegenwart» (V. Koepp).

Stab und Besetzung

Produktion: dokFilm Babelsberg
Buch und Regie: Volker Koepp
Mitautor: Michael Elle
Kamera: Thomas Plenert
Kamera-Assistenz: Michael Loewenberg, Florian Wimmer
Ton: Uve Haußig
Mischung: Manfred Herold
Licht: Wolfgang Hirschke
Musik: Mario Peters
Vocal: Cornelia Vogel
Schnitt: Angelika Arnold
Schnitt-Assistenz: Heide Hans
Herstellungsleitung: Herbert Kruschke
Produktionsleitung: Fritz Hartthaler

Mit Unterstützung der Filmförderung des BMI und der Filmförderung Mecklenburg-Vorpommern in Zusammenarbeit mit WDR und MDR

Redaktion: Werner Dütsch

BRD 1995

35 mm, Farbe, 4 333 Meter, 158 Minuten

FSK: o. A.

Prädikat: Wertvoll

Pressestimmen

«...Von allen bislang gedrehten Filmberichten aus Russisch-Ostpreußen ist dieser zweifellos der gewichtigste.»

Frankfurter Allgemeine Zeitung

«Regisseur Koepp und - bemerkenswert - Kameramann Thomas Plenert haben ein wunderschönes Fotoalbum zum Sprechen gebracht.»

taz

«...in bester DEFA-Dok-Tradition auf 35-mm-Film, in leuchtenden Farben, mit exzellenten Originaltönen; hier kann man noch hören, was man sieht.»

Freitag

Faszinierende Lebensgeschichten aus dem nördlichen Ostpreußen



Am 4. November um 13.00, 16.30 und 20.15 Uhr
im Schweriner Kammerkino, Röntgenstraße 22
(Karten unter Telefon 03 85 - 55 50 78)

Unsere Stadt Königsberg am rauhen Bernsteinmeer

=====

Vadim Chappas "Offener Brief an die Metropole" erschien unter dem Titel "Wir, die Bevölkerung von Königsberg" 1989 in der Moskauer Samisdat-Zeitschrift REFERENDUM. Wahrheiten, die damals, zwei Jahre vor dem Moskauer Putsch im Sommer 1991, auszusprechen noch Mut erforderte, sind heute fast selbstverständlich geworden. Heute ist die Entwicklung so weit gediehen, daß die AGNES-MIEGEL-GESELLSCHAFT in der alten Hauptstadt Preußens tagen und am 12. März ein DEUTSCH-RUSSISCHES HAUS eröffnet werden kann. Wir drucken Vadim Chappas Aufruf "Gebt uns unsere Geschichte zurück" auszugsweise ab.

Unsere Stadt ist nach einem Mann benannt, der keinerlei Beziehungen zu ihr hat, und wenn wir nach unserer Nationalität gefragt werden, antworten wir "Kaliningrader", obwohl uns diese Selbstbezeichnung irgendwie schmerzt; dafür antworten wir aber auf Fragen, wo wir denn herkommen, nicht ohne geheime Schadenfreude: "Aus Königsberg", wissen wir doch, in welche Verwirrung wir den Fragenden mit dieser Antwort stürzen. In der Regel verdreht er die Augen und wendet sich ab, ohne weitere Fragen zu stellen, und wir verzichten auch gern auf alle weiteren Fragen - zu schmerzlich ist dieses Ausfragen über unsere Stadt.

Wir sind Bürger einer Stadt, deren Boden seit Jahrhunderten getränkt ist von Blut, einer Stadt, die ununterbrochen in Flammen gestanden hat und sich immer wieder aus der Asche erheben konnte; einer Stadt, die der Welt große Philosophen und Dichter, Astronomen und Mathematiker geschenkt hat; einer Stadt, in der die Kulturschaffenden und -träger vieler Länder und Völker ausgebildet wurden und deren Universität 200 Jahre älter ist als die Moskauer. Hier befindet sich der älteste zoologische Garten Europas, das älteste Schloß des Landes, der einzige Bernsteintagebau der Welt. Einzigartige klimatische und natürliche Bedingungen ermöglichen das Nebeneinander von Weintraube und Sumpfbrombeere, Aal und Lachs, Dünen und Bibersümpfen. In unserem Gebiet liegen 22 Städte, die diesen Status bereits im Mittelalter erhalten haben.

Die Liste der Gegenstände unseres Stolzes ließe sich endlos fortsetzen. Aber es läßt sich auch eine andere Liste erstellen: Im landeskundlichen Museum beginnt die Geschichte unserer Stadt mit dem Jahre 1946(!), und Informationen über Dinge, wie sie oben erwähnt wurden, lassen sich nur auf illegalem Weg beschaffen. Da finden wir dann zu unserem Erstaunen unter den ehemaligen Bewohnern der Stadt weltberühmte Namen, da erkennen wir die vor unseren Augen abgerissenen Gebäude als einst weithin bekannte Kunstdenkmäler wieder, entdecken die - inzwischen enthaupteten und dadurch sinnlos gewordenen - Basreliefs großer Politiker.

Aber unsere Geschichte beginnt offiziell erst 1946. Und da ziehen vor unserem inneren Auge dann all die Dinge vorbei, die in Friedenszeiten zerstört wurden: die Sternwarte, das archäologische Museum, die Bernsteinsammlung, Herzog Albrechts Silberbibliothek, das Ordensbuch, das Kant-Denkmal, das Kant-Haus, das Hoffmann-Haus (blieb nicht erhalten), das Königsschloß - Ort der Krönung aller preußischen Könige -, die großartige Befestigungsanlage aus dem XIII. Jahrhundert - Aufenthalt von Peter dem Großen, Pugatschow, Vater und Sohn Suworow -, in den Tagen des Sturmangriffs geringfügig beschädigt, im Jahre 1951 teilweise eingerissen und in den Jahren 1974/75 endgültig abgetragen, die Kunstsammlung, die Kunstkammer und der Dom - ein Juwel der Gotik...

Mein Gott, wovon spreche ich denn? Ist das wirklich meine Stadt? Nie und nirgends werden diese Dinge hier auch nur erwähnt. Alles wird vielmehr sorgfältig immer mehr verwischt. Dabei geht es mir nicht um so alltägliche Hirnlosigkeiten wie die, daß man den Türmen mit Wetterfähnchen den Garaus macht und ihnen ihre Ziegelhaut abzieht, um sie durch Schieferplatten zu ersetzen; auch

nicht um solche Versprecher vom hohen Rednerpult herab wie "... die Befreiung Königsbergs..."; nicht um die Umbenennung der "Kurischen" Nehrung in "Kuzische"; nicht um Reden, in denen von "angestammten slawischen Territorien" die Rede ist, oder um solche Straßennamen wie "Panzerstraße", "Geschützstraße", "Artilleriestraße" und so weiter.

Wir verneigen uns auf Schritt und Tritt vor den unterschiedlichen großen Denkmälern gefallener Sowjetkrieger. Ehre sei ihnen und Ruhm... Aber nirgends findet sich in dieser Stadt der Name des Erzählers Hoffmann, äußerst selten derjenige Kants, und in gänzlich antisowjetischen Geruch gerät, wer den Begründer der Universität, Herzog Albrecht, oder den Initiator eines europäischen Staatswesens, den Diplomaten Friedrich Wilhelm, erwähnt.

Möchten Sie einmal einen Blick in die Große Sowjetenzyklopädie werfen? "Ostpreußen", heißt es da - "Bollwerk des deutschen Militarismus" - und kein Wort mehr. "Königsberg - heute Kaliningrad" ... und seine Geschichte nach 1946. Vor 1946 war auf diesem Territorium nichts.

Aber wir sind doch da! Wir, die Nachkommen der Umsiedler, geboren unter gotischen Dächern, wir, die wir unsere ersten Schritte unter gotischen Gewölben taten und als Kinder in den Kellern sämtlicher noch nicht zerstörter Forts und Schlösser der Umgebung herumkletterten. Wir, die wir die Reliquien einer versunkenen Kultur, Geschirr und Photos der romantischen Stadtviertel aus der Vorzeit, aufbewahren. Wir streifen die Asche unserer Zigaretten in marmorne Aschenbecher mit Wappenschmuck, waschen uns in Badewannen mit lateinisch geschriebenen Firmenzeichen.

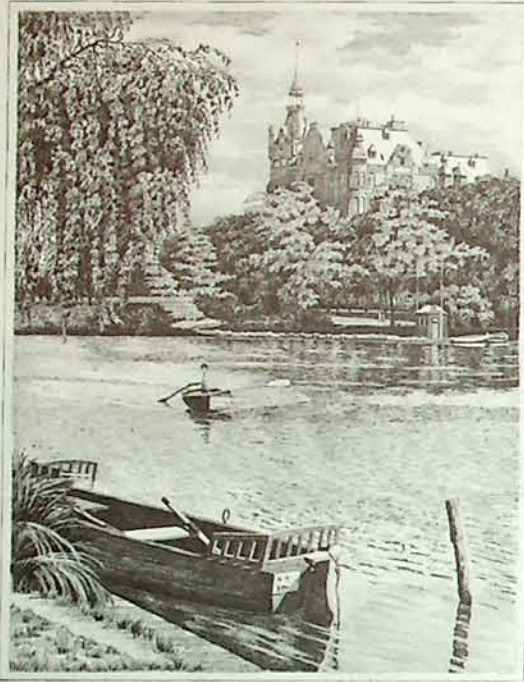
Vor unseren Augen wurden jene romantischen Stadtviertel abgerissen, um Reihen von Kasernen zu weichen. Wir können uns noch erinnern, wie man das Königsschloß sprengte. Wir wurden gehohlet wegen eines in der Bank gefundenen eisernen Wappens von Königsberg. Wir wurden verurteilt wegen eines auf das Straßenbahnfenster gemalten "K" mit Krone.

Aber wir sind da! Und unser Gedächtnis läßt sich mit geheimen Verfügungen nicht amputieren oder ausradieren.

Mein bester Freund ist der Herkunft nach Lette, andere sind Zigeuner, Esten, Juden, Ukrainer. Meine Frau ist Belorussin, meine erste Frau war halb Polin und halb Russin. Bei mir liegt die Sache noch komplizierter: Mein Vater ist halb Baschkire und halb Tatare, meine Mutter halb Ukrainerin und halb Polin. Was bin ich? Was ist mein Sohn? Was sind wir alle - das kleine Volk, das auf diesem vom Mutterland isolierten Fleckchen Erde, am Rande einer Großmacht, lebt?

Wir haben die russische Sprache angenommen und sind stolz darauf. Wir sprechen, schreiben und denken russisch. Aber wir können keine uns aufgezwungenen Traditionen oder von irgend jemandem erdachte Geschichte annehmen. Es gibt nur eine Geschichte, wie es auch nur eine Heimat gibt. Wir haben eine Heimat. Sie ist hier bei diesem rauhen Bernsteinmeer, in dieser unglücklichen, ausgeplünderten Stadt, untrennbar verbunden mit ihrem Geschick, ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft. Gebt uns unsere Geschichte zurück. Man braucht ihr nicht die Arme abzdrehen oder ihr Gesicht zu entstellen. Gebt sie uns so, wie sie ist. Wir werden selbst herausfinden, was an ihr richtig und was falsch ist. Wir werden selbst entscheiden, worauf wir stolz sein können und wessen wir uns schämen müssen.

Vadim Chappa (KK)



KÖNIGSBERG, DER SCHLOSSTEICH 1947 L. Dingwerth

Der Schloßteich

In ihrer Originalgröße von 30 x 40 cm wirken die Zeichnungen natürlich viel schöner als in diesen stark verkleinerten Abbildungen.

Ob in der Geschenkmappe oder eingerahmt als Wandschmuck oder als wertvolles Geschenk an einen lieben Menschen: Diese Serie mit den 6 Kunst-Grafiken ist ein einzigartiges Erinnerungswerk an die Heimat!

Gezeichnete Kostbarkeiten, selten und wertvoll!

Betrachten Sie in Ruhe diese liebevoll gestalteten Werke: Erinnerungen an die unvergessene Heimat! Lassen Sie Ihre Gedanken wandern, zurück in Ihre Kinder- und Jugendzeit.



KÖNIGSBERG, JUNKERSTRASSE UND ALTSTÄTTER KIRCHE 1947 L. Dingwerth

Junkerstraße und Altstätter Kirche

Die schönsten Ansichten aus der unvergessenen Heimat
mit dem Zeichenstift festgehalten
von Werner Krawinkel

SELTENE
KUNST-GRAFIKEN
MIT MOTIVEN AUS
KÖNIGSBERG



KÖNIGSBERGER SCHLOSS 3/1940 L. Krawinkel

Das Königsberger Schloß

**Jede Grafik ist vom Künstler
einzeln signiert und numeriert!**



**STRENG LIMITIERTE AUFLAGE:
NUR 480 EXEMPLARE**

Meisterhafte Grafiken für alle, die Königsberg lieben!

Eine große Bitte an Sie:
Sicher kennen Sie noch andere Königsberger, die sich über diese Kunst-Grafiken freuen würden. Wir möchten auch ihnen gern unverbindlich diesen Prospekt zusenden, wenn Sie uns die Anschriften mitteilen. Vielen Dank!

Ja, senden Sie den Prospekt auch an:

Antwort
Postkarte

60 Pf
die sich
für Sie
lohnern.
(Brief
80 Pf)

**Kunstgrafik
L. Dingwerth
Eichendorffstraße 77**

D - 4837 Verl 1

Diese Grafiken erhalten Sie 14 Tage lang kostenlos zur Ansicht.

Sie können sich in aller Ruhe zuhause von der Qualität der Werke überzeugen.

Sollten sie Ihnen wider Erwarten nicht gefallen, senden Sie sie einfach ohne Angabe von Gründen in der Original-Verpackung zurück.

Sie gehen also kein Risiko ein, wenn Sie die Grafiken noch heute anfordern, bevor die kleine Auflage vergriffen ist.

Wertvolle Erinnerungen an die unvergessene ostpreußische Heimat:

Die schönsten Ansichten aus Königsberg in meisterhaften Kunst-Grafiken

Der bekannte Künstler Werner Krawinkel hat mit dem Zeichenstift diese einmaligen Kunstwerke geschaffen: für alle, die sich mit Königsberg verbunden fühlen.

Liebe Königsberger!
Liebe Ostpreußen!

„Königsberg bleibt unsere Heimat, in unseren Herzen und in unserer Erinnerung.“

Für alle, die Königsberg lieben, hat Werner Krawinkel, ein bekannter Künstler, diese Serie mit den schönsten Ansichten aus der ostpreußischen Hauptstadt gezeichnet.

Ihm ist es gelungen, die Atmosphäre einer vergangenen, aber nicht vergessenen Zeit in meisterhafter Art mit dem Zeichenstift festzuhalten. Erinnerungen an eine schöne Kinder- und Jugendzeit werden wieder wach beim Betrachten dieser Kunstwerke (die allerdings erst in der Original-Größe ihre volle Schönheit entfalten – die Abbildungen hier sind stark verkleinert).

Diese handsignierten und nummerierten Kunst-Grafiken gibt es nur in einer sehr kleinen, streng limitierten Auflage von 480 Exemplaren. Sie können sich sicher vorstellen, wie schnell diese seltenen und begehrten Werke vergriffen sind. Senden Sie deshalb bitte die Anforderungs-Karte sofort ab, damit Sie Ihre gewünschten Grafiken auch noch erhalten. Und freuen Sie sich schon jetzt auf diese herrlichen Kunstwerke!

Ein einzigartiges Erinnerungswerk an Königsberg und ein wertvolles Geschenk für alle, die Königsberg lieben.



Der Neue Markt



Die Dominsel

Alle 6 Kunst-Grafiken werden in einer dekorativen Geschenkmappe mit Zertifikat geliefert und kosten zusammen nur **98,- DM**. Die Grafiken (Größe 30 x 40 cm) wurden vom Künstler einzeln handsigniert und nummeriert (Nummern 1 – 480).



Blick auf den Fischmarkt

Größe der Grafiken: 30 x 40 cm
Edles Büttenpapier
Insgesamt nur 480 Exemplare
Einzeln signiert und nummeriert



Jede Grafik-Serie wird mit einem Zertifikat geliefert, das die streng limitierte Auflage von nur 480 Exemplaren garantiert. Es bestätigt außerdem, daß jedes Blatt vom Künstler selbst handsigniert und nummeriert ist.

Diese Kunstgrafiken wurden in einer sehr kleinen, streng limitierten Auflage von nur 480 Exemplaren hergestellt. Vom Künstler eigenhändig signiert und nummeriert sind diese seltenen Grafiken wertvolle Kunstwerke, die eine erhebliche Wertsteigerung erwarten lassen.

Eine Rarität für alle Königsberger und eine wertvolle Erinnerung an die unvergeßliche ostpreußische Heimatstadt!

Machen Sie sich die Freude, und fordern Sie diese einmaligen Grafiken unverbindlich zur Ansicht an, bevor die Auflage vergriffen ist. Sie erhalten sie in den nächsten Tagen per Post und können sich in aller Ruhe zuhause von der Qualität der Kunstwerke überzeugen. Sie haben ein Rückgaberecht innerhalb von 14 Tagen.

Wir wünschen Ihnen viel Freude mit diesen Grafiken!

Kunstgrafik L. Dingwerth
Eichendorffstraße 77
4837 Verl 1
Telefon (0 52 46) 41 02

Anforderungs-Karte

Ich bestelle diese Kunst-Grafiken zur Ansicht. Ich habe ein Rückgaberecht innerhalb 14 Tagen!

Senden Sie mir bitte

Anzahl

Grafik-Serie(n) Königsberg

Eine Grafik-Serie besteht aus einer Geschenkmappe mit allen 6 hier abgebildeten Kunst-Grafiken, handsigniert und nummeriert, und einem Zertifikat.

Der Preis einer Serie beträgt nur **98,-DM**. Verpackung, Transport, Versicherung **3,80 DM**.

Ich habe einen Scheck beigelegt (im Brief) und 2% Skonto abgezogen. Bei evtl. Rücksendung wird der Betrag rückerstattet.

Ich möchte bei Lieferung eine Rechnung (ohne Skontoabzug). Den Betrag überweise ich, wenn ich die Serie behalte.

Meine Anschrift:

Name

Straße

PLZ Ort

Datum Telefon

Unterschrift

Wird Königsberg litauisch? (Schluß)

interessiert. Litauen und Polen müßten das Land der alten Preußen unter sich aufteilen, weil es diesen beiden Ländern gehöre und während fünf Jahrhunderten durch fremde Herumtreiber regiert worden sei. Deutschlands Ostgrenze sei die Elbe. Wie Wilna und Memel müßten Tilsit und Königsberg Symbole einer neuen litauischen Auferstehung werden . . .

Im Band „Klein-Litauen“ (Mazoji Lietuva) der Studia Lituonica (New York 1958) wird betont, daß eine zeitige Vorbereitung auf lebenswichtige Fragen der Zukunft für das litauische Volk eine Notwendigkeit sei. Auf Seite 320 wird dann festgestellt, daß die litauische Volkstumsgrenze in Ostpreußen südlich von Königsberg parallel zum linken Pregelufer verlaufe.

Und was schreibt Frau Dr. Daugirdas-Srugies zum 550. Jahrestag der Schlacht bei Tannenberg in ihrer Arbeit „Die Schlacht von Grünwald“ (Zalgiro Musis, Boston 1960)? „Die deutsche Ostkolonisation wurde für mehr als 500 Jahre gestoppt, und die Bewohner Mittel- und Osteuropas wurden gerettet vor einer Vernichtung, wie sie zu unseren Zeiten Hitler, im 15. Jahrhundert aber die Kreuzritter im Sinn hatten.“

Es wäre so schön gewesen zu glauben, das Memelproblem sei keine Streitfrage zwischen Deutschen und Litauern mehr. Ange-

sichts der kommunistischen Bedrohung Mitteleuropas, angesichts der Tatsache, daß die baltischen Völker erst nach den deutschen Ostflüchtlingen in ihre Heimat zurückkehren würden, angesichts der Tätigkeit der Deutsch-Baltischen Gesellschaften hatte sich auf deutscher Seite eine müde Zufriedenheit über die gutnachbarlichen Beziehungen zu den Exillitauern breit gemacht. Die Litauer würden die großzügige Hilfe deutscher Stellen für ihre Kulturarbeit in der Bundesrepublik nicht vergessen . . . Was Heißsporne wie Simonaitis verzapfen, habe nichts mit der Meinung der wirklich einflußreichen Exilpolitiker zu tun . . .

Die hier von uns gebotenen sparsamen Auszüge – wir empfehlen die betreffenden Werke, deren Titel und Verlagsorte wir genannt haben, allen Interessenten zur eingehenden Lektüre – machen deutlich, daß wir die litauischen Emigranten nicht als Freunde gewonnen haben. Sie sehen im Memelproblem keine Streitfrage mehr, weil es ihrer Ansicht nach durch die Sowjetunion befriedigend geregelt worden ist. Sie strecken heute schon ihre Hand nach Königsberg und der Pregelgrenze aus und sind dafür, daß ganz Ostpreußen von der Landkarte verschwindet. Wenn Moskau das Königsberger Gebiet an Litauen anschließen sollte, werden sie aus Chicago, Boston und New York Beifall klatschen.

Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

Erscheint monatlich zweimal, am 5. u. 20. Monatlicher Bezugspreis durch die Post 1,20 DM zuzügl. 6 Pf. Zustellgebühr. Zu beziehen durch alle Postanstalten. - Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzanspr. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. - Verlagsort: Oldenburg (Oldb).



1 V 4694 D
Geschäftsanzeigen kosten d. mm-Spaltzelle 35 Pf., Familienanzeigen 30 Pf., Suchanzeigen 10 Pf. - Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für d. Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag F. W. Siebert, Zeitungs u. Buchverlag, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14.

114. Jahrgang

Oldenburg (Oldb) 20. April 1963

Nummer 8



An den Ufern der Dange

Wer Memel nur von früher kennt, wird kaum feststellen können, was unser Bild darstellt. MD-Leser aber wissen, daß sich das im Kriege schwer zerstörte Memel unter den Sowjets erheblich verändert hat. Daß die heutigen Herren unserer Heimatstadt ihre Aufgabe, das zerstörte Zentrum zu sanieren, nicht ohne Geschick gelöst haben, dafür ist diese Dangepartie ein Beweis. Die Ruinen der Börsen- und der Wertstraße sind Grünanlagen gewichen, und die uns so vertraute, aber keineswegs besonders schöne Börsenbrücke hat eine neue Form erhalten.

30 Thesen zur Wiedervereinigung

Von Helmut Kostorz, Mitglied des niedersächsischen Landtages

Der Göttinger Arbeitskreis hat in diesen Tagen 30 Thesen zur Wiedervereinigung Deutschlands, insbesondere zum Oder-Neiße-Problem, der Öffentlichkeit übergeben. Die Broschüre ist in die Themenkreise Recht, Ethik und Politik aufgliedert. Sie macht auch dem stärksten Skeptiker deutlich, daß die Wiedervereinigung Deutschlands in den Grenzen von 1937 rechtens ist.

In dem Kapitel Recht wird festgestellt, daß die Niederlage des deutschen Reiches und die militärische Kapitulation kein Rechtsgrund für territoriale Verhandlungen sein können. Der Beschluß des interalliierten Kontrollrates vom 5. Juni 1945 ist noch immer rechtsverbindlich für die Siegermächte. Danach war nie daran gedacht, Teile des Reiches anderen staatlichen Oberhoheiten abzutreten. Dem polnischen Staat wurde nicht einmal in Potsdam die politische Unterstützung für einen Erwerb deutschen Territoriums angekündigt. Hier ist offensichtlich ein Rechtsbruch gegen alle völkerrechtlichen Auffassungen festzustellen.

Der weitaus größte Teil der ostdeutschen Bevölkerung wurde gewaltsam aus der Heimat vertrieben, außerdem wurde den Deutschen insgesamt das Selbstbestimmungsrecht vorenthalten. Auch die kommunistische Zwangsherrschaft in Mitteldeutschland ist ein flagranter Bruch des Selbstbestimmungsrechtes.

Im zweiten Kapitel wird festgestellt, daß nach demokratischen Auffassungen und nach ethischen Gesichtspunkten die Vertreibung nicht als Rechtfertigung für begangene deutsche Untaten angesehen werden kann. Ein solcher Standpunkt ist unmoralisch.

Daß alle legitimen Ziele mit rechtmäßigen Mitteln erreicht werden müssen, besagt

das Kapitel Politik. Die gesamte westliche Welt hat die entsprechenden Bemühungen der Bundesregierung für die Wiedervereinigung Deutschlands gewürdigt und anerkannt. Natürlich gibt es in anderen Völkern auch gegenteilige Strömungen, die aber für die Zukunft gesehen, keine dauerhafte Lösung vorschlagen können. Realpolitik bringt Schaden, Realpolitik im Sinne unserer Wiedervereinigungspolitik muß politische Kräfte im Weltspiel suchen, die geeignet und gewillt sind, das bestehende Unrecht wieder durch das Recht zu ersetzen. Hier ist unsere Sehnsucht nach der Einheit Deutschlands ein Maßstab unserer inneren Kraft.

Die Politik muß darauf ausgerichtet sein, die Grundsätze einer Ostpolitik im Sinne einer Wiedervereinigung Europas auf der Basis des Selbstbestimmungsrechts durchzuführen. Die derzeitigen Machtverhältnisse der Länder hinter dem Vorhang, also auch Mitteldeutschland, weisen den Weg nach Moskau. Hier liegt der Schlüssel für eine Änderung der sich so geographisch aufzeigenden Karte Osteuropas. Die Wiederherstellung der deutschen Einheit ist mithin zu einem Teil der Weltpolitik geworden. Deutschland kann dieses Ziel aus eigener Kraft nicht erreichen, am wenigsten aber mit einem außenpolitisch unselbständigen Polen. Auch eine Politik weiterer Unwahrscheinlichkeiten würde durch Verzicht auf staatliches Recht kein menschliches Verstehen fördern. Es müßte im Gegenteil das Vertrauen zu Deutschland erneut beeinträchtigen.

Es wäre wünschenswert, wenn diese 30 Thesen überall, und gerade bei den politischen Parteien, bei allen Handlungen sichtbaren Ausdruck finden würden.

ständige Versuche, Litauen zu erobern und die beiden deutschen Kolonien in Preußen und Lettland zu vereinigen, um Litauen von der westlichen Welt abzuriegeln, um sogar Missionaren den Zugang zu versperren und Litauens Christianisierung und Vereinigung mit der westlichen Kultur zu verhindern."

In gehässigerer Weise kann der Auftrag des Ordens nicht verfälscht werden. Hier stellt verblendeter Deutschenhaß alle Tatsachen auf den Kopf.

Aber der litauische Haß richtet sich nicht nur gegen den „Teutonen-Orden“. Daß Hitler – mit den Angriffsplänen gegen Rußland in der Tasche – 1939 Litauen auf massiven sowjetischen Druck zeitweilig an Moskau ausliefern mußte, wird heute als Deutsche Gehässigkeit gewertet. Der Einmarsch der deutschen Truppen im Jahre 1941 wird nicht als Befreiung vom Kommunismus gewürdigt, sondern als Vorbereitung einer neuen deutschen Kolonisation. Dann werden den ahnungslosen Amerikanern einige litauische Märchen aufgetischt, die den Mut des kleinen Litauen gegenüber dem bösen Deutschland beweisen sollen: „Untergrund-Widerstand brach in Litauen aus. Dank dieser Opposition wurde Litauen das einzige von den Deutschen besetzte Land, in dem es den Nazis nicht gelang, Legionen für die deutsche Wehrmacht zu schaffen, und aus dem sie das wenigste Material für ihre Kriegsmaschinerie zogen.“

Nun – die litauische Untergrundbewegung gegen die deutsche Wehrmacht ist ein reines Phantasieprodukt. Wenn es zu Widerstandsakten kam, dann nur von kommunistischer Seite. Das litauische Volk hatte während der sowjetischen Massendeportationen erfahren, was ihm vom Kommunismus drohte und sah die deutsche Besatzung mit anderen Augen als die Broschürensreiber an. Viele Litauer stellten sich der deutschen Wehrmacht als Hilfspolizisten und Hilfstruppen zur Verfügung. Über die Rolle dieser litauischen Verbände bei Judenerschießungen kam verschiedenes in Gerichtsverhandlungen in der Bundesrepublik und in Sowjet-Wilna zur Sprache.

Der deutsche Anteil an der Bewahrung der litauischen Sprache wird geflissentlich verschwiegen. Daß die ersten litauischen Bücher und Zeitschriften in Königsberg gedruckt und über die Grenze geschmuggelt wurden, liest sich in der Broschüre wörtlich so: „Die Litauer begannen, litauische Bücher und Zeitungen in dem von Deutschen besetzten Teilen Litauens (Preußen) zu drucken und in das russisch regierte Litauen zu schmuggeln.“

Verschmäht man es schon, die deutschen Professoren und Geistlichen für ihre selbstlose Arbeit an der litauischen Sprache zu loben, so vergißt es die Broschüre nicht, das Eigenlob dick aufzutragen. Natürlich tauchen wieder einmal die viel strapazierten ostpreussischen Frauen und Kinder auf, die „nur von den Litauern“ vor dem Hungertode bewahrt wurden. Selbst den polnischen Truppen, die sich 1939 in Litauen internieren ließen, habe man den Raub des Wilnagesbietes von 1920 nicht vergolten . . .

Bei dieser Broschüre handelt es sich um keine Einzelstimme. Es ist die Stimme der Amerika-Litauer in ihrer Gesamtheit. Nachdem wir sie vernommen haben, wird es den Exil-Litauern schwer fallen, von ihrem Landsmann Grigas Valancius abzurücken, der in seinem Buch „Litauen und das Gebiet von Königsberg“ (Lietuva ir Karaliaucius Krastas, Kirchheim-Teck) von der Notwendigkeit schreibt, Königsberg als zweiten Hafen Litauens zu gewinnen. Er nennt die Frage des Königsberger Gebietes eine wichtige internationale Nachkriegsfrage; für Litauen sei sie – nächst der Wilna-Frage – die wichtigste! Litauen und die Litauer seien an dem Verbleib des Gebietes von Königsberg höchst

Wird Königsberg litauisch?

Exil-Litauer entfalten rege anti-deutsche Propaganda

Wie wir auf Seite 89 des MD kurz mitteilten, ist das Gebiet von Königsberg, das bisher der Russischen Sowjet-Republik unterstand, in wirtschaftlicher Hinsicht dem Volkswirtschaftsrat der Litauischen SSR unterstellt worden. Ob demnächst als logischer Schritt auch der politische Anschluß Nordostpreußens an Sowjet-Litauen folgen wird, muß abgewartet werden.

In diesem Zusammenhang muß einmal klar ausgesprochen werden, daß es hinsichtlich der litauischen Grenzen keine Meinungsverschiedenheiten zwischen den litauischen Kommunisten und den demokratischen Exil-Litauern gibt. Die Einverleibung des Wilnagesbietes durch Litauen, mit der Moskau einen neuen Zankapfel zwischen die beiden Nachbarvölker warf, mit der Moskau aber auch die widerspenstigsten Litauer für sich gewinnen wollte, wird natürlich auch von den Exil-Litauern begrüßt. Selbstverständlich sehen es auch die bürgerlichen Litauer als richtig an, daß die Sowjets den Litauern das Memelland überließen. Und wenn nun die Übergabe Nordostpreußens an die Wilnaer Behörden winkt, so reicht auch bei den Exil-Litauern der Traum vom ganz großen „Groß-Litauen“.

Es muß von uns zur Kenntnis genommen werden, wie kraß anti-deutsch sich – besonders in Amerika – die litauische Propaganda gibt. Machen die Exil-Litauer in der Bundesrepublik noch in deutsch-litauischer oder sogar ostpreussisch-litauischer Gemeinschaft, so klingt es jenseits des Atlantik ganz

anders. Dort erschien kürzlich, von der Litauisch-Amerikanischen Gemeinschaft in Chicago herausgegeben, in großer Auflage die Propagandabroschüre „Lithuania“ in englischer Sprache. Gleich auf der ersten Seite ist von der litauischen Ostseeküste die Rede, an der Bernstein gefunden wird. „Sie ist eine der schönsten Küstenlandschaften Europas. Obwohl die Küstenorte nur wenig voneinander entfernt sind, bieten sie doch nach Landschaftsbild, Charakter und Bräuchen ihrer Bewohner große Verschiedenheiten“. Wenn man bedenkt, daß Litauen eine Küstenlinie von 20 km besitzt, an der sich außer Polangen kein namhafter Ort mehr befindet, so erkennt man, wo die Schreiber hinauswollen. So wundert es uns gar nicht, wenn wir auf Seite 2 eine Litauen-Karte mit „Klaipeda“ und Wilna, also die Umrisse des sonst so geschmähten Sowjet-Litauen finden.

Der Geschichtsabriß leistet sich weitere Ausfälle. Die Ausdehnung Litauens nach Osten und Süden im 13. Jahrhundert hatte nur den einen Sinn, Europa vor den Tarenhorden zu bewahren. In dieser verdienstvollen Tätigkeit wurde Litauen durch den „Drang nach Osten“ der „deutschen Welt“ gehindert. Vom Deutschen Ritterorden wird nur als vom „Orden der Teutonen“ gesprochen. Mit keinem Wort wird erwähnt, daß der Orden im Auftrag des Papstes an die Ostsee kam, um die letzten Heiden Europas zu bekehren. „Mit Unterstützung der deutschen Welt machte der Teutonen-Orden während eines Zeitraumes von 150 Jahren

Ostpreußen feierten Jubiläum der Königsberger Universität

„Albertina“ wurde 450 Jahre alt / Tafelrunde im Park-Hotel

Zu einer ostpreußischen Tafelrunde aus Anlaß des 450. Gründungsjubiläums der Universität Albertina zu Königsberg trafen sich auf Einladung der Landsmannschaft Ostpreußen e.V. deren Mitglieder und Freunde im Kuppelsaal des Park-Hotels. Vorsitzender Heinrich Lohmann begrüßte unter den 183 Teilnehmern als Ehrengäste die Bürgerschaftsabgeordneten Reinhard Barsuhn (SPD), Waldemar Klischies (SPD) und Ronald Neumeyer (CDU) sowie Hans-Joachim Röhrs, Vorsitzender des Vereins Naturschutzpark Lüneburger Heide, Dr. Frank Radtke, Direktor der Bremer Bank, Oberstaatsanwalt Dr. Christian Tietze, Kunsthändler Wolfgang Werner und Prof. Frerich van Dieken vom Nautischen Verein Bremerhaven. Hauptreferent des Abends mit kulinarischen Genüssen aus Ostpreußen war Prof. Dr. Dr. h.c. Hans Rothe, von 1984 bis 1993 Vorsitzender der Senatskommission der Universität Bonn für das Studium der deutschen Kultur und Geschichte des Ostens und zugleich von 1987 bis 1993 Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirates des Bundesinstituts für Ostdeutsche Geschichte und Kultur. Er erläuterte so sein Vortragsthema

– den Besuchern „Eine Universität in Königsberg und ihre Bedeutung für ein Land zwischen den Mächten“. Das Anton-Reiche-Bläser-Quintett mit Amelie Schilbach (Flöte), Helmut Schaarschmidt (Oboe), Herbert Carstens (Klarinette), Jens Carstensen (Horn und Gesang) und Dr. Kurt Schwender (Fagott) gestalteten den musikalischen Rahmen der Festveranstaltung.

Auf der Speisekarte des ostpreußischen Abends standen typische Spezialitäten dieser Region wie ein Pillkaller (Korn mit einer dicken Leberwurstscheibe), Rote-Bete-Suppe mit Schmand (dort „Beténbartsch“ genannt), Gänsebraten nach ostpreußischer Art mit Schmorkohl und Bratapfel sowie Mohnstriezel zum Nachtisch.

Mit der ostpreußischen Tafelrunde will die Landsmannschaft in der Bremer Bevölkerung das Bewußtsein wachhalten, daß West- und Ostpreußen, Pommern und Schlesier, aber auch alle anderen Bewohner der deutschen Siedlungsgebiete im Osten einen eigenen Beitrag zur kulturellen Identität Deutschlands geleistet haben. Diese war auf vielfältige Weise geprägt von den Wechselbeziehungen zu den Nachbarvölkern.

In Ostpreußen heulen die Wölfe

III. Gewaltsame Polonisierung im südlichen Teil — Potemkinsche Dörfer — Ein Bericht aus unseren Ostgebieten

Nach dem Bericht über die heutigen Zustände im sowjetrussisch regierten nördlichen Teil Ostpreußens schließen wir heute mit einem Überblick über den südlichen größeren Teil der alten deutschen Provinz, den jetzt die polnische KP-Regierung verwaltet (ausgenommen den westlichen Teil des ehemaligen Regierungsbezirks Westpreußen). Wie unsere Leser wissen, gibt es in den Ostblockländern keine Informationsfreiheit. Es ist außerordentlich schwer, aus den erreichbaren Quellen ein genaues Bild über den jetzigen Zustand der einst blühenden Provinz zu erhalten. Die Tatsachen müssen aus vorsichtig abgefaßten Briefen, aus Aussagen einzelner Spätvertriebener und aus polnischen und russischen Veröffentlichungen ermittelt werden. Unser Fortsetzungsbericht „In Ostpreußen heulen die Wölfe“ sollte dazu beitragen, die sorgenvolle Ungewißheit um das Schicksal der dort verbliebenen Menschen zu erhellen.

Über den südlichen Teil Ostpreußens herrscht ein polnischer Wojewode. Sein Sitz ist Allenstein, das heute *Olsztyn* heißt, und seine Aufgabe ist, das Land zu „polonisieren“. Zuerst glaubte die Wojewodschaft, in Ostpreußen leichtes Spiel zu haben. Ja, die polnischen Kommunisten schienen nach Kriegsende überzeugt, daß zunächst die Menschen masurischer Abstammung nur darauf gewartet hätten, für Polen optieren und den polnischen Staatsbürgerschein („*Obywatelstwo*“) entgegennehmen zu dürfen. Sie waren daher sehr erstaunt, gerade in Masuren auf großen Widerstand zu stoßen. Die Zahl der freiwilligen Optanten blieb äußerst gering, obwohl man es ihnen sehr leicht machte: Wer einen polnisch klingenden Namen trug oder seine Abstammung als „Masovier“ nachweisen konnte, wurde sogleich als Pole anerkannt. Und doch mußten die Polen Zwang und Terror anwenden, bis sie jene „Freiwilligen“ fanden, die sich der „großen nationalen polnischen Nation wieder zuführen“ ließen.

Bei Kriegsausbruch lebten im südlichen Ostpreußen 1 322 285 Menschen. Über die heutige Bevölkerung sagt eine polnische Statistik, die sich mit der Konfessionszugehörigkeit beschäftigt, etwas aus. Danach befanden sich im Frühsommer des Jahres 1953 in Südostpreußen 761 000 Katholiken, 93 000 Protestanten, 4200 Orthodoxe, 2100 Mohammedaner und 6000 Glaubenslose. Eine deutsche Erhebung vom 17. Mai 1939 (immer auf Süd-Ostpreußen bezogen) hatte folgende Zahlen ergeben: 340 578 Katholiken, 915 346 Protestanten, 10 164 andere Christen, 1868 sonstige Religionsgesellschaftsmitglieder, 12 856 Gottgläubige, 2401 Glaubenslose und 240 ohne Angabe.

Unbekannte Zahlen

Die Polen sagen, daß unter den angegebenen 761 000 Katholiken eine Gruppe von 59 000 „Angehörigen der Minderheit“ sei: das ist der Rest der ehemaligen deutschen 340 578 Katholiken. Die polnische Zahl der 93 000 Protestanten bezieht sich erst recht auf Deutsche, denn unter den polnischen Zuwanderern waren keine evangelischen Christen. Nach dieser Rechnung würden sich noch 152 000 Deutsche in Süd-Ostpreußen befinden. Dem steht freilich eine westdeutsche Schätzung gegenüber, die von nur 75 000 Deutschen in ganz Ostpreußen spricht. Doch muß man wohl bedenken, daß von

gen, daß gegenwärtig nur 1850 bestehen. Auf ihnen wird aber so gewirtschaftet, daß oft der Eigenbedarf in Frage gestellt ist. Rückgrat der Erzeugung sind nach wie vor die Privat-Landwirte. Ohne sie wären noch höhere Zulieferungen für die Einheimischen und besonders auch für die Urlauber nötig.

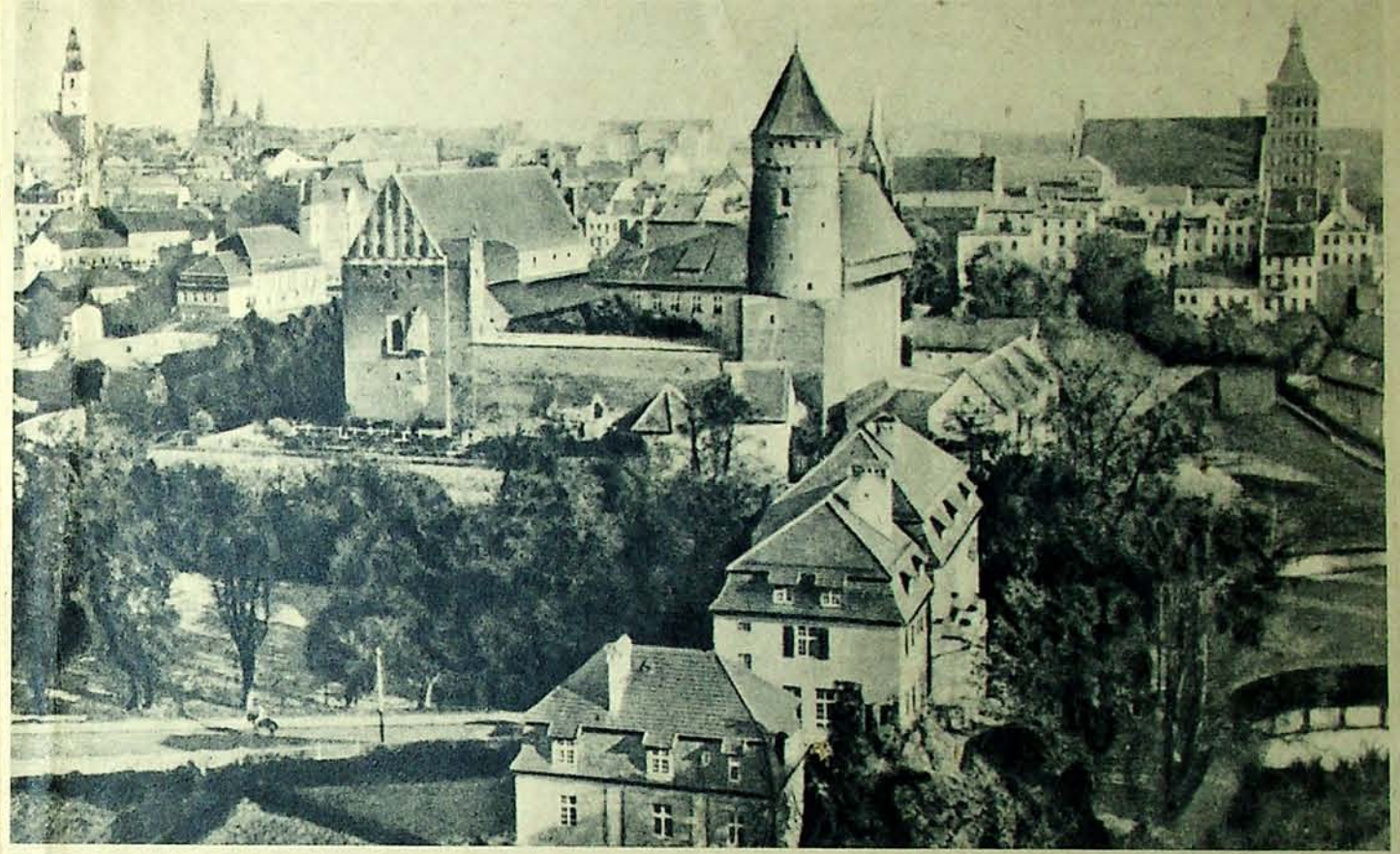
Denn das staatliche polnische Reisebüro „Orbis“ vermittelt bereits 13,1 vom Hundert aller Urlauber nach Süd-Ostpreußen. Überall in ganz Polen wirbt man auf Plakaten für die „Masurische Perle Polens“, womit Allenstein gemeint ist. Früher wohnten etwas über 50 000 Deutsche in Allenstein, heute sind es noch 820. Die polnische Einwohnerzahl übertrifft bereits die frühere deutsche. Im gesamten Regierungsbezirk Allenstein — früher 568 024 Einwohner — leben heute noch 65 000 Deutsche und 40 000 bis 50 000 Optanten deutscher Volkszugehörigkeit.

Die Stadt ist für die verbliebenen Deutschen in böser Erinnerung. 1949 begannen die polnischen Behörden mit den Zwangs-Optionen. Alle auf ihren Listen Befindlichen — vor allem Arbeitsfähige und Familien mit vielen Kindern — wurden verhaftet und zur Unterschrift gezwungen.

Allesstein hat innerhalb der letzten zwanzig Monate sein Antlitz sehr verändert. Aus dem dreieckigen Behördennest der ersten Jahre nach 1945 machte Warschau unter Einsatz aller Möglichkeiten eine saubere Provinz- und Urlauberstadt. In der alten Kaiserstraße (jetzt „*Ulica Stalina*“) wurden Touristenhotels errichtet. Immer mehr Kongresse und Veranstaltungen — auch aus dem nördlichen Kongresspolen — werden in die Stadt gelegt. Im deutschen Treudank-Theater (jetzt „*Osterwa*“) gastieren Warschauer Ensembles. Im Zweigbetrieb „*Stefan-Jaracz-Theater*“ finden Konzerte statt. Am völlig ausgebrannten Markt entstanden Vergnügungstätten. Im renovierten Neuen Rathaus sitzt der Wojewode, im Alten Rathaus hat man die

gen der mittelalterlichen Leuchten anbringen. Zur Zeit herrscht sowieso ein solcher Strommangel, daß das im Stadtpark errichtete Russen-Denkmal (früher stand hier ein deutsches Denkmal für den Abstimmungssieg) nicht mit allen vorgesehenen sechs Scheinwerfern von Einbruch der Dunkelheit bis zum Morgen angestrahlt werden kann. Auf dem Alten Markt wurden die Galeriehäuser wieder aufgebaut, auch in der alten Form. Nur, daß man an den Häusern Schilder anbringt, auf denen diese Zeugen deutscher Vergangenheit als „mittelalterliche polnische Architektur“ ausgegeben werden. In den vergangenen Wochen hat Allenstein verschiedentlich von sich reden gemacht. Einmal durch das Todesurteil des Allensteiner Bezirksgerichts gegen einen Deutschen (Joachim Schaak) wegen „Spionage“ in Verbindung mit der Verhängung von hohen Haftstrafen gegen seine angeblichen Komplizen (Schmidt 15 und Sadowski 12 Jahre Gefängnis), und zum anderen durch den Überfall von Beamten des polnischen Staatssicherheitsdienstes (UB) auf den Amtssitz des Bistums Ermland in Allenstein. Das Ordinariat wurde umstellt und völlig durchwühlt. Man beschädigte die Einrichtung, raubte Akten und verhaftete schließlich den Kapitularvikar Dr. Adalbertus Zink. Dr. Zink ist damit der zweite von den Polen bestätigte Kapitularvikar für Ermland, der verschleppt wurde (sein Vorgänger Theodor Benz wurde 1951 verhaftet).

Der besseren Versorgung in der Stadt Allenstein — Einkauf bestimmter knapper Waren nur gegen Ausweis für die Stadtbewohner! — steht der Mangel in den Dörfern entgegen. Man hat dort wieder



Allesstein, heute unter dem Namen *Olsztyn* Sitz eines polnischen Wojewoden, der über Süd-Ostpreußen herrscht, war als deutsche Stadt durch Holzverarbeitung und Holzhandel, Mühlenwerke und Eisenindustrien zu anscheinlicher Blüte gelangt. Die im Jahre 1348 gegründete Ordensburg war später bischöfliches Schloß und diente eine Zeitlang Kopernikus als Wohnsitz. Aus „Nie vergessene Heimat“ Verlag Thordsen, Hamburg

zu haben. Jetzt verlangt man 24 Zloty dafür — und es gibt sie auch nicht. Aber der Schwarzhandel bietet sie den Bauern, die danach jammern, für 60 Zloty an. Seitdem haben die Böttcher zu tun. Die Bauern lassen sich wieder Holzeimer herstellen.

Die Zahl der leerstehenden Höfe in der Umgebung von Allenstein wird sogar von der Warschauer Zeitung „*Zycie Warszawy*“ mit 1438 angegeben. Flüchtlingsberichte und Briefe besagen aber, daß eine weitaus größere Zahl von Höfen unbewirtschaftet ist. Besonders bezeichnend ist, worüber geklagt wird: In Guttsstadt, daß die aus Turkmenien eingeführten Karakulschafe alle krepieren und das Soll an Wolle trotzdem geliefert werden muß; in Hohenstein, daß keine chemischen Mittel gegen die Kartoffelkäferplagen geliefert wurden und daß die Arbeitskräfte nicht zum Absuchen ausreichten; in Johannsburg, daß Kleinkinder und Schulkinder an einer Pockenepidemie starben, weil keine Impfungen vorgenommen worden waren und weil es an Bekämpfungsmitteln sowie Ärzten fehlte; in Nikolaiken, daß nicht einmal das Abfallholz auf den weiten Kahlschlägen gesammelt werden

lassen haben. In Süd-Ostpreußen mache eben jeder, was er wolle. Dadurch kommt es in manchen Gemeinden zu Härten, wenn die polnischen Ortsgewaltigen „Deutschenfresser“ sind. Auf Recht und Gesetz sich verlassen zu wollen, sei sinnlos. Es ist vorgekommen, daß alte Deutsche der Kirche verwiesen werden, weil sie (als Katholiken) dem polnischen Geistlichen nicht in Polnisch zu antworten vermochten. Nur ein Gebiet gibt es, das in ganz Süd-Ostpreußen gleichermaßen gehandhabt wird: das Beichtgeheimnis. Beichten werden überall in Deutsch und Polnisch entgegengenommen. Bisher sind nur zwei Fälle bekanntgeworden, in denen das Beichtgeheimnis von den Geistlichen gebrochen und Anzeige erstattet wurde. Diese Geistlichen werden seitdem von Deutschen und von Polen gemieden. Ein Kenner schreibt, daß sich die polnischen Priester im öffentlichen Gottesdienst ebenso wie bei den Beichten verhalten würden, wenn sie während des Gottesdienstes nicht Gefahr liefen, von den ständig anwesenden Spitzeln denunziert zu werden.



von nur 75 000 Deutschen in ganz Ostpreußen spricht. Doch muß man wohl bedenken, daß von unserer Zahl der 152 000 verbliebenen Deutschen die Optanten abgerechnet werden müssen. Wenn aber, wie die polnischen Angaben sagen, 32 bis 34 vom Hundert für Polen optiert haben, muß man annehmen, daß ungefähr 100 000 Deutsche nicht optierten. Tatsächlich sind auch bisher die Anschriften von mehr als 80 000 Deutschen in Süd-Ostpreußen festgestellt worden.

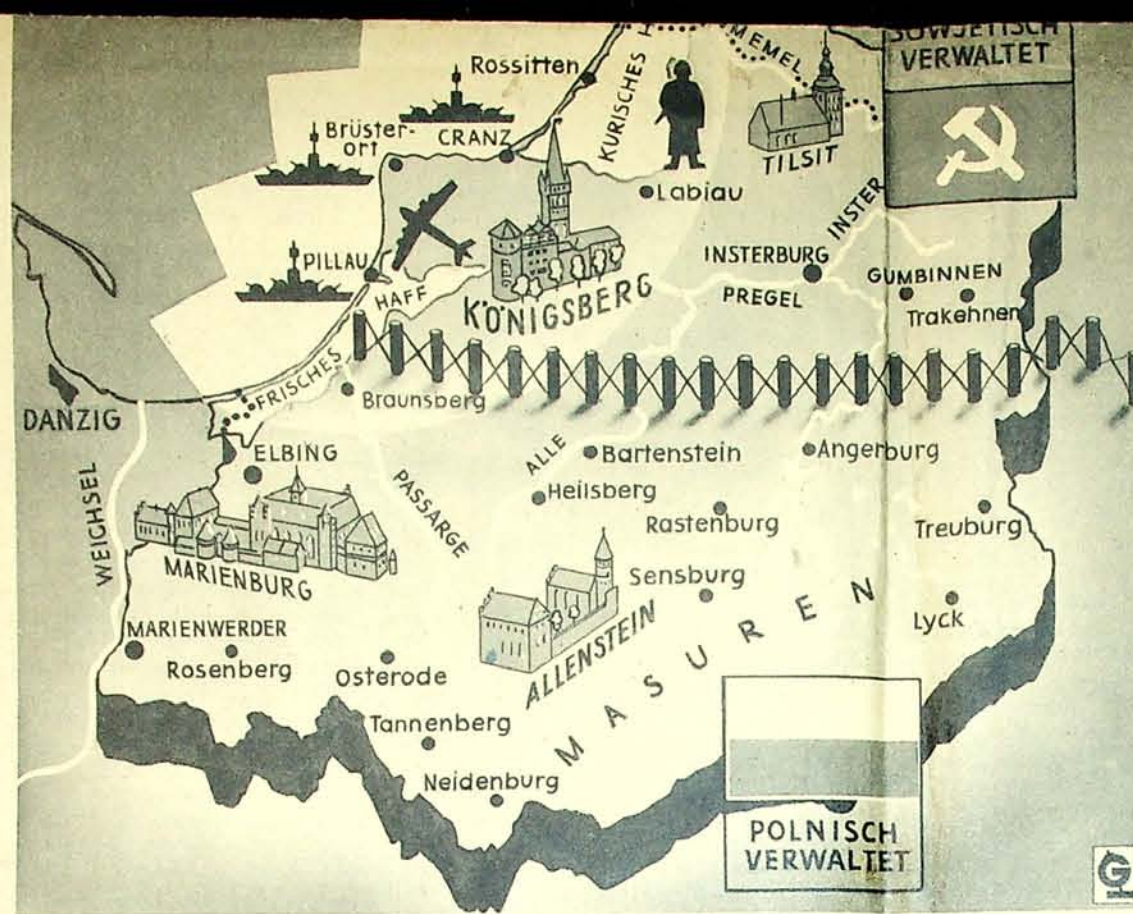
Während im sowjetisch annektierten nördlichen Teil Ostpreußens neue Siedler zwangsweise beschafft werden mußten, fanden sich im polnisch verwalteten Teil viele Freiwillige ein. Aber was für Leute kamen ins Land! Arbeitsscheue, polizeilich Gesuchte, Beutegierige. Sie an die Arbeit zu bringen, ist nicht gelungen. Die Fluktuation der Bevölkerung ist sehr hoch. Das Rückgrat der Landwirtschaft sind nach wie vor die Deutschen und die Masuren. Diesen hat man daher — auch wenn sie nicht optierten — in Tausenden von Fällen die Höfe belassen.

Und die übrigen? Da sind aus Frankreich zurückgekehrte oder aus dem Fernen Osten abgeschobene Polen. Man findet Ostpolen, Ukrainer, Galizier und sogar nach hier verschlagene Asiaten. Auch viele polnische „Fremdarbeiter“, die während des Krieges zur Arbeit eingesetzt worden waren, blieben im Land. Wie wenig sie allesamt leisten, geht schon daraus hervor, daß die Warschauer Regierung Süd-Ostpreußen nicht, wie Pommern, Ost-Brandenburg und Schlesien, zu den „Westgebieten“ rechnet. Zum Beispiel teilte am 1. Dezember 1953 die polnische Presseagentur PAP mit: „In den letzten zwölf Monaten wurden 7000 Bauernfamilien in der Wojewodschaft Olzтын und in den wieder-gewonnenen Westgebieten angesiedelt.“ Übrigens hatte der Plan 50 000 Familien vorgesehen.

Wie sieht es nun im einzelnen aus?

Allenstein, die „Musterstadt“

Allenstein als Wojewodschafts-Hauptstadt ist mit dem Gebiet um die über 3000 kleinen und großen Masurischen Seen Schwerpunkt der polnischen Anstrengungen. Kolchosen, Sowchosen, staatliche Güter und Viehfarmen nahmen sich der herrenlosen Ländereien an. Im Laufe der Jahre wurden fast 3000 solcher Gründungen verzeichnet. Inzwischen sind jedoch so viele wieder eingegan-



Zeichnung Huttner

„Volksuniversität“ untergebracht. Hier fanden auch am 31. Oktober 1953 Feiern zum 600jährigen Bestehen statt — allerdings beging man hier die „polnische“ Stadtgründung Allensteins.

Die Pläne sehen vor, daß die mittelalterlichen Gassen und Häuser im Altstadt-Bezirk erhalten bleiben sollen. Warschau untersagte die von den Genossen des Stadtsovjets vorgeschlagene Niederreißung dieses „Schwabke“-Viertels („Schwabke“ ist ein Schimpfwort für Deutsche, auch „Hitlerowskis“ genannt). Man will sogar die moderne Straßenbeleuchtung herausreißen und Nachbildung

auf Petroleum umgeschaltet, da die Energieversorgung nicht ausreicht. Ein Liter Petroleum kostet offiziell vier Zloty (ein Zloty = 1,05 DM West). Der polnische Staat hortet das Petroleum, beliefert die Geschäfte nicht mehr damit und läßt es durch Mittelsleute der Bevölkerung schwarz anbieten. Preis: neun Zloty der Liter. Ebenso steht es mit Steinkohle. Offiziell kann man sie in Polen für 15 Zloty den Zentner kaufen, in Süd-Ostpreußen jedoch darf der Bürger 40 und mehr Zloty dafür bezahlen. Oder die Melkeimer: vor der „Preissenkung“ kosteten sie 10,40 Zloty und waren nicht

darf, und in Heilsberg, das die letzten Zuckerwaren vor vier Jahren im Handel waren.

Rastenburgs Bevölkerung beträgt zur Zeit 24 500 und liegt damit erheblich über dem Vorkriegsstand (17 200). An Deutschen befinden sich 2800 in der Stadt. Unter ihnen lebt eine sogenannte „1500-Zloty-Brigade“, das sind Deutsche, die sich freiwillig zum Minenräumen in der „Wolfsschanze“ meldeten und dafür ein monatliches Gehalt von 1500 Zloty erhalten. Für jede geräumte Mine gibt es pro Mann der Brigade noch einmal 50 Zloty. Das stark vermintete Gelände bringt jedem Brigademitglied einen monatlichen Verdienst von 7000 bis 8000 Zloty — ein Vermögen. Die Verluste sind aber sehr hoch. Einheimische sprechen bisher von 60 Personen. Bezeichnend ist wohl, daß seit drei Jahren in dem sogenannten „Görlitzer Wald“ (Umgebung der Wolfsschanze) keine regulären polnischen Pionereinheiten mehr die Minen räumen. Die Lage der unzähligen Explosivkörper ist unbekannt — das letzte Werk der abrückenden Sicherheitstruppen des deutschen Hauptquartiers. Auch viele Zivilisten haben ihre Neugierde oder Beutelust mit dem Leben oder mit schweren Verletzungen bezahlen müssen. Es ist ein unfreiwilliger Witz, wenn schwedische Zeitungen unter diesen Umständen davon sprechen, Polen und Russen hätten „die ehemaligen deutschen Anlagen wieder in altem Zustand zum Aufbau von Kommandostäben übernommen“. Bisher hat nur der Minentod eine Funktion übernommen.

Spricht Gott polnisch?

Völlig willkürlich ist die Behandlung der Sprachfrage im Gottesdienst. In Sensburg zum Beispiel wurde den Deutschen (es sind noch 900) verboten, die Kirchenlieder in deutscher Sprache zu singen, während Lesegottesdienste und Predigten in Deutsch gehalten werden dürfen. Es gibt auch Gemeinden, in denen es umgekehrt zugeht, wenn es sich um deutsche Katholiken handelt: der Pfarrer betet polnisch, auch die Liturgie wird in dieser Sprache gehalten — setzt die Orgel ein, wird in deutscher Sprache gesungen. Es ist schwer, die Gründe für die unterschiedliche Haltung in diesen Fragen zu finden. Einheimische meinen einfach, es sei weiter nichts als eine Schlamperei der polnischen Behörden, die nicht, wie in den „Westgebieten“ allgemein bindende Anordnungen er-

Wie geht es den Deutschen?

Die Lage der Deutschen ist unübersichtlich. In vielen Landesteilen wurden die in den „Westgebieten“ eingeführten Minderheitenrechte (vor allem: deutsche Schulen) noch nicht eingeführt. Anderswo überläßt man sie sich selbst und ist nur daran interessiert, daß sie ihre Arbeit tun oder genügend abliefern. In den Plänen zur Errichtung einer deutschen Schule in Allenstein steht, daß nur solche Kinder von Deutschen (Nicht-Optanten) in ihr unterrichtet werden dürfen, die in den Pflichtfächern Polnisch und Russisch mit Erfolg abschneiden.

In den Gegenden, in denen auch heute noch Deutschenverfolgungen stattfinden, bedient man sich des berüchtigten polnischen Gesetzes. Es ist dasjenige, das die „Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit von zukünftigen Straftaten bestimmter Personen“ behandelt. Danach kann jeder festgesetzt werden, der in Verdacht steht, daß er sich irgendwann einmal staatsfeindlich betätigen werde. Dieses Gesetz wurde vor allem den Polen zur Kenntnis gebracht, um Denunziationen zu fördern. Infolge der negativen Zusammensetzung der polnischen Zuwanderer kommt es daher immer wieder zu willkürlichen Anzeigen. Faule Polen verjagen damit Deutsche von ihren Höfen. Sie übernehmen sie aber höchstens für ein halbes Jahr, verkaufen alles und verschwinden dann wieder. Nachträglich verfügen die Behörden dann in diesen Fällen die Rückgabe.

Seit einiger Zeit macht sich jedoch bei den polnischen Ämtern eine Unlust bemerkbar, sich weiterhin von den Asozialen unter ihren Landsleuten dumm machen zu lassen. Das letzte Wort spricht aber der UB, der aus Selbsterhaltungsgründen immer nach imaginären „Saboteuren“ fahndet.

Unter den einfachen Polen sind viele, die im geheimen die Deutschen unterstützen. Nur ist das in Süd-Ostpreußen schwerer und gefährlicher als in irgendeiner anderen Wojewodschaft. Die Masse der sesshaft gewordenen Polen jedenfalls haßt das kommunistische Regime und die Sowjets, und diese den Deutschen und den Polen gemeinsame Erkenntnis des einen großen Feindes ist für viele die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Im kleinen haben unzählige deutsche und polnische Menschen bereits ihren Frieden miteinander gemacht.



HENKELL

Ein KLASSIKER
des Weinkellers

Hoheiten hoch im Kurs

Im Rausch gleicher Zuneigung — Der deutsche Film erweckt Hoffnungen / Von Erika Müller

Erregte strahlende Gesichter junger Mädchen, jubelnde Halbstarke, die grelle Begeisterungspiffe ausstoßen, wogende Menschenmengen, begeisterte Volksaufstände, Polizei in fröhlichem oder ärgerlichem Handgemenge kann man in diesen Wochen im abendlichen Lichterfluten in vielen Städten von Aachen bis Hannover, von Düsseldorf bis München beobachten. Menschen, die sich im Rausch gleicher Zuneigung finden. Sie gilt Filmstars und wird in der gleichen Vehemenz heute beinahe nur noch Sportlern und Jazzkönigen dargebracht. Sie ist seit 1945, unserer neuen Zeitrechnung, ständig gestiegen und übertrifft in ihrem Umfang erheblich die Huldigungen, die einst Schauspielerinnen wie Sarah Bernhardt empfangen in jenen für große Gesten empfänglichen Zeiten, da man den Angebeteten die Pferde noch ausspannen und sich dazu hinreißen lassen konnte, Mäntel als Teppiche auszubreiten. In Hollywood staunt man und wundert sich, wie in Europa und besonders in Deutschland selbst wenig gefeierte amerikanische Stars umjubelt werden. Sie haben hier, ebenso wie die Jazzgrößen, bedeutend mehr Chancen als in den Staaten. Nun, drüben ist das Fernsehen noch nicht verbreitet, sagt man in Hollywood. In Amerika hat erst in den letzten Monaten durch kostspielige, aber Neugier erweckende und daher in der Spekulation richtige Experimente mit neuen Techniken, wie Cinerama und Cinemascope, die Kinobesucherschiff erheblich zugenommen, die seit dem Jahr 1947 ständig gesunken war.

Man möchte hoffen, daß in Deutschland die Begeisterung der Besucher ein Ausdruck für die endlich bessere Qualität der Filme ist. Ist sie es? Oder ist der Taumel der Menge nichts als ein Schrei, um

die Langeweile zu übertönen, nichts als ein Zeichen, daß man nichts mit sich selber und seinem eigenen Leben anzufangen weiß und sich der Massenaneignung erträumter Ebenbilder hingibt, die im Dunkeln des Kinos auf der hellen Leinwand wie auf schönen Inseln der Geborgenheit wohnen, wohin man sich aus den Enttäuschungen des Lebens und der Unsicherheit des Alltags für ein paar Stunden retten kann? Alle Filmtitel dieser Kategorie reimen sich auf Liebe. Aber auch jene Enterbten und Verfolgten auf der Leinwand sind beliebt, die keine Nervosität kennen und keine Furcht. Überwinder der Lebensangst! Was das Leben nicht bringt, spendet sowohl die zuckersüße als die harte Illusion.

Aber die Qualität des deutschen Films ist tatsächlich viel besser geworden. Wir deuteten es im September bei der Besprechung des Films „Solange du da bist“ („Die Zeit“, Nr. 36) an, und seitdem ist es immer wieder bestätigt worden. Auch ausländische Filmexperten, die Deutschland bereisten, haben sich dazu geäußert. Laszlo Benedek, Regisseur des Films „Tod eines Handlungsreisenden“, sagte kürzlich: „Ich habe überall gehört, der deutsche Nachkriegsfilm sei so schlecht. Die wenigen, die ich sah, waren gut. Nur die männlichen Darsteller gefallen mir nicht.“ Er nahm „Film ohne Titel“ und „Solange du da bist“ mit in die Staaten. Im Sommer wird er in Deutschland Tucholskys „Schloß Gripsholm“ verfilmen. Und Werner Katzenstein, der seit 23 Jahren in Argentinien lebt, schrieb in einem Aufsatz „Wiedersehen mit Deutschland“ in der Fachzeitung „Der Film“: „Das Niveau der Filmproduktion ist in der ganzen Welt in den letzten Jahren gesunken. Auf den Filmfestspielen

werden nur allzu häufig Filme preisgekrönt, die ‚gekonnt‘ sind, ein gutes Geschäft sein mögen, aber keine Kunstwerke, die auch in fünf oder zehn Jahren noch etwas zu sagen haben. Die Zahl jener Filme von internationalem unveränderlichem Wert, wie sie früher auch in deutschen Ateliers entstanden sind, ist in der letzten Zeit in der ganzen Welt gering geworden.“ Auch dieser Besucher Deutschlands wendet sich gegen den deutschen „Film-Minderwertigkeitskomplex“, da die letzten deutschen Filme durchaus mit den mittelmäßigen des Auslandes konkurrieren könnten. Das ist kein großer Trost.

Aber der Film als Kunstwerk? Wo bleibt der deutsche Spitzenfilm? Seit etwa einem halben Jahr gibt es eine Gilde der Filmkunsttheater in der Bundesrepublik, die in vielen Großstädten solche Spezialkinos (in Berlin drei) unterhalten. Sie möchten jene anspruchsvollen Leute für das Kino gewinnen, die bisher nur Theater, Konzerte oder Kabaretts besuchten, die den landläufigen Film scheußlich finden und die Zeit dafür nicht verschwenden. Diese Filmkunsttheater müssen ihr Programm noch immer zum großen Teil mit Stummfilmen bestreiten, aus der großen klassischen Zeit des Films mit künstlerischem Impuls, wenn man die Entwicklung bis heute betrachtet. Sie richten unermüdlich eine herzliche Einladung an die deutschen Filmproduzenten: „Besucht recht oft unsere Kinos, damit ihr seht, wie man gute Filme macht.“

Der Begeisterungstaumel der Filmtheater gilt in den letzten Wochen vor allem dem Film „Königliche Hoheit“, der in einigen Kinos schon fünf Wochen läuft (Hamburg, Passage-Theater). In dem Bericht eines Filmfachblattes über die „Bilder einer königlichen Reise“ heißt es im Filmjargon: „Als sich der Wagen mit Dieter Borsche und Ruth Leuwerik (den Hauptdarstellern) in Wuppertal millimeterweise durch die Menschenmasse schob, rief eine vergnügte Eingeborene reifen Alters, stolz ob des fulminanten Aufstandes und der Begeisterungsfähigkeit ihrer Landsleute, ins Wagenfenster: ‚Die Wuppertaler sind die Spanier von Deutschland.‘ Benühte und bis zur Erschöpfung ringende Polizei mußte vor so viel Begeisterung kapitulieren. Der Versuch (vor einem Kino in Düsseldorf) durch Schließung der eisernen Hof-tore einen Stop im Zustrom der Autogrammwütigen eintreten zu lassen, mißlang völlig. Männlein und Weiblein überstiegen die hohe Mauer, drückten und quetschten sich.“

Aus allen Städten erklang das Lob dieses bisher „geglücktesten deutschen Nachkriegsfilms“. Harald Braun hat einen sauberen Film gemacht, kein Zweifel. Die Farbe ist für dieses Kolorit eines kleinen Residenzstädtchens um 1912 besonders glücklich verwendet, die Schauspieler sind sehr gut geführt, außer den Hauptdarstellern hervorragend eine ganz neue Lil Dagover als verstörte Gräfin Löwenjoul, Günther Lüders vollendet in der Studie eines Kammerdieners, Heinz Hilpert als amerikanischer Millionär und Mathias Wiemann auf der Hut vor der Gefahr der Übertreibung in der gefährlich ausgeweiteten Rolle des Lehrers Überbein. Der literarische Wert des Romans von Thomas



Maria Schell und Bernhard Wicki auf einem mohammedanischen Friedhof in Jugoslawien. Eine Szene aus dem von Helmut Käutner gedrehten Partisanenfilm „Die letzte Brücke“. Aufn.: Columbia-Film

Partisanen kritisieren

Der Partisanenkrieg ist kein feiner Krieg, und Partisanen sind keine feinen Leute. Aber der Partisanenkrieg war eine Realität (die, wie man befürchten muß, auch noch eine große Zukunft haben könnte), und so kann er sehr wohl Objekt eines Films sein. Vielleicht dachte Helmut Käutner, als er zwischen Mostar und Dubrovnik den Film „Die letzte Brücke“ drehte, daß man sich selbst nach den schrecklichsten Auseinandersetzungen wieder vertragen muß. Die Story seines Films ist also versöhnlich, die Columbia Filmgesellschaft, die den Film verleiht, gibt sie wie folgt wieder:

Eine junge deutsche Ärztin, die in einem deutschen Lazarett im Partisanenkampfgebiet arbeitet, wird von einer jugoslawischen Partisanengruppe entführt, deren Kommandeur schwer verletzt worden ist und operiert werden muß. Die junge Frau (Maria Schell) leistet dem Gegner ärztliche Hilfe, dann flieht sie, wird wieder eingefangen und kehrt schließlich aus Pflichtgefühl zu den Partisanen zu-

ein möglichst negatives und primitives Bild gaben. Dieselben Deutschen haben kulturlos eine Othello-Premiere in Mostar verlassen und haben hinterher noch erzählt, daß ihnen das Stück nicht gefallen habe ...

„Wie können solche Leute Humanität darstellen? Und was ist das für eine Humanität: Eine gefangene deutsche Ärztin heilt unsere Verwundeten, diese aber erschließen sie zum Schluß, und auf der anderen Seite werden in deutschen Krankenhäusern verwundete Partisanen kuriert! Wenn wir dem hinzufügen, daß der Regisseur ein Deutscher ist, daß der Kameramann ein Deutscher ist, daß die Darsteller der Hauptrollen Deutsche sind, daß die Art, zu filmen, deutsch ist, dann wird schon klarer, was das alles bedeutet ...“

„Aber noch viel schwerwiegender und schrecklicher sind einige andere Tatsachen. Der Hauptfinanzier des Films ist Karl Szokoll, ein Mann, der während des Krieges als deutscher Offizier in Jugo-



Ein Farbfilm um vier Künstler. Im Kino des Museums of Modern Art in New York versammelt

Ein Farbfilm um vier Künstler. Im Kino des Museums of Modern Art in New York versammeln sich täglich Kunstenthusiasten, um sich Experimentier- und avantgardistische Kunstfilme anzusehen. Filme, die nicht mit der Kamera aufgenommen wurden, sondern in denen Künstler Bilder oder Töne direkt auf das Zelluloidband zeichneten, Filme über die Arbeitsmethoden und aus dem Leben einzelner Künstler, kunsthistorische Filme. Aus Frankreich kennen wir schon eine ganze Reihe von Streifen, die das Werk der großen Künstler des Landes verherrlichen. Nun wurde in Paris und Köln von Herbert Seggelke ein deutscher Farbfilm „Eine Melodie — vier Künstler“ beendet, der so verschiedene Männer und ihren Schöpfungsprozess vorstellt wie den in Paris lebenden Schweizer Maler Hans Erni, dessen Plakat ihn zuerst bekannt machte, den ebenfalls in Paris arbeitenden italienischen Mosaikbildner Severeni, Jean Cocteau als Vertreter Frankreichs und den deutschen Maler Wilhelm Nay. Alle vier Künstler versuchen in einem Teil des Films zur Musik von Bach unter Ausschaltung der Kamera ihre Eindrücke direkt auf das Filmband zu zeichnen. Unser Bild zeigt Hans Erni im ersten Teil des Films, in dem die Kamera die Künstler bei der Arbeit vorstellt. Rechts auf der Komposition in der Mitte der Figurengruppe Picasso mit der Friedenstaube.

Aufn. Edgar Schall

SPORT DER ZEIT

Olympische Gespräche

Der Streit um die Olympischen Spiele 1956 artet langsam aus. Man wird sich erinnern, daß sich im vergangenen Jahre nicht nur die Männer des Internationalen Olympischen Komitees wegen angeblich großer Unzulänglichkeiten bei der Vorbereitung dieser sportlichen Weltspiele in die Haare gerieten, sondern daß auch die verschiedensten Sportverbände und Sportführer in die hitzige Debatte „Melbourne — Ja oder Nein“ eingriffen und kategorisch eine radikale Lösung des Konfliktes in der Richtung forderten, die Spiele schnellstens an ein anderes Land zu vergeben, das mehr Interesse an der Ausrichtung der Kämpfe zu zeigen bereit wäre und auch mehr Opfer finanzieller Art zu bringen sich verpflichten würde.

Zu dieser „Doktor-Eisenbart-Kur“ ist es gottlob dank der Initiative und der fast schon olympisch zu nennenden Ruhe und Abgeklärtheit des Präsidenten des IOC, Avery Brundage-Nordamerika, nicht gekommen. Es gelang ihm, die in Melbourne verantwortlichen Männer endlich dazu zu bringen, die größtenteils berechtigten Forderungen des internationalen Sports im Hinblick auf die Ausgestaltung der Spiele und ihre innere Organisation zu erfüllen. So spricht man also von einem Desinteresse und einer Unfähigkeit des Melbourne-Ausschusses nicht mehr. Im Gegenteil, man verzeichnet mit Freuden und Genugtuung, daß nun auch im sechsten Erdteil so etwas wie eine olympische Begeisterung herrscht — trotz der erheblichen pekuniären Sorgen, die man gerade in Australien in dieser Hinsicht hat.

Aber Ruhe ist dennoch nicht eingetreten. Es gibt nach wie vor zahlreiche Unzufriedene, die einfach 1956 nicht die große Reise nach Australien antreten wollen, die, das muß man allerdings anerkennen, in vieler Beziehung eine Belastung für die Mehrzahl aller Sportler mit sich bringen wird. Dabei denken wir noch nicht einmal an das ungewöhnliche Klima und die Tatsache, daß man sich gerade so um Weihnachten herum in den hier üblichen Sommersportarten an den Start begeben muß. Man versucht

jetzt wieder über die reiterlichen Wettkämpfe die australischen Spiele zu torpedieren.

Frankreichs Vertreter im IOC, Massard, ist der Hauptruferteil im Streite und meint, daß allein schon die Olympischen Regeln eine Verlegung der Spiele in ein anderes Land forderten, das nicht so merkwürdige Quarantänebestimmungen für die Einfuhr von Pferden hat. Danach müßten die für die Wettkämpfe bestimmten Vierbeiner bereits ein halbes Jahr früher nach Australien gebracht werden, und das kann man ja nun schlechthin von niemandem verlangen. Es bleibe also nach wie vor nur die Lösung übrig: fort von Australien, zurück nach Europa (oder Amerika, das sich auch wiederum beworben hat).

Und noch einmal goß Mister Brundage Ol auf die Wogen. Das IOC lehnte erneut den französischen Antrag ab, nachdem Brundage, der durchaus (und auch mit Recht) die Spiele für Australien retten will, erklärt hatte, es bestehe sicherlich die Möglichkeit, ein bestimmtes Gebiet des Commonwealth of Australia für die Zeit der Spiele von den Quarantänebestimmungen auszunehmen. Mehrere Inseln ständen dafür zur Verfügung, sie seien sehr gut für Reitwettbewerbe geeignet und man sollte keine vorläufigen Beschlüsse fassen und die Reiterwettkämpfe zum Beispiel nach Dublin oder sogar nach Berlin verlegen. Im übrigen könnte man auch die Pferde einem besonderen Impfprozess oder einer speziellen veterinärärztlichen Untersuchung unterziehen. Und dann zeigte sich Brundage erneut als großer Optimist. Selbst wenn das aber nicht möglich sein sollte, dann würde es der Wissenschaft bestimmt gelingen, bis 1956 entsprechende Fortschritte auf diesem Gebiet zu machen und dadurch auch die Reiterkämpfe für Australien zu sichern. Wohlan denn: Tierärzte aller Welt vereinigt euch und stürzt euch in einen wissenschaftlich-ärztlichen olympischen Wettstreit! Damit auch Monsieur Massard beruhigt sein kann und keinen Verstoß mehr gegen den olympischen Geist wie gegen den Buchstaben des olympischen Gesetzes anzuprangern vermag, auch wenn er seinen Antrag im Mai noch einmal dem IOC unterbreiten will.

W. F. K.

Der literarische Wert des Romans von Thomas Mann war nicht wiederzugeben. Bis auf eine eingefügte Szene vom Aufstieg eines Fesselballons ist kein verlockender Versuch gemacht worden, dokumentarisch Zeitgeschichte zu filmen. Die auf der Hand liegende Möglichkeit, witzige Parallelen vom verarmten Deutschland und dem reichen Onkel aus Amerika zur heutigen Situation anzudeuten, wurden ängstlich versäumt. Der Film ist eine auf den lebenswürdigen Ton „Es war einmal“ abgestimmte Mischung von märchenhafter Atmosphäre und Ironie, die das Buch vorschreibt, aber dennoch nichts weiter als die zehntausendste Wiederholung des Themas „Liebe“ in der Perfektion, die schon die Ufa meisterlich beherrschte. Das Paar Borsche-Leuwerik hieß schon oft Willy Fritsch-Lilian Harvey oder ähnlich. Das Milieu der kleinen Residenz aber, so dachten wir, ist in Deutschland schon zu Tode gefilmt, mit Ernst, mit Scherz und Ironie. Aber der hohe Kurs von Hoheiten heutzutage scheint eine neue Welle heraufzuspülen.

Auch der vor der Uraufführung stehende Film „Eine Liebesgeschichte“ nach der herben Novelle von Carl Zuckmayer wird Liebe, adlige Rittmeister und ein nicht standesgemäßes Mädchen behandeln. Aber dieser Film experimentiert immerhin mit einer neuen Technik „Plastorama“. Und der Regisseur Rudolf Jugert verspricht uns als Hauptdarstellerin eine neue Hildegard Knef, das heißt — gereift — die alte, die in ihren Anfängen eine so große Hoffnung für den deutschen Film war. „Ich habe eine ganz bestimmte Vorstellung von Hildegard Knef“, erklärte er, „für mich ist die echte Knef die des ‚Films ohne Titel‘, mit dem wir beide uns nach dem Krieg den ersten internationalen Preis für den deutschen Film holten. Als Vamp ist sie eine Fehlzüchtung. Die neue Rolle soll sie vom Odium der ‚Sünderin‘ ein für allemal reinigen.“

Noch ein dritter Film, der kurz vor der Uraufführung steht, wählte den Stoff eines bekannten Schriftstellers. Das ist bemerkenswert. „Regina Amstetten“, die Novelle von Ernst Wiechert mit dem Konflikt zwischen einer Mutter und ihren Kindern. Luise Ulrich in der Hauptrolle macht auf ihn neugierig. Er spielt in die Zeit nach dem Zusammenbruch von 1945 herüber und läßt eine verdichtete Aussage über die Veränderung und Reife von Menschen durch das Erlebnis des Leidens dieser Tage (Regie Curt Neumann) und nicht nur über die Restauration erhoffen. Auch der Partisanenfilm „Die letzte Brücke“, den Helmut Käutner in Jugoslawien drehte, birgt im brennenden Thema die Möglichkeit mehr als ein durchschnittlicher Streifen zu sein.

Der eben angelaufene harmlose, aber gut gelungene Unterhaltungsfilm „Ein Leben für Do“ (bewährte Regie Gustav Ucicky) hat in den in Südafrika gedrehten Außenaufnahmen echte Bilder von diesem Erdteil eingefangen und in die Handlung klug einbezogen. Die zehnjährige Heidi Becker und die begabte junge Schauspielerin Paola Loew, Charles Regnier, Hans Söhnker und Gisela Trowe gewinnen durch ihr Spiel trotz des geringen Inhalts, den die Geschichte vom ungleichen Liebespaar, das

schließlich aus Pflichtgefühl zu den Partisanen zurück, weil dort unter den Frauen und Kindern eine Typhusepidemie ausgebrochen ist. Der Kampf um die Brücke bildet den Abschluß des Films. Als die Ärztin bei dem Versuch, den Frauen und Kindern des Gegners Medikamente zu bringen, auf der Brücke von einer Kugel getroffen wird, bringt einer der Partisanen sie zu ihren Landsleuten zurück.

Die Dreharbeit, an der auch Jugoslawen teilnahmen, wurde nach Berichten der Filmpresse von den jugoslawischen Behörden und von der Bevölkerung freundlich unterstützt. Weniger freundlich sind aber die kommunistischen Partisanenkreise selbst zu den Deutschen. Die Belgrader „Politika“ veröffentlichte, als die Dreharbeiten gerade beendet waren, einen langen ebenso kritischen wie komischen Bericht aus Mostar gegen diesen Film und gegen das Auftreten der deutschen Filmleute.

„Es wird behauptet“, heißt es darin, „daß die Grundlage des Films die Humanität sei und daß dieser Film die beste Möglichkeit darstelle, unseren Volksbefreiungskampf in der westlichen Welt bekanntzumachen. Indessen, nach den Darstellern, die ausgewählt wurden, scheint eher der Eindruck berechtigt, daß man etwas anderes vorgehabt habe. Unmöglich ist es, daß ein Schauspieler aus der Schweiz einen Partisanenkommissar aus der Vierten feindlichen Offensive getreu darstellen kann. Wie kann es weiterhin notwendig sein, Schauspielerinnen aus Deutschland herzubringen und daß diese sogar unsere edlen jugoslawischen alten Frauen darstellen! Mußte man Deutsche holen, um unseren Volksbefreiungskampf zeigen zu können...?“

„Es gibt da noch eine ganze Reihe von Unklarheiten. Die Partisanen zum Beispiel greifen hauptsächlich aus dem Hinterhalt an. Dazu kommt, daß die Schauspielerin Maria Schell ein Tagegeld von 2500,— Dinar (etwa 25,— DM) erhält, daß aber das Tagegeld für unseren jugoslawischen Mann, der immer in der kalten Neretwa stehen muß, nur 500,— Dinar (5,— DM) beträgt. Die Leitung der deutschen Filmgesellschaft wollte ihre Pläne dem Mostarer Theater nicht anpassen, dem sie die Schauspieler wegnahm, so daß es in eine sehr schwierige Lage geriet.“

„Die Haltung der ausländischen Filmleute gegenüber den unseren zeigte wenig Hochachtung. Schon zu Beginn der Filmarbeiten kam es zu Unzufriedenheiten, weil die Deutschen bei einer Massenszene von Bauern die Leute so auswählten, daß sie

30 Jahre Altersunterschied überwinden muß, in dieser anspruchslosen Fassung bietet.

Womöglich werden wir doch bald einen deutschen Film erhalten, der nach keiner Schablone gemacht ist. Einen Film, der einen guten Stoff mit den vorhandenen, aber bisher noch lange nicht ausgeschöpften filmischen Mitteln zu einem über den Tag hinaus gültigen Kunstwerk formt. Vielleicht entsteht er, noch ehe das zunehmende Fernsehen die Kinos leert und noch ehe wir uns nach amerikanischem Beispiel in neue teure Filmtechniken verstricken müssen.

während des Krieges als deutscher Offizier in Jugoslawien war. Auf diese Weise finanziert dieser ehemalige deutsche Offizier den Kampf der Partisanen, gegen die er selbst vier Jahre gekämpft hat... Innerhalb der Filmgruppe befand sich auch ein Graf, ein gewesener Offizier der Luftwaffe, der an der Ostfront nicht weniger als 79 Luftsiege zu verzeichnen hatte.(!) So also schaut diese Gemeinschaftsarbeit aus. Ist es nicht eine Schande für unsere Kunst und für uns überhaupt, daß ein Münchner Unternehmen einen Film für unseren Volksbefreiungskampf finanziert? Haben die Leute vom Verein der Filmkünstler Serbiens darüber gar nicht nachgedacht?“

Es scheint also — das zeigt der aufgeregte Volksbefreiungs-Berichterstatteer aus Mostar —, daß die guten Absichten Helmut Käutners und seiner Filmgesellschaft in Jugoslawien nicht überall auf fruchtbaren Boden gefallen sind.

Konrad heißt er

Bei der Namengebung der Kinder spielte die Politik schon immer eine Rolle. Das bestätigen die Standesämter in allen Teilen Deutschlands. Im alten Preußen waren die Wilhelme und die Friedrichs dicht gesät, im alten Österreich die Franzls, und wer hätte gar seine Tochter Luise oder Theresel nennen können, ohne an die berühmten Trägerinnen dieser Namen, die preußische Königin und die österreichische Kaiserin, zu denken? In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, daß der Vorname Adolf seit 1945 aus den Taufbüchern Österreichs verschwunden ist und auch in Deutschland kaum noch vorkommt. Im Jahre 1953 wurden Kinder auffallend häufig Konrad genannt, der an den Vornamen des Bundeskanzlers anknüpft.

Doch ist es nicht nur die Politik, die Namen in und außer Mode bringt. Wer möchte heute noch seine Kinder Emil oder Gustav, wer seine Tochter Thekla oder Ernestine nennen. Auffallend häufig sind noch immer Hans und Klaus, Dieter und Jürgen, Rolf und Wolfgang. Bei den Mädchen führen Sylvia, Renate und Brigitte. Auch im vergangenen Jahr waren es die gebräuchlichsten Modenamen.

Seinerzeit brachte die Mode des Nordischen eine Fülle bisher ungebrauchter Namen: Gudrun, Gothe-linde, Rüdiger. Diese Mode ist noch nicht am Ende, aber es überwiegen jetzt Peter und Christine, Marion und Monika, Michael und Christa — Namen christlichen Ursprungs. Maria ist einer der wenigen Namen, die sich im Laufe der Jahrhunderte ständig weiter verbreiteten und nicht an Gehalt und Frische eingebüßt haben.

Viele Eltern meinen, bei der Namengebung Rücksicht auf Großeltern, Tanten, Onkels oder Paten nehmen zu müssen. Nach wie vor spielen aber außerdem sowohl Originalitäts- wie Unauffälligkeitsbestrebungen bei der Namenwahl eine große Rolle. Der Wunsch nach genauer Kenntnis der Herkunft und Bedeutung der Namen, den man seinen Kindern zudenkt, ist selten vorhanden.

In der Regel ist es ein Bedürfnis, Kindern wohlklingende Namen zu geben, weil vielleicht mancher Vorname seinem Träger eine Art Leitbild für sein Verhalten sein könnte.

PALMOLIVE-RASIERCREME

für den härtesten Bart und die empfindlichste Haut

Normal-Tube DM 0.85
Große Tube DM 1.40

In Ostpreußen heulen die Wölfe

I. Asiaten als Wehrfischer — Noch immer deutsche Facharbeiter in Königsberg — Rote Siedler zogen wieder ab — Ein Bericht aus unseren Ostgebieten

Ostpreußen, das Land des Deutschen Ritterordens, das Land der Seen, Wälder und Dünen, der Weiden und fruchtbaren Ackerflächen, wurde 1945 von den östlichen Kriegsgegnern annektiert. Den nördlichen, 13 502,37 Quadratkilometer großen Teil — mit Königsberg als Hauptstadt —, nahm sich die Sowjetunion. Den größeren südlichen Teil von 23 489,40 Quadratkilometern erhielt die Volksrepublik Polen als Entschädigung für die östlichen polnischen Wojwodschaften, die 1939 von der Roten Armee okkupiert wurden. Bald darauf rasselte der Eisener Vorhang herunter. Seit dieser Zeit sind Hunderttausende von Menschen, die damals mit den Trecks, auf den Schiffen der Kriegsmarine oder als Angehörige der Wehrmacht der großen Katastrophe entronnen sind, auf die dürftigsten, unzuverlässigsten und widerspruchsvollsten Nachrichten aus ihrer alten Heimat angewiesen gewesen. Diese sorgvolle Ungewißheit wird geteilt von den Millionen Deutschen, denen das Schicksal dieser einstmaligen blühenden Provinz am Herzen liegt, weil sie das Land kennen und lieben oder einfach, weil es ein deutsches Land ist. Nur langsam sickerten im Laufe der Jahre authentische Berichte durch. Wir geben unseren Lesern im folgenden Fortsetzungsbericht eine aus vielen wichtigen Details zusammengesetzte Darstellung, die sich auf glaubwürdige Aussagen von Heimkehrern, Geflüchteten, Ausgewiesenen und desertierten Rotarmisten stützt und die ergänzt wurde durch das sorgfältige Studium der polnischen und sowjetischen Presse der letzten Jahre, soweit sie zur Verfügung stand. Wir beginnen mit einer Schilderung der Zustände im sowjetisch besetzten Nordteil der Provinz.

Über das nördliche Ostpreußen gibt eine sowjetische Karte von der politischen Struktur des Landes einigen Aufschluß, die im August 1953 herausgegeben wurde. Auf ihr wird das nördliche Gebiet, ausschließlich der Landkreise von Memel, als „Republik Kaliningrad“ bezeichnet. Auf der Karte befindet sich kein Hinweis, daß das nördliche Ostpreußen der Litauischen Sowjetrepublik angegliedert werden soll, wie in letzter Zeit verschiedentlich behauptet wurde. Unklarheiten bestehen ebenfalls über die Bevölkerungszahlen. Hörte man Jahre hindurch, daß hier nur noch wenige hundert Deutsche leben, so wurde neuerdings von 440 000 Deutschen im nördlichen Ostpreußen gesprochen. Das eine wie das andere ist unrichtig. Nach dem Ende der Kampfhandlungen im Jahre 1945 befan-

Kollektiv operierenden Boote dieser Fischer von der Seeseite her Abschirm- und Beobachtungsdienste.

Bis zum Frühjahr 1947 sind 390 000 Russen nach dem nördlichen Ostpreußen umgesiedelt worden. Das Soll lag bei 400 000 Personen, wurde aber nicht ganz erreicht. Im Herbst dieses Jahres befanden sich nur noch etwas über 300 000 Russen im Land, da über 80 000 auf eigenen Antrag in ihre Heimat zurückkehrten. Der vorgesehenen raschen Inbesitznahme des verwüsteten, entvölkerten Landes stellten sich nämlich große Hindernisse entgegen. So waren z. B. viele der Neusiedler als Landwirte so ungeeignet, daß man sie wieder ziehen ließ. Zudem blieb die Bewirtschaftung gleich in den Anfängen stecken, weil das Oberkommando der Roten Armee den Einsatz der Neusiedler zu militärischen Bauten forderte und durchsetzte.

Zum Jahreswechsel 1947/1948 war daher die seltsame Lage entstanden, daß man wohl 300 000 Menschen für die wirtschaftliche Nutzung auf dem Papier, nicht aber in Wirklichkeit zur Verfügung hatte. Wenn auch die deutsche Bevölkerung in diesem Gebiet nach der Volkszählung im Jahre 1939 1 165 800 Personen betrug, so hätte man doch mit den neu ins Land gebrachten Siedlern etwas anfangen können; die Bevölkerungsdichte war immerhin schon wieder auf über 30 Einwohner je qkm — früher waren es 80 — gestiegen. Auf Grund der erwähnten militärischen Maßnahmen jedoch verkam das Land, bis es zu 90 Prozent brachlag. Im

hier befinden müßten. In den Republiken der Sowjetunion nämlich kommt auf je 300 000 Bürger ein solcher Abgeordneter. Diese Rechnung stimmt für Ostpreußen nicht, weil man alle Soldaten wie die Einwohner in den Zivillisten mitwählen ließ. Man schätzt, daß es sich dabei um sechs Heeres-Divisionen und Abteilungen der Roten Marine und Luftwaffe, zusammen um etwa 100 000 Mann handelt. Demnach hätten etwa 600 000 Personen an der Wahl teilgenommen. Das bedeutet, daß im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens und in einigen Teilen des Baltikums die Zahl der für einen Abgeordneten erforderlichen Wähler von 300 000 auf 200 000 herabgesetzt worden ist —, und zwar aus propagandistischen Gründen, um dem Auslande eine starke Besiedelung und Durchdringung vorzutäuschen. Die vorstehende Rechnung gewinnt noch an Bedeutung dadurch, daß die Sowjets bei den Zahlen über die Neusiedler nur die Voll-Arbeitsfähigen angaben. Das sind jedoch durchweg Personen, die bereits das Wahlalter besitzen. Die Zahl der wirklich in Ostpreußen lebenden Russen ist allerdings höher als 460 000. Um so viel höher, als die Zahl der Minderjährigen beträgt, die allerdings nicht bekannt ist.

Jeder Bauer ist Soldat

Die Bewirtschaftung hat in den letzten beiden Jahren unzweifelhaft Fortschritte gemacht, da zu den letzten Neusiedlern Zehntausende aus der ersten Siedlungsaktion kamen, die inzwischen von den militärischen Baustellen entlassen wurden. In der Niederung westlich Tilsit sind große Viehfarmen entstanden, die nach dem Kriege mit Zuchtieren aus der Sowjetunion beschickt wurden. An den Küsten der Haffs und den Nehrungen jedoch, sowie in weiten Teilen des Samlandes, hat jede landwirtschaftliche Arbeit auf Befehl der Roten Armee zu unterbleiben. Richtig aufgebaut wird nur im Hinterland. Südlich von Königsberg, im mittleren und östlichen Natangen, gibt es über 70 Sowchosen, in Nadrauen — nordöstlich von Königsberg — sind es über 150. Entlang der Grenze zum polnisch verwalteten Ostpreußen haben die sowjetischen Truppen ihre Pferdebestände auf den staatlichen Gütern untergestellt. Manchmal werden Soldaten zeitweilig zur Arbeit in diesen Betrieben abkommandiert — wenn sie Handwerker sind oder etwas von Viehzucht verstehen. Im Flußgebiet der Inster, Angerapp, Rominte und der Roßbach findet man Ansätze zur Bildung von sogenannten Stadt-Dörfern, einer Weiterentwicklung der Großkolchosen. Das kommt den Wünschen der Militärs entgegen, die kein Interesse an den einzelnen Wehrbauern haben, sondern großflächige und doch in sich geschlossene Ortschaften fordern. Nördlich von Eydkau oder Eydkuhnen, dem heutigen Tschernyschweskoje, liegt an der Rauschwe so eine Gemeinde, über die genaue Einzelheiten zu erfahren waren:

Die Zahl der Einwohner beträgt mit Kindern 3400. Davon arbeiten 2700 Personen, und zwar etwa 2000 in der Landwirtschaft und in den Maschinenstationen. 750 haben Posten der Partei, der Bürokratie und sozialistischen Organisationen inne.



Zwei Königsbergerinnen, die zu Weihnachten 1953 aus sowjetischer Gefangenschaft heimkehrten, auf der Fahrt zu ihren Familien in Westdeutschland. Sie wurden 1947 aus Königsberg zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt. Im Jahre 1953 wurden sie nach Ostpreußen zurückgebracht und nach einem weiteren halben Jahr endgültig entlassen.

Aufn.: Bruderhilfe Ostpreußen

hapert es sehr. Entsprechend gering sind die Erträge, wenn man sie an dem mißt, was diese Gebiete früher hervorbrachten. Sie liegen nur etwas über den polnischen Ergebnissen im südlichen Teil der Provinz.

Auf einem Musterkolchos bei Grünhayn, zwischen Pregel und Deime, betrug die Getreideernte im letzten Jahr 11,4 dz Sommergetreide pro Hektar (früher durchschnittlich 19,8 dz je Hektar) und

Fällen können sie zu mehr als einer Vogeljagd aufbrechen. Allerdings gibt es jetzt ein Wild, das man zu jeder Jahreszeit in Ostpreußen jagen kann: die Wölfe. Rudelweise kamen sie nach dem Kriege aus den sowjetischen Wäldern und drangen aus der Gegend von Bialystock in die Rominter Heide und weiter nach Ostpreußen ein. Für je zehn Kolchosen ist ständig eine sogenannte Jagdbrigade unterwegs, die den Viehräubern das Handwerk legen soll.



Wanderdüne auf der Kurischen Nehrung. Aufn.: L. Zangemeister

Laufe des Jahres 1948 wurde Nordostpreußen auch mehrfach von Kommissionen aus Moskau aufgesucht. Die regionalen Parteiorganisationen forderten energisch die Ankurbelung der Landwirtschaft, der Fischerei und der Königsberger Industrie. Da die Armee sich aber außerstande erklärte, auf die Neusiedler als Arbeitskräfte zu verzichten, begann man Anfang 1949 damit, neue Transporte nach Ostpreußen zu schicken. Es gelang der Partei, von der Armee die Versicherung zu erhalten, diese Leute nicht wieder zu verpflichten. Man brachte also 150 000 Siedler in das Land, so daß sich bei den Wahlen 1950 folgendes Bild ergab:

- 310 000 Siedler der 1. Aktion
 - 30 000 Deutsch-Litauer von früher, nämlich die mit den litauischen Namen
 - 4 000 sogenannte Minderheiten-Deutsche
 - 150 000 Siedler der 2. Aktion
 - 494 000
- Die Tatsache, daß man für den Norden Ostpreußens drei Kandidaten aufstellte, die in den Obersten Sowjet einziehen sollten, legte die Vermutung nahe, daß sich bereits 900 000 Menschen

Von diesen sind nur sehr wenige als landwirtschaftliche Inspektoren tätig oder in anderen Stellungen, in denen sie direkt am Aufbau teilnehmen. Auf jeden dritten Arbeiter kommt irgendein Verwaltungsangestellter. Frauen, Männer und auch alle Jugendlichen sind nicht nur in der Partei und gewerkschaftlich organisiert, sondern sie müssen auch in einem der drei Bataillone, in einer Art Volkssturm oder Heimwehr, Dienst tun. Eine offizielle Bezeichnung gibt es dafür nicht, man spricht lediglich von einer Sondereinheit der vormilitärischen DOSAFF-Organisation. Wöchentlich einmal finden Übungen im Kompanieverband statt. Es ist bemerkenswert, daß die Partei- und Behördenangestellten dabei ausnahmslos als Ausbilder oder Offiziere fungieren. Außer diesen Funktionären dürfen nur die seit einiger Zeit zur Arbeit in der Landwirtschaft abgestellten Soldaten und Unteroffiziere derartige Kommandos führen. Die bei der Truppe zu militärischen Bauten eingesetzten Zivilarbeiter werden direkt bei den Einheiten gedrillt. Keiner entgeht der Ausbildung mit der Waffe. Für die Landwirtschaft treibt man keinen solchen Aufwand. Kolchosen und Sowchosen erhalten keinerlei künstlichen Dünger. Sie dürfen nur den anfallenden organischen Dünger verwenden. Würde der Boden intensiv bearbeitet, so wäre es in den ersten Jahren der Neubewirtschaftung noch gar nicht einmal so gefährlich gewesen, weil der bald zehn Jahre nicht genutzte Boden sehr ausgeruht war. Aber mit der Bearbeitung, vor allem bei der Beseitigung von Unkraut und beim Pflügen,

7,6 dz Wintergetreide je Hektar (früher durchschnittlich 17,7 dz je Hektar). Die durchschnittlichen Erträge der übrigen Kolchosen sind nicht bekannt, da nur dieser „Erfolgsbetrieb“ seine Produktion publizieren durfte. Man muß annehmen, daß sie wesentlich niedriger liegen. Schlecht bestellt ist es ebenfalls mit der Hackfrüchtereite. Von dem oben genannten Kolchos wurde darüber für 1952 folgende Zahl veröffentlicht: 91,8 dz je Hektar. Früher holte man in diesem Gebiet durchschnittlich 169,9 dz heraus. Wie verfahren die landwirtschaftliche Situation ist, beweist die Tatsache, daß man 1953 ein „Spitzenresultat“ von nur 100 dz je Hektar forderte. Aber man erreichte es nicht. Mehr noch als der Ackerfläche hat die lange Brachzeit den umfangreichen Wiesen und Weiden geschadet. Sie sind durchweg sauer geworden, versumpft, vermoost und verunkrautet. Hier ist schon wegen des Düngermangels in absehbarer Zeit mit keiner Besserung zu rechnen. Daher liegt die Viehzucht in den meisten Teilen des Landes auch noch sehr im argen. Von einem nennenswerten Kuh- und Rinderbestand kann nicht gesprochen werden. Jedoch scheint man jetzt wenigstens die Kälberaufzucht zu forcieren. Schweine und Geflügel sind äußerst selten, es fehlt eben an Futter. Dagegen sieht man eine Menge Schafherden und viele Ziegen, die es früher hier nur in kleinen Mengen gab. Der Wildbestand ist infolge der wilden Jagden völlig dahin. Die letzten Elche sollen bereits 1947 abgeschossen worden sein. Kommandeure der Roten Armee belohnen Hinweise auf Edelwild mit Beförderungen und Geld, aber nur in den seltensten

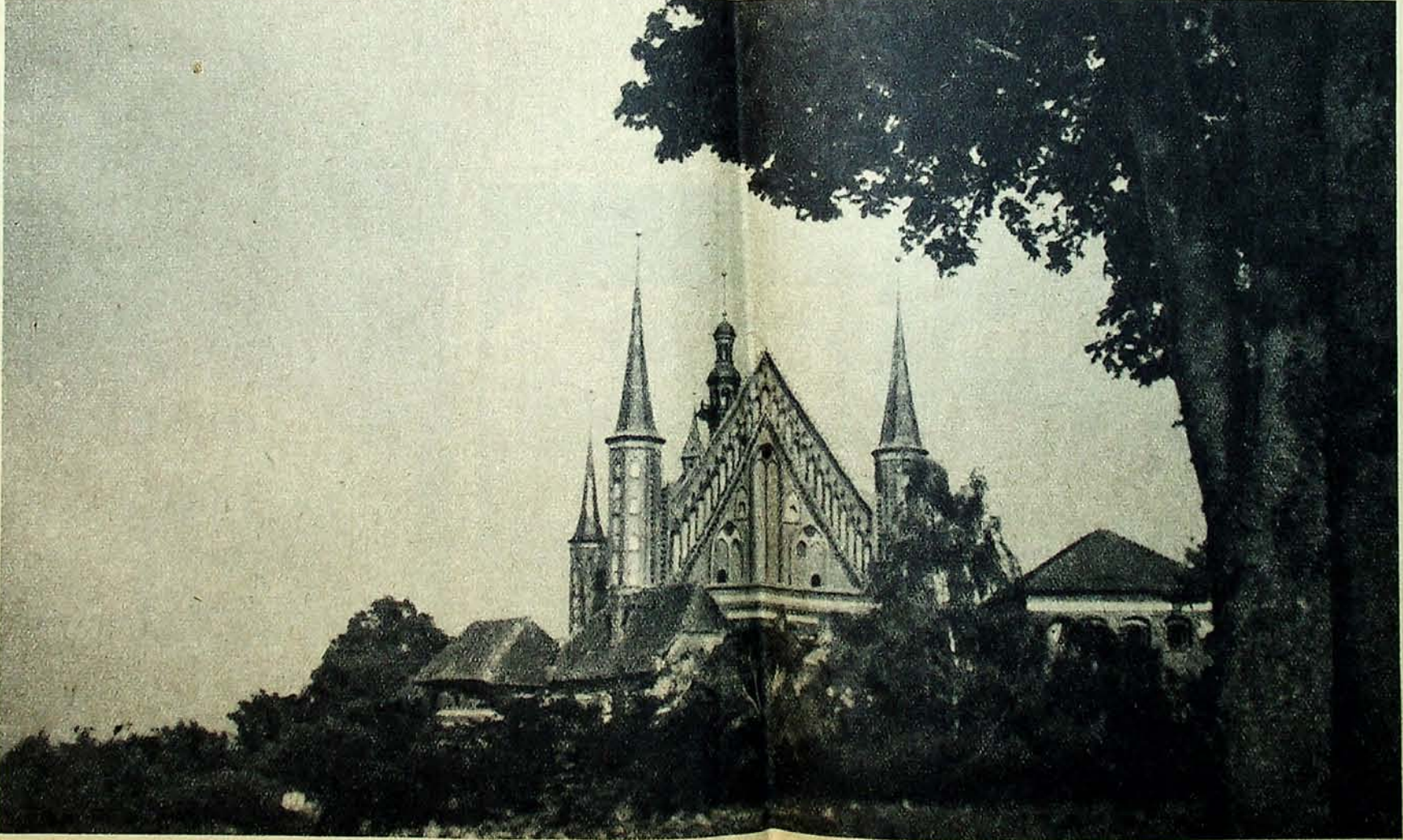
die den Viehräubern das Handwerk legen soll. In manchem Winter haben die Bestien aus Hunger Menschen angefallen und sind regelrecht in die Ortschaften eingebrochen. Neben den stets gefährlichen Einzelgängern sind besonders diejenigen Rudel gefürchtet, die von alten, erfahrenen Tieren angeführt werden. Ihnen ist sehr schwer beizukommen, obwohl man sogar Scharfschützenabteilungen der Roten Armee gegen sie einsetzte. Nur selten gelingt es, der Jungtiere im Sommer habhaft zu werden, und so wächst die Plage von Jahr zu Jahr. Einige Kolchosen können in der kalten Jahreszeit ihre Arbeiter nur unter bewaffnetem Schutz zu Außenarbeiten schicken.

Die Wälder werden abgeholzt

Mit der Forstwirtschaft ist es ebenfalls sehr schlecht bestellt. Seit 1945 wurden Jahr für Jahr riesige Mengen Holz eingeschlagen, ohne daß auch nur ein Quadratmeter aufgeforstet wurde. Es wird ein Raubbau ohnegleichen getrieben. Alles schreit nach Holz, die Baustäbe der Armee, die Städte, die Holzverarbeitende Industrie, die Kolchosen, die frierende Bevölkerung. Die Holzfällerbrigaden arbeiten aus Gründen der Zeitersparnis und Normerfüllung ohne jede Sorgfalt. Ihre Motorsägen schneiden die Stämme weit über dem Boden ab, die Äste bleiben liegen, die Stubben in der Erde. Die Zahl der Kahlschläge wächst ständig, während die Kreis-Sowjets in ihren Etats nicht einen einzigen Rubel für die Aufforstung stehen haben.

Von Narmeln auf der Frischen Nehrung über Pillau, Palmnicken, Brüsterort, Cranz und die Kurische Nehrung hinauf bis Memel liegen mit kurzen Zwischenräumen die Befestigungsanlagen des sowjetischen Ostseewalls. Die Rote Luftwaffe hat das Samland zu einem großen Flugzeugträger ausgebaut. Dort und an allen Küsten und Nehrungen befinden sich Funkpeil- und Radaranlagen, teilweise sogar Stationen für Raketenwaffen. Ferner gibt es zahlreiche Stützpunkte der Roten Marine, die sich in Pillau, Königsberg und Memel bedeutende Kriegshäfen geschaffen hat oder schon 1945 vorfand. Seit 1947 arbeiten sowjetische Wissenschaftler an dem Projekt, den Wanderdünen auf der Kurischen Nehrung Halt zu gebieten, die die militärischen Anlagen gefährden. Es liegen bisher jedoch noch keine Berichte vor, ob es gelungen ist, den Flugsand aufzuhalten. So bieten die Dünen Ostpreußens den Widerstand, den die durch Elend und Gewalt entkräftete Bevölkerung nicht aufzubringen vermag. Heimlich und unaufhaltsam dringt der feine weiße Flugsand in das Getriebe mechanischer Anlagen ein. Ein Hebel, der heute erst geölt wurde, klemmt morgen, und übermorgen steht er unbeweglich fest. Man will den Schaden reparieren, aber es geht nicht — die Werkzeuge sind versandet. Die Nahrung wird ungenießbar, jeder Bissen knirscht unerträglich zwischen den Zähnen. Jede Vegetation erstickt. Häuser, Felder und Fahrzeuge werden zugeweht. Keine Tür, kein Kasten und kein Überzug sind dicht genug, der Sand dringt dennoch ein. Der Vormarsch der Dünen ist unabänderlich, niemand hält ihm stand. Was beweglich ist, kann gerettet werden, was fest steht, ist verloren. Während des großen Vogelzuges wimmelt die Nehrung von Jagdgesellschaften, die hier immer noch eine gute Strecke machen. Auch Berufsjäger werden eingesetzt, um möglichst viele Tiere zu erbeuten.

Der Fischfang in den Haffs und auf See ist sozialisiert, Privatfischerei gibt es nicht mehr. Die sogenannten Deutsch-Litauer in ihren Kurenkähnen mit den alten, bunten Holzwimpeln sind in beson-



Der gotische Dom in Frauenburg, dem Sterbort des Astronomen Kopernikus

Aufn. dpa

den sich im nördlichen Teil der Provinz, der heute zur UdSSR gehört, noch 135 000 Deutsche. Von ihnen wurden bis 1948 rund 40 000 nach dem Westen ausgesiedelt. Bis zu diesem Zeitpunkt waren weitere 65 000 ins Innere der Sowjetunion deportiert worden oder gestorben. Es bleiben also etwa 30 000 deutsche Menschen, die nach wie vor in ihrer Heimat leben. Die meisten von ihnen überstanden die Nachkriegszeit nur ihrer litauisch klingenden Namen wegen. Hieß zum Beispiel jemand Mikuleit Brauchschies oder Krupshkat, so war es gut. Die Sowjets schlossen ganz einfach von den Namen auf die Volkszugehörigkeit. Bis zu den ersten Pseudowahlen im Jahre 1950 wurden sie alle zu Sowjetbürgern gemacht und mit sowjetischen Ausweisen versehen. Außerdem leben im Land 1100 weitere deutsche Familien, etwa 4000 Personen. Ihre Ernährer sind wertvolle Facharbeiter, und auf diese wollen die Russen nicht verzichten. Im Gegensatz zu der Regelung im polnisch besetzten Teil Ostpreußens werden sie nicht als „Staatenlose“ bezeichnet, sondern offiziell als „deutsche Minderheitengruppe in Kaliningrad“ geführt. Sie besitzen ebenfalls sowjetische Ausweise, da man ihnen zwar die deutsche Volkszugehörigkeit — aber nicht die deutsche Staatsangehörigkeit — gelassen hat. So ist es auch zu verstehen, daß die Sowjets 1951 in Königsberg — heute heißt es Kaliningrad — erklärten, „es befänden sich gegenwärtig keine Personen deutscher Staatsangehörigkeit in der Republik Kaliningrad“. Von der Volkszugehörigkeit sprachen sie natürlich nicht. Auf zwei Dinge hat der Kreml in Nordostpreußen besonderen Wert gelegt: auf die Besiedelung mit Russen und auf den Ausbau einer militärischen Basis. Im Sommer 1945 wurde mit dem Ansetzen zentralrussischer Bauern begonnen. Die Tendenz ging von Anfang an dahin, möglichst viele Großrussen, Bauern aus dem europäischen Teil der Sowjetunion, anzusiedeln. Dazu kamen etwa dreißig Gruppen von asiatischen Russen, die in Stärke von je 1500 bis 2000 Personen vorwiegend an der Küste geschlossene Gemeinden zu bilden hatten. Diese bilden den Grundstock der Fischereikombinate und dienen als Schutzgürtel für die in der Nähe gelegenen militärischen Stationen. Die Asiaten, sofern sie Kommunisten sind, gelten als politisch äußerst zuverlässig. Deshalb liegen ihre Gemeinden wie eine schützende Zone vor den militärischen Anlagen, die dort errichtet werden. Alle ihre Dörfer besitzen eine straffe halb-militärische Organisation, die ein unerlaubtes Betreten dieser Gebiete unmöglich macht. Ohne Sonderausweis kommt niemand durch. Erst hinter diesen Gemeinden beginnt dann das eigentliche Sperrgebiet mit Posten, Streifen und IGB-Kommandos. Gleichzeitig erfüllen die nur im

deren Kombinate zusammengefaßt und haben ein hohes Soll zu erfüllen. Die Zahl der traditionellen Keitelkähne hat sehr abgenommen, Neubauten sind äußerst selten. Zum Fang nach See zu wird durchweg mit Kuttern gefahren, die in der Sowjetzone Deutschlands gebaut wurden und die jederzeit als militärische Küstenfahrzeuge eingesetzt werden können. Auf die Erfüllung der Ablieferungspflicht wird streng geachtet, Privatverkäufe werden mit hohen Strafen bedroht. Das Einschlagen von Kiefern und Erlen auf der Nehrung wurde nach anfänglicher Genehmigung wieder verboten. Rund zwei Drittel der alten Fischerdörfer sind unbewohnt, die Häuser verfallen, wenn sie nicht schon abgerissen und verheizt sind. Einige der noch hier lebenden Deutschen haben wenigstens einen Teil der kunstvollen Tür- und Giebelschnitzereien retten können.

Die Bernsteinengewinnung ist seit zwei Jahren wieder voll im Gange, natürlich auch unter einem staatlichen Kombinat. Die verarbeitende Industrie hat außer den übernommenen Werkstätten neue eingerichtet. Der ganze Wirtschaftszweig untersteht einer volkseigenen Firma in Memel, die auch den Verkauf regelt.

Königsberg ohne Trümmer

Heute leben in Königsberg (das von den Russen in „Kaliningrad“ umbenannt wurde) 87 000 Russen und 1300 Deutsche. Früher wohnten in der Stadt 372 165 Deutsche. Die Bevölkerungsdichte sank von 1930 Personen je qkm auf etwa 475. In dem unter sowjetischer Verwaltung stehendem Teil des Regierungsbezirks Königsberg befinden sich insgesamt rund 300 000 Menschen, das Gebiet ist 6881,42 km groß. 1939 lebten hier 733 000 Deutsche oder 106,5 Einwohner je qkm. Heute sind es nicht einmal mehr 50 je qkm.

Die Stadt ist seit 1950/51 der Schwerpunkt des Aufbaues im sowjetisch annektierten Ostpreußen. Die Bevölkerungszahl verdoppelte sich seitdem und ist auch jetzt noch im Wachsen begriffen. Aufenthaltsgenehmigungen werden für Arbeiter, ihre Familien sowie für Angestellte und Handwerker großzügig ausgestellt. Rentner und Invalide dürfen jedoch nicht in die Stadt ziehen. Wenn man vor Jahren noch mit Recht über die trostlose Trümmerrüste Königsbergs sprechen konnte, so kann man das heute nicht mehr. Der Stadt-Sowjet erhielt genügend Mittel und Arbeitskräfte — darunter viele Frauen — zum Aufräumen. Die Trümmerviertel sind heute bis auf wenige Ausnahmen verschwunden.

Der Wiederaufbau konzentriert sich auf den Hafen, Kasernen, Behördenbauten und Industriebetriebe. Der Wohnungsbau soll erst 1955 anlaufen, bis dahin bringt man die Menschen in Baracken unter. Die Russen, die bis 1950 in die Stadt kamen, wohnen nach wie vor in den weniger zerstörten Außenvierteln. So in Neuhufen, Maraunenhof, Quednau, Rothenstein, Mandeln, Neudamm, Devau, Lauth, Kalthof, Sackheimer Ausbau, Liep, Schönfließ, Mühlhof, Ponarth, Juditten, Rathshof, Charlottenburg/Amalienhof und Prowehren. Die sowjetische Militärverwaltung „Kaliningradskaja Oblast“ saß bis vor kurzem am Hansaplatz, ist aber inzwischen mehrfach umgezogen. Der Hansaplatz wurde übrigens in „Platz der Marschälle“ umbenannt. Überall werden städtebauliche Veränderungen vorgenommen, deren Ausmaß noch nicht zu übersehen ist.

Am Pregel stehen die Dienstgebäude und liegen die Boote der Wasserpolizei, die mit Angehörigen des Staatssicherheitsdienstes durchsetzt ist. Der Hafen ist mit Stacheldraht von der übrigen Stadt abgesperrt und darf nur mit Passierschein betreten

Fremd im Mutterland

Soldaten aus Ambon - Holland kann Flüchtlingsproblem nicht lösen

Prinz Bernhard der Niederlande weilte kürzlich zu Besuch beim äthiopischen Kaiser Haile Selassie in Addis Abeba. Dabei wurde die Frage erörtert, ob nicht die „repatriierten“ indischen Kolonial-Holländer im Reiche des Negus angesiedelt werden könnten. Aber die 14 000 farbigen Ambonesen in Holland wollen sich einer solchen Umsiedlung mit allen Mitteln widersetzen.

Die holländische Winterluft ist kalt und feucht, die Holländer schlagen den Mantelkragen hoch. Aber für die Insassen des Lagers Westerbork bedeutet auch das keinen Schutz gegen die Kälte. Tausende von Kilometern wurden sie aus Indonesien mit seinem subtropischen Klima in das rauhe Holland verschleppt. Westerbork, Vossenbark bei Wierden, Rolde, Beilen oder die anderen der 54 Auffanglager sind ihr neues Domizil, in dem die farbigen Kolonialsoldaten eine neue „Heimat“ finden sollen, einem Gesetz zufolge, das sie nicht verstehen. Über 24 Monate sind sie nun Bürger Hollands, aber sie fühlen sich heute noch als Solda-

blieben. Die verschiedenen Erwachsenenschulen, die man errichtet hat, um den Ambonesen handwerkliche Fertigkeiten beizubringen, bleiben Versuche, weil das Interesse der Schüler nur militärischen Dingen gilt. Vor den Einheimischen haben sie eine gewisse Scheu. Am besten verstehen sie sich noch mit den holländischen Geistlichen; sie sind fast alle Christen und hören auf Namen wie Jan, Pit, Josef, Elisabeth oder Maria.

Am zutraulichsten sind ihre Kinder — kleine, braune Geschöpfe mit kohlrabenschwarzem Haar und großen Augen. Man findet sie überall, in den schlecht eingerichteten Kantinen unter den Billards, an denen die Männer Stunde um Stunde ihre Spieltechnik üben, in der Küche, in der ein riesengroßer Ambonese mit einem Turban um den Kopf Reisgerichte für die Lagerinsassen kocht.

Die Väter können stundenlang debattieren oder sich mit „Dame“ und malaiischen Steinspielen beschäftigen. Die Langeweile dominiert, der Tag beginnt erst um 10 Uhr und endet schon nachmittags um fünf. Die Allerwenigsten haben Arbeit gefunden. Warten... warten... warten... auf ein Ziel, das ihnen klar vorschwebt: die Rückkehr nach Ambon, in ihr Land. Aber das ist vorläufig nichts als eine Utopie. Der Vorsitzende eines Lagers, ein Sergeant, sagt uns: „Wir lassen uns auf keinen Fall umsiedeln. Lieber sterben wir hier... Das Klima ist kalt, aber noch kälter sind wir gegen jeden, der uns die Rückkehr in ein freies Ambon verwehren will!“

Das ist auch die Meinung der offiziellen Vertreter der Exilambonesen in Den Haag bei der holländischen Regierung. Sie stehen in erbittertem Kampf um eine Aufbesserung der finanziellen Lage der ehemaligen Soldaten. Jeder der Lagerinsassen bekommt ohne Rücksicht auf seinen ehemaligen Dienstgrad bei freier Verpflegung und Barackenunterkunft drei Gulden je Woche (etwa 3,50 DM), das ist nicht viel. Die Ambonesen sagen, daß sie — die fast alle über 15 Jahre aktiv in der holländischen Kolonialarmee Berufssoldaten waren — die gleichen Pensionsansprüche hätten wie die Holländer, die in der gleichen Armee Dienst taten.

Man kann den Holländern Bemühungen um die Farbigen nicht absprechen. So unfreundlich, unzulänglich und miserabel die meisten Barackenlager sind, so gut ist die medizinische Betreuung der Leute von Ambon. Daß trotzdem bei ihnen viele Krankheiten auftreten, ist eine Folge des Klimawechsels. Deshalb steht auch die Tbc an erster Stelle der Krankheiten. Viele Ambonesen sterben an Schwindsucht. Auch vor den Kindern — im



„Repatriierte“ Ambonesen im holländischen Lager

Aufn. (2): Wichmann/Duck

Lager Westerbork kommen auf 1272 Erwachsene 1447 Kinder — macht die Tbc nicht halt.

Die Duldsamsten unter den Ambonesen sind die kleinen schmalschultrigen Frauen, die an eine untergeordnete Rolle gewöhnt sind und alle wichtigen Dinge den Männern überlassen. Ihre braunen Gesichter sind oft seltsam faszinierend, die zierlichen Füße können kaum die schweren holländischen Holzschuhe bewegen. Meist haben sie sich aus alten Handtüchern Turbane gewickelt, um gegen die Kälte geschützt zu sein. Für einen Haushalt haben sie nicht zu sorgen: die paar Quadratmeter ihrer

Wohnvierecke sind schnell sauber gemacht und eine Gemeinschaftsküche versorgt sie alle mit Reisgerichten. Am Abend, wenn die Dunkelheit anbricht, versammeln sie sich in einer der Baracken, die mit bunten Postkarten vom Leidensweg Christi geschmückt sind. Hier, in der Behelfskirche, ist ihre Domäne, hier nähen sie, unterhalten sich oder stimmen die fremdländischen Molltöne ihrer Gesänge an, die fast immer langgezogene Klagelieder sind. In diesen Liedern lebt die Erinnerung an die Stunden auf, in denen sie in ihrer Heimat glücklich waren.

Günther Wichmann

SPORT DER ZEIT

Auch der Verlierer hat Chancen

Die Situation ist nun eindeutig geklärt: **Hein ten Hoff** weiß jetzt genau, woran er ist. Sein tapferer und entschlossener Kampf gegen den Vierten der Weltrangliste, Dan Baccaroni, hat den Beweis erbracht, daß der ehemalige Deutsche und Europameister im Schwergewicht kein Weltklasseboxer ist. Andererseits hat aber der Kampf gezeigt,

ten Hoff der zur Zeit stärkste deutsche und wahrscheinlich auch europäische Schwergewichtler ist, dürfte außer Heinz Neuhaus selbst und seinen Managern wohl niemand bestreiten. Neuhaus ist jedoch ein Boxer, der ten Hoff gar nicht liegt: Gelänge ten Hoff aber in einem Revanchekampf mit dem Dortmunder kein entscheidender Sieg, so wäre es mit seinem Prestige in Amerika, das nach der

ten Hoff keines neuen Kampfes mit Neuhaus, auch nicht des Europatitels, der drüben gar nichts gilt und völlig uninteressant ist (weshalb denn auch angebliche „Enthüllungen“ über fingierte Kampfangebote von Neuhaus an ten Hoff unglaubwürdig klingen).

Hein ten Hoff also sollte in Amerika bleiben

abgesperrt und darf nur mit Passierschein betreten werden. Was im Hafen vorgeht, kann nicht genau gesagt werden. Jedenfalls herrscht hier reger Betrieb. Einige Werften, auf denen auch die meisten Deutschen beschäftigt sind, arbeiten auf Hochtour. Den größten Umfang scheinen die Reparaturarbeiten für Kriegsschiffe einzunehmen. Die Fischerei hat Stützpunkte in Brandenburg an der Frisching, in Groß-Heydekrug, Peyse und Fischhausen. Die umfangreiche Maschinenindustrie (Lokomotiven und Waggon) wurde wiederaufgebaut und erweitert. An Werken sind bekannt: Waggonfabrik Kaliningrad; Vereinigte Gießereien; das Lokomotivwerk in dem Gelände, das früher zur Maschinenfabrik Methgeten gehörte, eine Spulenfabrik und eine Spezialfertigungsstätte für Waggon auf dem Areal der früheren Waggonfabrik Steinfurth. Gewaltige Investitionen erhielten die chemischen und Holzverarbeitenden Betriebe. Die Werke des ehemaligen Feldmühle-Konzerns wurden alle wieder in Betrieb genommen. Eines der Königsberger Kraftwerke hat eine Art Miniatur-Förderbetrieb im Samland aufgezogen. Man hat doch an verschiedenen Stellen Braunkohle gefunden und beginnt jetzt, nachdem die Militärs das Gebiet freigegeben haben, mit der Ausbeutung. Ferner befindet sich in Königsberg eine Zweigstelle der Memeler Bernsteinindustrie. Sie setzt die Arbeiter ein, die bei Memel den Bernstein fischen oder aus der Steilküste graben.

Pillau ist nur noch Kriegshafen

Die Königsberger Lebensmittelindustrie hat sich ebenfalls wieder stark entfaltet. Aus allen Kolchosen treffen landwirtschaftliche Produkte ein, die hier verarbeitet werden. An erster Stelle wäre da die große Mühlenindustrie zu nennen, die über zwei Kombinate in der Stadt verfügt. Als Umschlagplatz dient der frühere Holzhafen, der auch weiter für die Ausfuhr von Hölzern benutzt wird. Pillau als Vorhafen ist ausgefallen, da es ganz von der Roten Marine mit Beschlag belegt wurde. Im Frei- und Industriehafen sind privatwirtschaftliche Betriebe auch nicht mehr zugelassen. Beide Teile des Hafens liegen im militärischen Sperrgebiet.

Zur Zeit überträgt man der Mühlenindustrie den Ankauf von Hülsenfrüchten von den Kolchosen. Anscheinend erinnert man sich, daß Königsberg früher einmal Welthandelsplatz für Linsen war. 1939 erzeugte Ostpreußen 124 000 t Hülsenfrüchte. Bisher haben die Kolchosen die Anbaupläne für Hülsenfrüchte nicht eingehalten, weil ihren für die Erträge zu geringe Beträge gutgeschrieben wurden. Darauf wurden in diesem Frühjahr die vom Staat berechneten Einkaufspreise um ein Viertel erhöht. Ob mit der Erhöhung des Erzeugerpreises auch eine Steigerung des Konsumentenpreises verbunden ist, ist nicht bekannt.

Unter den Behörden nimmt die Dienststelle für Verkehr auf Wasserwegen, Eisenbahnen und Straßen einen besonderen Platz ein. In ihr arbeiten nur sehr wenige Fachleute, dafür um so mehr Beamte des MGB. Die Autobahn — auch der im polnisch verwalteten Gebiet liegende Teil — wird von dieser sowjetrussischen Behörde aus durch besondere Sicherheitseinheiten bewacht. Auf dieser knapp 100 km langen Straße spielt sich der gesamte Verkehr nach Elbing und zur Danziger Bucht mit der sozialistischen Dreistadt Danzig—Gdingen—Zoppot ab. Materialtransporte erfolgen in beträchtlicher Menge in beiden Richtungen. Auch der Einsatz der Wasserpolizei auf den Binnenwasserstraßen des Pregels, im Königsberger Seekanal und den verschiedenen Anlagen bei Labiau wird von Königsberg aus geleitet. *(Wird fortgesetzt)*



Ein dunkelhäutiges Lagerkind

ten, trotz der auf Zivil umgeschneiderten amerikanischen Uniformstücke.

Als Indonesien selbständig wurde, begann die Tragödie der 14 000 Farbigen aus Ambon, einer Insel im Malaischen Archipel, in unmittelbarer Nachbarschaft Javas. Bis dahin hatten sie — Generationen hindurch — die Kolonialpolitik der Niederlande verteidigt. Der Abzug der Holländer aus Indonesien zwang sie, ihre Heimat zu verlassen, da sie die indonesische Regierung nicht anerkennen und weiterhin unter der Fahne der Königin kämpfen wollten. Holland aber mußte sich an die Verträge mit der jungen indonesischen Republik halten und die Armee auflösen. Ein Gerichtserlaß regelte das Asylrecht der Farbigen im holländischen Mutterland. Man verfrachtete die Soldaten und ihre Angehörigen auf Truppentransporter nach Amsterdam. Dort wurden sie demobilisiert und erhielten den Status von holländischen Bürgern.

Wenn man sich mit diesen „Soldaten“ unterhält, dann merkt man, daß sie den Versuch einer Akklimatisation längst aufgegeben haben. Sie sind mit ihren Lagern eine Enklave in den Niederlanden ge-



Radio in neuem Gehäuse. Warum sieht man häufig nur den Einheitsstyp der Radioapparate, Nußbaum, hochglanzpoliert, und mit einer Stoffbespannung, die in Farbe und Form langweilig oder geschmacklos ist? Die Geräte passen in viele neue Wohnungen längst nicht mehr hinein. Sind die Käufer so konservativ? Nein, viele helfen sich dadurch, daß sie die in ihrem Aussehen störenden Apparate in Wände und Schränke einbauen, um sie unsichtbar zu machen. Unsere Abbildungen, die dem Heft „Baukunst und Werkform“ entnommen sind, zeigen Versuche, den Radiogehäusen ein neues Aussehen zu geben. Links: Apparat in asymmetrischer Form, auf den man keine Nippsachen stellen kann. Mitte: Dieses Modell ist in den Farben Grau, Rosa und Gelb abgestimmt anstatt des obligaten Schwarz oder Braun. Walter Wagenscheidt erläutert zum rechten Entwurf: „Der Mensch hat oben die Augen und unten die Hände; deshalb habe ich die Skala oben in der Aufsicht angebracht, die Knöpfe unten.“

das ten Hoff trotz seiner vierunddreißig Jahre und mancher technischer Mängel eine Gefahr selbst für die Besten der Weltrangliste ist.

Die meisten der ach so klugen Boxexperten wurden durch Hein ten Hoff insofern Lügen gestraft, als sie dem Deutschen eine sichere K.o.-Niederlage vorausgesagt hatten. Die aber verstand er erfreulicherweise zu vermeiden.

Was also wird nun kommen? Wird das amerikanische Gastspiel des Hamburgers hiermit beendet sein? Und wird er womöglich nach Hause zurückkehren, um hier nun wieder im Ring zu erscheinen? Das ist eine Frage, die außerordentlich interessiert, und die vor allem natürlich Hein ten Hoff selbst sorgfältig überdenken muß, und die auch er allein nur entscheiden kann. Daß man hier an ihm nun plötzlich wieder ein sehr großes Interesse zeigt, geht aus vielfachen Kommentaren und Äußerungen bekannter Boxfachmänner zu dem Milwaukee-Kampf eindeutig hervor, die über ihn nach seiner sensationellen Niederlage gegen Heinz Neuhaus sehr abfällig geurteilt hatten. Selbst ein Mann wie Max Schmeling, der nun doch wirklich etwas vom Boxen im allgemeinen, von dem Geschäft in diesem Sport und auch von den amerikanischen Verhältnissen im besonderen etwas versteht, rät ihm, die Rückreise über den Ozean anzutreten und in Deutschland und in Europa nach Gegnern zu suchen, wobei er sich angeblich keine Sorge zu machen brauchte, genügend zu verdienen.

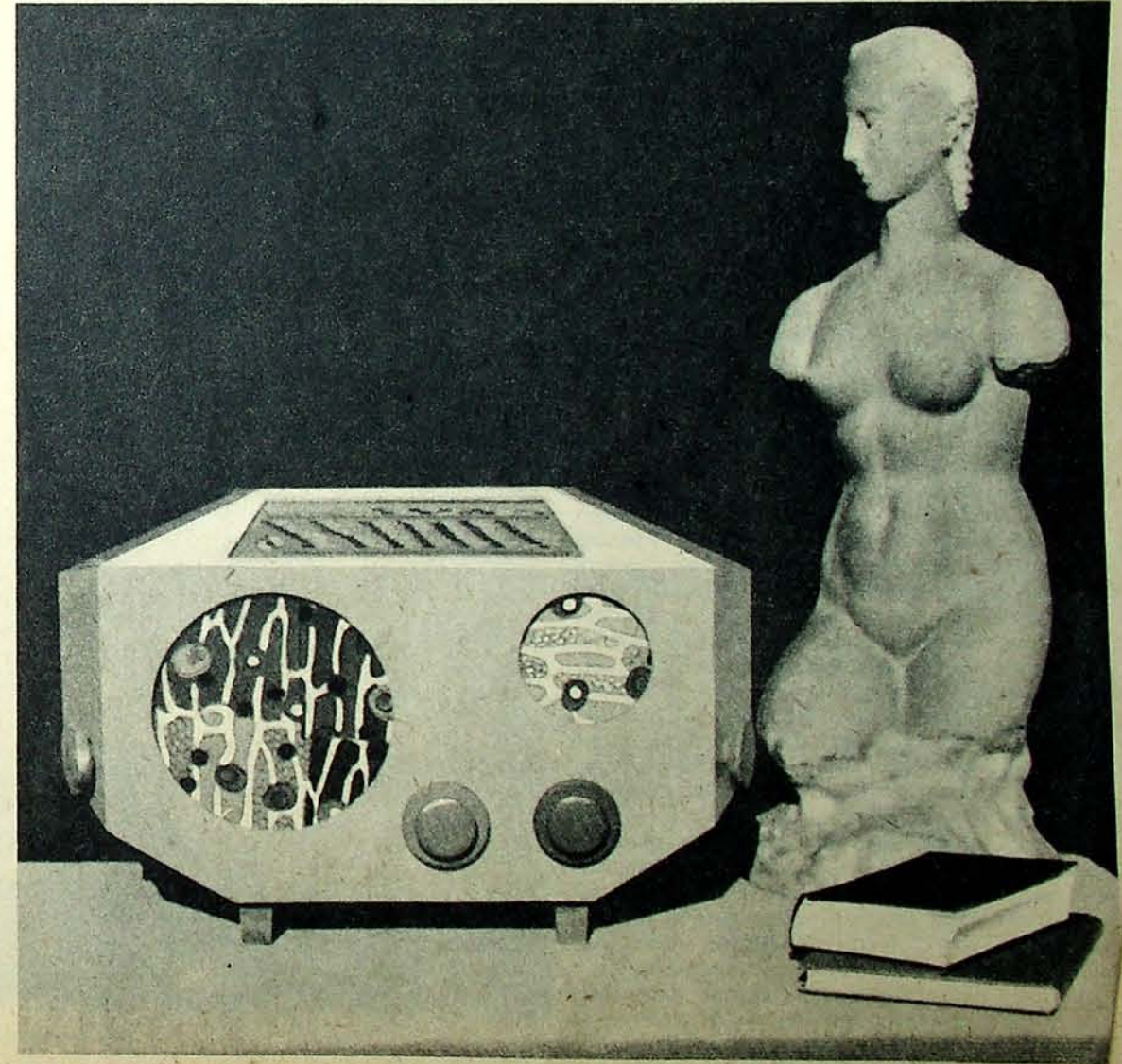
Wir aber sind ganz anderer Ansicht. Wir glauben, daß es das Dümme wäre, was Hein ten Hoff tun könnte, wenn er den Sirenenklängen, die nun aus Deutschland zu ihm hinübertönen, folgen würde. Was könnte er schon gewinnen? Gewiß dürfte ein neuer Kampf hier gegen Neuhaus ein Bombengeschäft werden, aber das Risiko, das ten Hoff damit eingeht, erscheint uns zu groß. Daß

es mit seinem Prestige in Amerika, das nach der Niederlage gegen Bucceroni eher gestiegen als gesunken ist, für immer vorbei.

Denn drüben ist es schon seit Jahren sehr langweilig im Schwergewichtsboxen geworden. Die Farbigen hatten abgewirtschaftet, unter den weißen Amerikanern fand sich bis Marciano kein Klasseboxer; man mußte, um wieder Auftrieb ins Geschäft und Geld in die Kassen zu bringen, Ausschau nach Ausländern halten. Man sehnte sich vor allem nach einem zweiten Max Schmeling: ein Deutscher wäre die rechte Zugnummer, meinten viele, die in Nordamerikas Boxsport ein Wörtchen mitzureden haben — und endlich erschien wieder einer — eben Hein ten Hoff —, der sich nun allerdings erst einmal heraufarbeiten mußte. Und das tat denn auch unser Freund recht und brav, und so kam es schließlich zu dem Kampf in Milwaukee. Und wir möchten meinen, daß um den Ring im Auditorium sehr viele Boxveranstalter saßen, die nur einen Wunsch hatten: der Deutsche möge gewinnen, ganz egal wie, nur gewinnen, damit eben endlich wieder Leben in die Bude käme. Dieser leise Herzenswunsch smarter Geschäftsleute ging nun allerdings nicht in Erfüllung, man muß halt weiter noch ein Weilchen warten — aber für Hein ten Hoff war der Kampf kein unnützer. Ihm wird man jetzt gern Kämpfe antragen, zwar zunächst wohl nicht mehr mit der sogenannten Weltklasse, aber es gibt ja noch genügend andere gute Boxer, mit denen Geld zu machen ist. Um ihnen gegenübergestellt zu werden, bedarf es für

und dort jeden Boxen, dazu in Ruhe abwarten, wer vom alten Kontinent vielleicht herüberkommt, um sein Glück zu versuchen, und diese Männer dann einen nach dem anderen abzufertigen. Für einige Jahre noch als bester europäischer Schwergewichtler in Amerika zu gelten — und zwar mit Recht, das ist ten Hoff's große — und einzige Chance nach der Niederlage von Milwaukee.

Leichter, als es der ehemalige Deutsche Meister ten Hoff gehabt hat, wird es gewiß ein anderer deutscher Boxer haben, der nun auch den Sprung über das große Wasser wagen will: *Gustav Scholz*. Kenner halten ihn für das größte Talent überhaupt, das wir je im Boxsport hatten. Er soll ein begnadeter Köhner sein, und wenn man bedenkt, daß er in seinen bisherigen 49 Kämpfen nicht einmal geschlagen wurde, kann man dieser Ansicht wohl nicht widersprechen. Der frühere Weltgewichtsmeister boxt nun im Mittelgewicht, und morgen tritt er in Hamburg gegen den belgischen Meister an — diese Klasse hat zwar nicht im entferntesten das Interesse der Öffentlichkeit, aber eine wirkliche Größe kann auch in ihr zu Weltruhm und unbestrittener Popularität kommen und Reichtümer ernten, was ja schließlich für Berufsboxer doch immer die Hauptsache ist. Man darf gespannt sein, welche Aufnahme Scholz in den Vereinigten Staaten finden und welche Kämpfe man ihm antragen wird. *W. F. Kleffel*



In Ostpreußen heulen die Wölfe

II. Keine Universität, keine Museen mehr — Organisierte Kultura — Tilsit heißt jetzt Sowjetsk — Ein Bericht aus unseren Ostgebieten

Diesen Bericht über die Verhältnisse in dem von den Sowjetrussen und Polen annektierten Ostpreußen begannen wir in der vorigen Ausgabe der ZEIT mit einem Überblick über die Bevölkerungs- und Wirtschaftslage in dem von den Sowjets besetzten nördlichen Teil des Landes. Die Rote Armee baute ihn zu einem großen Militärstützpunkt aus. Wir schlossen mit der Schilderung der Zustände in Königsberg und Pillau. Die heutige Fortsetzung enthält eine Darstellung des kulturellen Lebens in Königsberg und eine Schilderung der Lage in den einzelnen Landkreisen des nördlichen Teils der Provinz.

Die Binnenschifffahrt in Königsberg hat fast wieder den Vorkriegsstand von 600 000 t jährlich in der Ankunft erreicht. Für den Schiffsverkehr der Seeschifffahrt liegen nur Schätzungen vor. 1936 kamen in Königsberg jährlich 4129 Schiffe mit 1,7 Millionen Registertonnen netto an, also im Durchschnitt 344 jeden Monat. Gegenwärtig sollen den Hafen monatlich nicht mehr als 80 Seeschiffe anlaufen. Beim Güterverkehr über See sieht es etwas anders aus: 1936 kamen in Königsberg 778 000 t zum Versand und 3,8 Mill. t wurden empfangen. Im vorigen Jahr sollen nach der Schätzung informierter Fachleute etwa 600 000 t Versand, aber nur 150 000 t Empfang getätigt worden sein. Das würde damit übereinstimmen, daß die Zahl der abgehenden Seeschiffe monatlich über 100 betragen soll. 1936 waren es 1614 Schiffe mit einer halben Million Registertonnen netto. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Viele Schiffe kommen leer oder mit Soldaten und Kriegsmaterial an. Die abgehenden Schiffe jedoch nehmen immer Landeserzeugnisse mit. Der Bedarf der Zivilbevölkerung ist zwar groß, wird aber bisher, wie überall in der UdSSR, nur in unzureichendem Maße befriedigt. Zudem ist die Bevölkerungszahl gegenüber früher stark gesunken. Die Versorgung der hier stationierten Truppen wird nicht nur aus dem Lande vorgenommen. Man zieht dazu auch die Polen heran. So stehen den Sowjets trotz geringer Erzeugung viele Waren zur Verfügung. Man will aus Ostpreußen möglichst viel herausholen und nur in den Königsberger Fabriken etwas investieren. Für sie dürften auch beträchtliche Mengen der auf 150 000 t Empfang geschätzten Einfuhren bestimmt sein, bei denen es sich hauptsächlich um Rohstoffe handelt.

Gelenkt und beobachtet

Ein kulturelles Leben gibt es in Königsberg nicht mehr — wenn man dazu nicht die Truppenbetreuung rechnen will. Ein sogenanntes Kulturensemble — aus den russischen Arbeitern der früheren Schichau-Werft gebildet — bestreitet die meisten Aufführungen. Gastspiele innerussischer Orchester, Theater und Balletts finden in der Hauptsache nur für Offiziere und Funktionäre statt, da diese Ensembles nie länger als einen Tag in Königsberg bleiben. Die bekannte Oper steht nicht mehr. Auch der Dom und das Schloß wurden zerstört. Die Gruft Immanuel Kants unter dem Dom wurde zugemauert. Niemand weiß, ob sich die sterblichen Überreste des Philosophen, der von 1724—1804 in Königsberg lebte, noch dort befinden. Die Gerüchte, daß Plünderer in die Gruft eingedrungen seien, werden bisher nicht bestätigt. Auch Kants Arbeits-

möglich, da im Samland einige Störsender arbeiten. Ein Teil dieser Störsender wird von der Roten Armee betrieben. Im übrigen werden private Empfangsgeräte häufig eingezogen und durch Gemeinschaftslautsprecher ersetzt.

In den Straßen Königsbergs dominiert die Uniform. Die Stadt wimmelt von Urlaubern aus den Standorten der Umgebung und von den Soldaten der im Stadtgebiet selbst stationierten starken Einheiten. Man hat viele Kasernen gebaut oder die noch erhaltenen deutschen Unterkünfte bezogen. In Amalienau, Mittelhofen, Tragheimer Ausbau, Cumerau, Charlottenburg (Flakkaserne), Rosenau und im Nassen Garten hat man beträchtliche Verbände untergebracht. Einige der wenigen noch erhaltenen Kirchen sollen nach altem bolschewistischem Vorbild als Heeresdepots, als Scheunen für Heu und Stroh benutzt werden. Über das kirchliche Leben in Königsberg ist sehr wenig zu erfahren. Die spärlichen Meldungen widersprechen sich. Der Luisenpark wurde zu einem sogenannten „Platz der Volksfeste“ gemacht. Neben Karussells und Schießbuden steht auch dort, wie auch auf dem Danziger „Platz der Volksfeste“, ein Übungsturm für Fallschirmspringer. Allerdings ist die Anlage als Attraktion des Rummelplatzes getarnt. Wer tagsüber springt, der springt als zukünftiger Landesverteidiger, wer abends springt, der springt zu seinem Vergnügen, jedoch nicht kostenlos. Sogar die Bedienungsmannschaft wird dazu ausgewechselt. An dem Balkengerüst leuchten kleine bunte Birnen auf, die ausnahmsweise auch einmal andere Farben als Rot zeigen. Nach Einbruch der Dunkelheit wird der

wird von Königsberg und Memel aus dirigiert. Auf Betreiben des zuständigen Ministeriums in Moskau mußte bei Palmnicken die 1883 gegründete und 1922 stillgelegte Untertagegrube „Anna“ wieder eröffnet werden. Der Tagebaubetrieb wurde erweitert. Man hat neue Tonschichten entdeckt, die Bernstein enthalten. Gegenwärtig sollen hier zwei Bagger im Übertagebau arbeiten. Auch Soldaten wurden beim Einsatz zum Bernsteingraben gesehen. Die Förderung soll im vorigen Jahr im Übertagebau 1400 Zentner, im Untertagebau 600 Zentner und in der Strandlese 900 Zentner betragen haben. Das Soll für 1953 wurde auf insgesamt 5000 Zentner festgesetzt. Das im Wert geringere Kiefernharz wird in Palmnicken und in Königsberg zu Lack verarbeitet. Bernstein heißt Brennstein, weil er leicht brennt. Vor zwei Jahren hat ein Brand Teile der Lackfabrik in Palmnicken vernichtet.

Auf den Höhen von Heiligenkreutz und Thierenberg stehen meteorologische Stationen der Roten Armee und Luftwaffe. Die Kleinbahn Königsberg—

anderen Fahrzeugen eine Zerstörerflotille und eine Reihe von Minenlegern stationiert hat. In den Kasernen von Pillau werden, wie früher auch, Marinerekruten gedreht. Daneben werden in halbjährigen Kursen jeweils 100 Polen und 50 Deutsche zu Seepolizisten ausgebildet. Ihre Übungsboote liegen im Hinterhafen. Auf der Reede liegt eine Gruppe von Marinebarkassen, die den Verkehr zum Königsberger Bootshafen aufrechterhält. Von der früher 10 100 zählenden Zivilbevölkerung sollen noch etwa 300 deutsche Hafenspezialisten dort sein.

In Wehlau, das jetzt „Snamensk“ heißt, leben etwa 3000 Menschen, 1939 waren es 8500. Die Garnison besteht fast nur aus Luftwaffensoldaten, die auf dem Flugplatz stationiert sind. In der Stadt befindet sich eine Kontrollstelle für die Flößer. Da diese unterwegs verschiedentlich Teile ihrer Holzladung für eigene Rechnung verkauft haben, werden sie hier auf Vollzähligkeit der Stämme überprüft.

Aus Tapiaw, heute „Gwardejsk“, wird berichtet, daß dort die nach Waldau und Labiau abgehenden

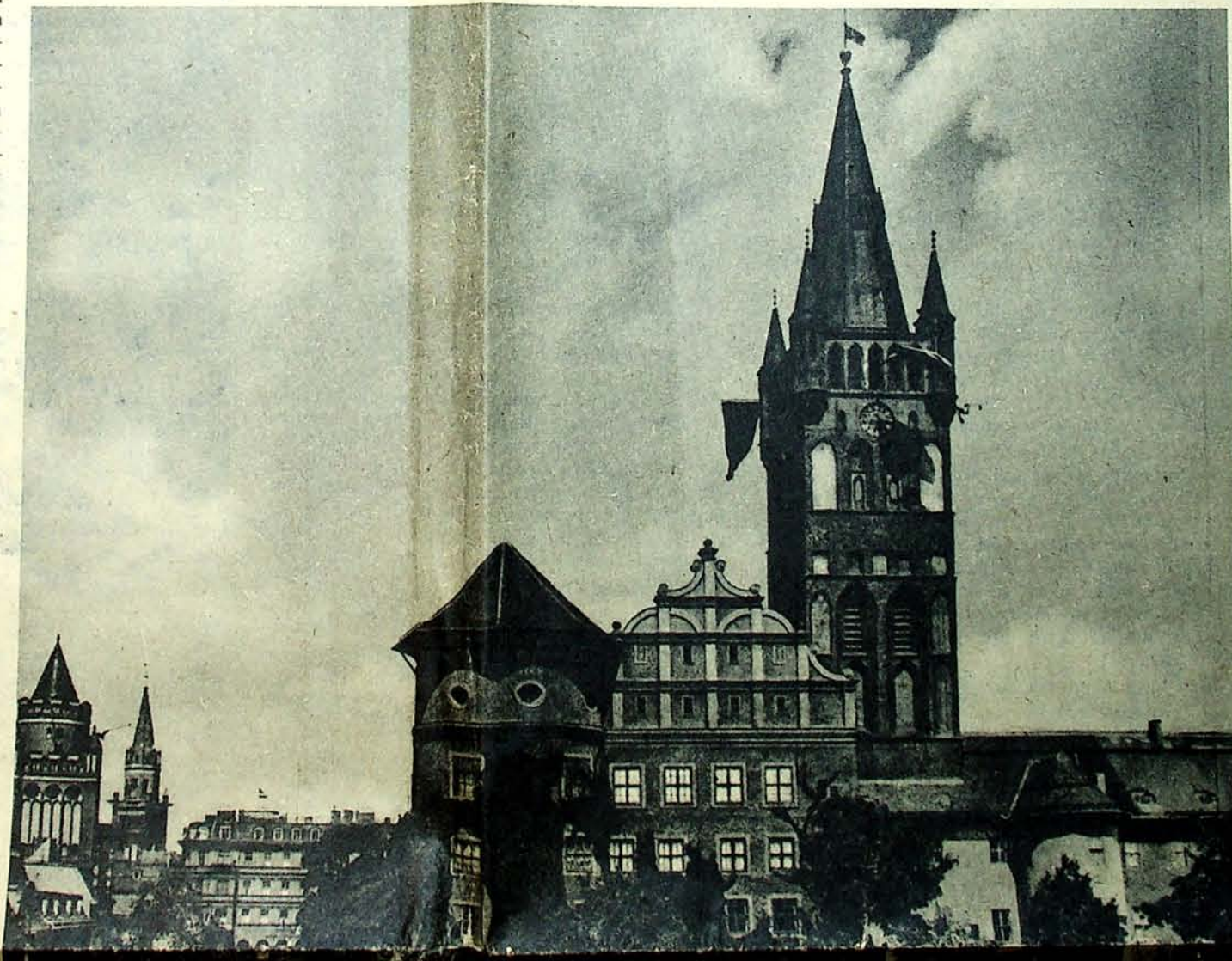
Soldaten dagegen soll in die Zehntausende gehen. Die Kreisstadt Preußisch-Eylau wird „Bagrationowsk“ genannt. Sie ist völlig menschenleer, obwohl sie früher eine Bevölkerung von 6300 hatte. Wie in Gerdauen liegt auch dort nur Militär. Die Kreisstadt Angerapp, vor der Umbenennung durch die nationalsozialistischen Behörden Darkehmen genannt, heute heißt sie „Oserks“. Die Bevölkerung betrug früher 4200 Köpfe und ist auf 3000 gesunken. Die Grenztruppen sind in Pentlack, Kleinbeinuhnen, Wiecken und der Rominter Heide untergebracht. Nach Norden zu hat man überall Kolchosen eingerichtet.

Die Kreisstadt Ebenrode, vor der Germanisierung der Städtenamen im Dritten Reich Stallupönen genannt, hat heute eine Bevölkerung von etwa 5000, gegenüber 6600 vor Kriegsende. Die Eisenbahn nach Gumbinnen und in Richtung Sowjetunion ist in Betrieb; aber nur an wenigen Tagen in der Woche von Zivilzügen befahren. In Eydtkau oder Eydtkuhnen (heute „Tschernyschewskoje“), auf der Strecke nach Sowjetrußland, liegt eine Eisenbahn-Wachabteilung, die auch über einen Panzerzug verfügt. Es gehen Gerüchte, daß darin auch verurteilte Angehörige der Roten Streitkräfte fortgeschafft würden. Im ganzen Norden Ostpreußens befindet sich kein einziges Zwangsarbeiterlager für Soldaten, man bringt sie alle ins Innere der UdSSR.

In der Kreisstadt Pillkallen, später Schloßberg genannt — heute heißt sie „Dobrowolsk“ —, soll die Bevölkerung fast den alten Stand von 5800 Köpfen wieder erreicht haben. Zwischen Eymenis und Inster-Ursprung hat man über 20 Kolchosen in Betrieb genommen, deren Arbeiter teilweise in Barackenstädten wohnen. Im Gebiet des Ostflusses (Szesuppe) bei Haselberg liegen einige Heeresgüter. In den Kleinstädten findet man viele der sogenannten Deutsch-Litauer. Sie arbeiten ausnahmslos als Landarbeiter oder Handwerker.

Geschichte wird umgedichtet

Die alte Kreisstadt hat den in kommunistischem Sinne verpflichtenden Namen „Sowjetsk“ erhalten. Im Gegensatz zu den anderen nordostpreußischen Städten ist der Einfluß des Militärs hier gering. In Tilsit befinden sich dafür hohe Parteibehörden, die für die wirtschaftliche Nutzung des fruchtbaren Landes verantwortlich sind und mit den entsprechenden Rayons auf der anderen Memelseite in Wettbewerb stehen. In Tilsit wohnten früher 58 500 Menschen, heute zählt es etwa 30 000 Einwohner. Die Sowjets behaupten, daß Tilsit seit 1480 das russische Stadtrecht besitze. In Wirklichkeit wurde die Burg von Tilsit von 1406—09 von den Hochmeistern Konrad und Ulrich v. Jungingen erbaut, und Tilsit erhielt im November 1552 von Herzog Albrecht das deutsche Stadtrecht. Man ist auch bemüht, der 1598—1610 erbauten Turmkirche, der „Deutschen Kirche“, und dem Rathaus aus dem Jahre 1757 eine russische Vergangenheit anzudichten. Die bekannte Deutsche Straße, die schon 1520 die Hauptstraße des einstigen Marktflückens war, trägt jetzt den Namen des zaristischen Generals Kutusow, der Napoleon schlug. Überall stellt man



...den Dänen nicht bestätigt. Auch Karls Arbeitsstätte, die 1544 gegründete Albertus-Universität mit ihren sechs Fakultäten, über 75 Seminaren und verschiedenen Hochschulinstituten ist dahin.

Mit den anderen kulturellen Einrichtungen steht es nicht besser. Das Staatliche Meisteratelier und das Museum für die Bildenden Künste, das Kunstgewerbemuseum und die Landschafts- und Heimatmuseen sind ebenso verschwunden wie die Handelshochschule. Gegenwärtig existiert nur eine Arbeiterhochschule, die von einigen hundert Werkträgern in Abendkursen besucht wird. Früher zählte die Königsberger Volkshochschule 3500 Teilnehmer und 35 Dozenten. Die übrigen leicht zerstörten Schulen hat man gleich nach Eröffnung zu Halbinternaten gemacht, um möglichst viele Schüler ständig beobachten zu können. Von den sonstigen schulischen Einrichtungen besteht auch nicht eine mehr.

Anstatt der früheren fünf öffentlichen Bibliotheken mit über 900 000 Bänden gibt es heute nur eine mit der üblichen kommunistischen Literatur. Vergebens würde man auch das Königsberger Staats- und das Stadt-Archiv mit den Urkunden des Deutschen Ritterordens suchen. Man will es heute nicht mehr wahrhaben, daß die Burg von Königsberg bereits 1225 von diesem Orden erbaut und 1457 zum Sitz des Hochmeisters wurde. Nichts mehr davon, daß Königsberg Mitglied der Hanse war und daß Ostpreußen 1878 zu einer selbständigen deutschen Provinz erhoben wurde. (Vom 13. Jahrhundert bis 1525 war Ostpreußen unter dem Namen Preußen geistliches Fürstentum des Deutschherren-Ordens. 1525 wurde es weltliches Herzogtum unter den Hohenzollern. 1618 kam es an die in Brandenburg regierende Linie der Hohenzollern. 1701, als die Hohenzollern den preußischen Königstitel annahmen, erhielt das Land den Namen Altpreußen. Seit 1772 heißt es Ostpreußen.)

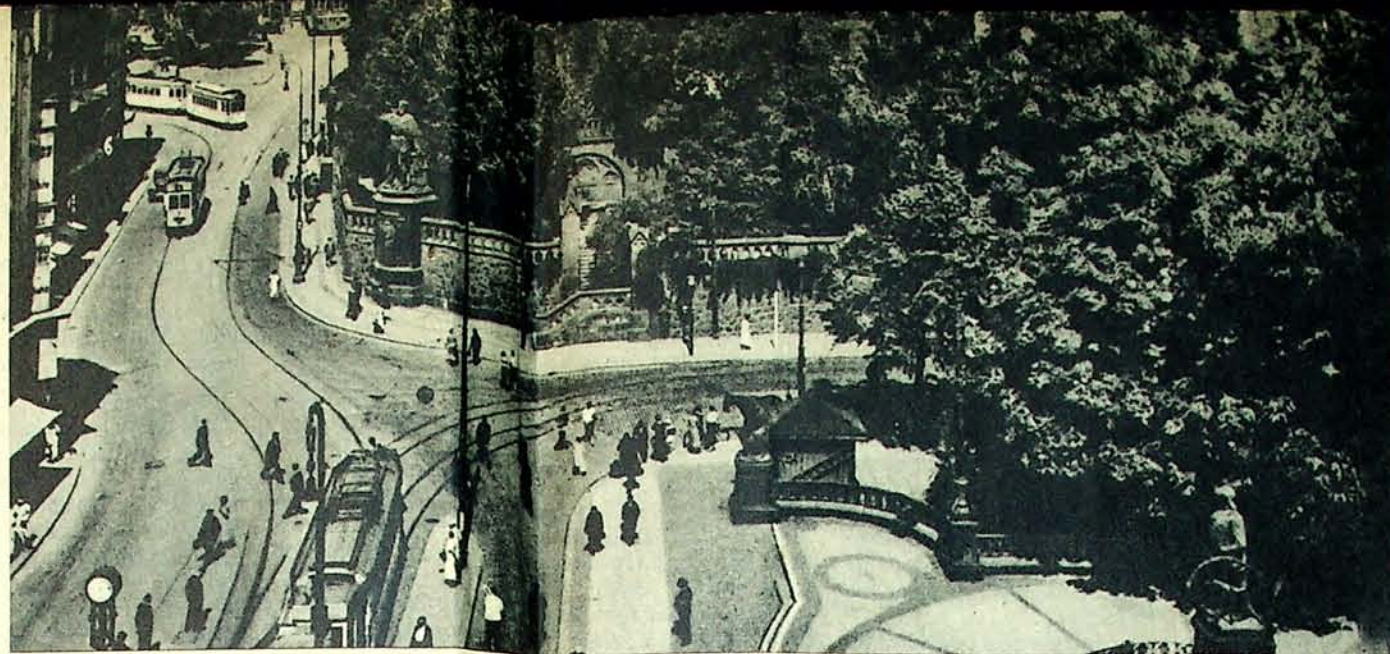
Was ist an kulturellen Einrichtungen geblieben? Einige Kinos, die nicht aus Interesse, sondern aus Langerweile aufgesucht werden. Dann ein als Wanderbühne durch das Land ziehendes politisches Kabarett und ein wöchentlich stattfindender Vorleseabend für „avantgardistische Arbeiterdichter“. Die Kultura spielt sich innerhalb der Betriebe, in den Organisationen und Hausgemeinschaften ab. Nur dort kann man die Leute alle erfassen. Zu viele Kulturstätten für die Allgemeinheit, deren Besuch in das Ermessen des einzelnen gestellt würde, kann man sich schon aus Rentabilitätsgründen nicht leisten, da nur wenige freiwillig kommen würden. In den kleinen Kreisen des täglichen Lebens jedoch hat man auf jeden Einfluß.

Die Unterrichtung durch die Presse erfolgt durch eine Provinzausgabe der Moskauer „Prawda“, die allein aus Papierbedarf in jedem Haushalt zu finden ist. Die Anlagen des Rundfunksenders Heilsberg bei Königsberg strahlen das Programm des Hauptstadtsenders aus, das nur abends von Spezialsendungen für die Truppen unterbrochen wird. Der Empfang ausländischer Programme ist nahezu un-

...Turm von mehreren Scheinwerfern der Luftwaffe angestrahlt. Was am Tage Pflicht ist und von Kommandos begleitet wird, kostet abends einige Kopeken und wird mit fortschrittlicher Tanzmusik untermalt. Das Gelände des ehemaligen Königsberger Fischmarktes am Pregelufer ist heute einer der Standplätze der Schwarzhändler, die — oft im Auftrag von Behörden — An- und Verkäufe tätigen. Auch die Hafenverwaltung bedient sich ihrer zu mancherlei Geschäften. Polizei und Soldaten haben Anweisung, nichts gegen sie zu unternehmen. Der Staatssicherheitsdienst hat sogar viele festbesoldete Spitzel unter ihnen. Die ganze Handelei hat ein betont „patriotisches“ Gesicht; von dem im polnisch verwalteten Gebiet beim Schwarzhandel festzustellenden kriminellen und „staatsfeindlichen“ Einschlag ist hier nichts zu bemerken. Jeder hütet sich, in ein solches Fahrwasser zu kommen. Man tut so, als ob es sich um genehmigte Naturalientausgeschäfte handelt. Interessant ist, daß in Königsberg auch unter den Schwarzhändlern nur der Rubel kursiert, wogegen man in den polnischen Zentren des Schwarzhandels fast jede Währung der Welt kaufen und verkaufen kann.

Die Königsberger „Prawda“ entrüstete sich im letzten Herbst sehr darüber, daß in einigen Warschauer Lehrbüchern Königsberg als „alte polnische Universitätsstadt“ bezeichnet wird. „In dieser geistigen Quelle des Polentums sei neben Polnisch noch Litauisch und auch Deutsch gelehrt worden.“ Die Russen hingegen behaupten nun wieder, Königsberg sei eine ur-ur-alte russische Stadt, und das müsse auch den polnischen Freunden bekannt sein. Das Gebiet der heutigen „Sowjetrepublik Kaliningrad“ sei immer ein Teil des großen russischen Reiches“ und nur zeitweise von „räuberischen imperialistischen Staaten und Stämmen“ besetzt gewesen. Das genügte. In Warschau stempfte man die betreffenden Auflagen ein.

Das Samland ist eine zwischen Frischem und Kurischem Haff gelegene 75 km lange und 30 km breite Halbinsel. Die Ausbeutung der Bernsteinvorkommen — übrigens die größten in der Welt —



An diesem Bild hängen die Träume von Hunderttausenden von Menschen und ein Teil ihrer schönsten und lebendigsten Erinnerungen. Es ist „die Ecke“ Königsbergs, der Kaiser-Wilhelm-Platz mit Schloß, in dessen Kirche sich der Kurfürst Friedrich von Brandenburg am 18. Januar 1701 zum König in Preußen krönte. Die Geschichte Königsbergs begann damit, daß der Deutsche Ritterorden im Jahre 1255 wenige Kilometer oberhalb der Mündung des Pregels in das Frische Haff eine Burg baute. Der in ihrem Schutz entstehende Ort erhielt 1286 Stadtrechte. Nach dem Fall der Marienburg wurde die Stadt der Sitz der Hochmeister des Ordens.

Galtbargen—Neukuhren—Rauschen ist den sowjetischen Streitkräften vorbehalten. Die Hauptlinie nach Cranz, dem berühmten Volksseebad, ist ausgefallen, da die nach Kriegsende demontierten Schienenteile durch schlechtes Material ersetzt wurden. Der Unterbau wurde total vernachlässigt.

In Palmnicken — es heißt jetzt Jantarnyj — liegen mehrere schnelle Kutter, die mit umfangreichen funkttechnischen Anlagen ausgerüstet sind. Sie treten bei kombinierten Luftwaffen-Marine-Aktionen in Erscheinung. Außerdem errichtete man ein Marinelazarett. Die Einwohnerzahl von Fischhausen ist von 3900 auf über 5000 gewachsen. Das erklärt sich aus dem großangelegten Fischereikombinat. Die Stadt wird von den Russen „Primorsk“ genannt.

In Rauschen, das jetzt „Swetlogorsk“ heißt, liegt eine Abteilung für Fesselballons. Die Apparate werden meistens vor Warmcken aufgelassen. Die Stadt Rauschen zählt an die 3000 Einwohner, die starke Garnison mit eingerechnet. Cranz — jetzt „Semnogradsk“ genannt — ist kein Seebad im üblichen Sinne mehr. Es ist zu einem reinen Militärbadeort geworden mit sauberlich abgegrenzten Strandabschnitten: Nur für Offiziere. Die Bevölkerung sank von 5000 auf unter 1000.

Pillau heißt heute „Baltijsk“. Stadt und Hafen unterstehen der Roten Marine, die hier neben

Kleinbahnen ausgebaut werden. Über die früher 8760 Köpfe zählende Bevölkerung ist nichts bekannt. Von hier sind Bestrebungen im Gange, die Bruchgebiete bei Zehlau an der Frischung und Paterswalde an der Alle zu kultivieren, um Torf als Brennmaterial zu gewinnen.

In Allenburg, dem heutigen „Drushba“, arbeitet eine Kommission an Plänen, um den Masurischen Kanal, der nach Süden ins polnisch verwaltete Gebiet führt, stärker nutzbar zu machen. Ein Teil des Warenverkehrs mit Polen wird jetzt schon auf diesem Wege abgewickelt.

„Mamonowo“, ist der neue Name von Heiligenbeil, das früher 10 500 Einwohner zählte. Die Stadt ist unter den Sowjets zu einer starken Garnison für Grenztruppen geworden. Zivilisten gibt es kaum noch. Die Truppen dienen zur Sicherung der Grenze zu der eng befreundeten sowjetischen Satellitenrepublik Polen. Zinten an der Stradick oder neuerdings „Karnowo“ ist ebenfalls menschenleer. Es hatte früher 5200 Einwohner. Zwischen Stradick, Pasmar, Beisleide und der Frischung befinden sich allerdings eine Reihe von Großkolchosen. Sie werden von Kreuzburg, dem heutigen „Jewino“, und Tharau aus verwaltet.

Die Kreisstadt Gerdauen heißt jetzt „Shelesnodoroshnyj“ und ihre Einwohnerzahl ist von 5100 auf 500 gesunken. Die Zahl der dort stationierten

...ragt jetzt den Namen des zaristischen Generals Kutusow, der Napoleon schlug. Überall stellt man die großrussische Idee heraus. Das Denkmal des deutschen Dichters Max von Schenkendorff vor dem Rathaus wurde gestürzt und durch eine Gruppe zaristischer Offiziere und Soldaten ersetzt, die nach Westen stürmen. Genau gegenüber erhebt sich ein Sockel mit dem obligatorischen Panzer, dessen Geschützrohre auch nach Westen weisen.

Nichts erinnert mehr an die Quartiere der Königin Luise und Napoleons. Die Promenade am Schloßmühlenteich wurde durch eine kleine Wandelhalle aus Holz zu einer ständigen politischen Ausstellung gemacht. Alle vier Wochen kann man dort neue Bilder und Broschüren sehen, die den Kommunismus verherrlichen. Die Luisenbrücke über die Memel hat man wieder aufgebaut. Es besteht ein ziemlich reger Handel mit der Litauischen Sowjet-Republik. Auf der Memel ziehen endlose Holztraften hinunter nach Heydekrug und zum Kurischen Haff. Das Königin-Luise-Denkmal im Park von Jakobsruhe wurde entfernt, auf dem Sockel steht jetzt ein bronzenener Lenin. Der Park wird „Park des werktätigen Volkes“ genannt. Er ist das bevorzugte Ziel der russischen Liebespaare.

Tilsit ist von allen Orten des Landes am besten mit Lebensmitteln versorgt. In den Niederungen hat man zahlreiche Musterkolchosen gegründet, die bevorzugt mit Saatgut und Maschinen beliefert werden. Hier begann die landwirtschaftliche Nutzung schon sehr frühzeitig. Die Lokalpresse publiziert darüber keine genauen Ergebnisse, sondern meldet immer nur lakonisch: „Soll erfüllt.“ Jedermann weiß, daß die durchschnittlichen Ergebnisse hier sogar noch weit über denen der Sowjetunion liegen. Einige Heeresgüter sollen sogar die früheren deutschen Erträge erreicht haben. Das sind jedoch Ausnahmen, die auf Grund besonders günstiger Umstände erreicht wurden.

Die Stadt Gumbinnen beherbergt etwas über 10 000 Personen. Früher hatte der alte Regierungssitz 22 200 Einwohner. Man nennt sie jetzt „Gussew“. Die Garnison ist etwa genau so stark wie die Zivilbevölkerung. Der Wiederaufbau konzentrierte sich auf die öffentlichen Gebäude, um Platz für Behörden und militärische Kommandostellen zu bekommen. Zwei Brücken über die Roßbach, die alte Pissa, wurden wieder in Betrieb genommen. Rathaus, „Kaiserhof“ und „Haus Ostpreußenwerk“ wurden für Militär und Partei ausgebaut. Einige Deutsche — aus Pillkallen als Handwerker nach hier verpflichtet — leben wieder in Gumbinnen. Man verbietet ihnen nicht, ihr hartes ostpreußisches Platt zu sprechen. Die in ganz Ostpreußen gehäuselten Pillkaller haben sich jedenfalls auch in den schweren Zeiten gut gehalten.

Die Stadt Insterburg heißt jetzt „Tschernjachowsk“ und zählt etwas über 20 000 Einwohner — früher waren es 48 700. Die alten Schulgebäude wurden von dem Stadt-Sowjet belegt, so die Mittelschule am Markgrafenplatz, das Gymnasium in der



COGNAC MARTELL

SEIT
1715

hatte Priorität. Und so steht ein Betonhochhaus neben dem anderen, Wohnblock reiht sich an Wohnblock, nur einige Bäume vermögen das Bild dieser Stadt etwas aufzulockern, in der rund 550000 Menschen leben.

Was erhalten geblieben ist, müssen selbst die ehemaligen Königsberger, die oft voller Erinnerungen an früher diese Stadt bereisen, mühsam suchen: Die Kasernen, das frühere Landesfinanzamt, das Polizeipräsidium und die alte Börse, in der jetzt wieder Geschäfte getätigt werden, stehen noch. Einige Stadttore können weiter durchfahren werden, und manche Kirchen existieren weiter, wenn auch anders genutzt, so zum Beispiel die Luisenkirche, aus der ein Puppentheater wurde. Sonst deutet fast nichts mehr auf die Vergangenheit der Stadt am Pregel hin, deren Aufstieg mit dem Einzug der Kreuzritter im 13. Jahrhundert begonnen hatte. Später wurde Königsberg zu einer weltoffenen Seehandelsstadt und dem Zentrum der europäischen Aufklärung.

Vor fast 50 Jahren verwandelte sich Ostpreußens Zentrum ins Gegenteil. Der russische Teil des nördlichen Ostpreußens mit der ehemaligen Hauptstadt Königsberg wurde zu einer geschlossenen Region. Er wurde Sperrgebiet und Königsberg, nun Kaliningrad genannt, eine verbotene Stadt. Man baute diesen westlichen Vorposten Moskaus zur größten Marinebasis der Ostsee aus.



Das Kant-Denkmal von Christian Daniel Rauch



Königsberg, das Schloß

Zur Wahrheit, zum Recht und zum Frieden

Der Königsberger Philosoph Immanuel Kant war Mittelpunkt der 85. Preußischen Tafelrunde

Pforzheim — Für zweihundert Gäste der LO-Kreisgruppe im Hotel Goldene Pforte war die 85. Preußische Tafelrunde zum Höhepunkt der zurückliegenden festlichen Tage geworden. Der Pforzheimer Stadtrat, Notariatsdirektor Günter Rempp, der schon im Oktober 1970 vor der 18. „Preußischen Tafelrunde“ über den westpreußischen Politiker Dr. Kurt Schumacher gesprochen hatte, referierte diesmal über Immanuel Kant in Deutung seiner Lehren und Wertvorstellungen zu Politik und Philosophie.

Vorsitzender Werner Buxa, der neben Vertretern der drei größten Stadtratsfraktionen auch fünf frühere Referenten und viele Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der Behörden, der Bundeswehr und großer Verbände begrüßen konnte, ordnete in seiner Einführung das Thema in die aktuellen politischen Ereignisse des abgelaufenen Jahrs, aber auch in die weltweit erweckten Friedenshoffnungen ein. Daß Maria Nothelfer als Urgroßmutter von Kant aus Herdwangen bei Überlingen am Bodensee stammte und das einzige gemalte Kant-Portrait erst vor wenigen Jahren durch Ankauf ins Marbacher Schillermuseum gelangte, gab dem Thema des Abends auch einen geographischen Bezug. Selbst in der Darreichung des gemeinsamen Getränks und Gerichts an dieser Tafelrunde ließen sich zu den überlieferten Trink- und Eßgewohnheiten des berühmten Philosophen aus Königsberg beziehungsreiche Aussagen anknüpfen.

Über den großen Denker Kant zu sprechen, bedürfte es einer ganzen Vortragsreihe, bemerkte der Referent zu Beginn seiner Ausführungen, denn es gab eigentlich nichts, worüber Kant nicht geschrieben hätte. So beschränkte sich Rempp in seinem Referat auf das Thema

„Philosophie und Politik“ und wies dabei nach, daß Kants Lehren bis heute fortdauernd und allgemeingültig geblieben sind in der aufklärerischen Forderung nach vernunftbestimmtem Handeln und von sittlichem Wert erfüllter Pflicht. Das Referat begann mit einer umfassenden, lebendigen Einführung, die von Platon und Sokrates, Augustinus und Thomas von Aquino über Reuchlin, Melancthon und Luther zu Voltaire und Lessing, Nietzsche und Chamberlain bis hin zu Hans Jonas, dem kürzlichen Preisträger des Deutschen Buchhandels, führte.

Auch in Überlegungen zu unserer aktuellen politischen Situation und den menschlichen Problemen unserer Zeit kommen wir nicht an Kantscher Philosophie vorbei, bewies der Referent, der in diesem Zusammenhang zu Problemen der Furcht angesichts unserer gegenwärtigen Situation und von der Utopie der Krieg als Verwandlung des Menschen zum sittlichen Wesen, zitierte.

In den Gedanken Kants „Zum ewigen Frieden“ wurde die Wahrheit und das Ringen um Gedankenfreiheit, das Wissen als Vernunftswissen und das Recht definiert, das nie der Politik, wohl aber die Politik dem Recht angepaßt sein muß. Ungerecht zu sein ist „unkantisch“ und „wer den Frieden will darf nicht täuschen“

waren für die Zuhörer ebenso Kernsätze Kantscher Lehre wie das zitierte „territoriale Besitzrecht der im Lande Geborenen“ und viele andere Aussprüche Kants zur Wahrheit, zum Recht und zum Frieden.

Nach anhaltendem Beifall der aufgeschlossenen Zuhörer widmete der Vorsitzende dem Referenten herzliche Dankesworte. Im Schlußwort war zu erfahren, daß auch unter kommunistischen Verhältnissen dem großen preußischen Philosophen Achtung erwiesen wird durch Pflege und Schmücken seines Grabes an der Domruine zu Königsberg sowie durch Kant-Forschung in Riga und Königs-

Astronom durch den Herzog gefördert

Nicolaus Copernicus und Albrecht von Brandenburg-Ansbach / Von Professor Dr. Felix Schmeidler

Dieser Beitrag von Professor Dr. Felix Schmeidler ist eine Kurzfassung seines Vortrags „Nicolaus Copernicus und Herzog Albrecht“, den er anlässlich des diesjährigen „Dies Academicus“ der Ost- und Westpreußenstiftung Bayern hielt. In diesem Rahmen sprach auch Professor Dr. Helmut Motekat über „Herzog Albrecht und die Reformation“; eine Zusammenfassung daraus wurde in Folge 42 am 20. Oktober 1990 auf Seite 12 veröffentlicht.

Dem ermländischen Domherrn Nicolaus Copernicus (1473-1543) verdankt die Welt die Erkenntnis, daß entgegen der Auffassung der Antike und des Mittelalters nicht die Erde das Zentrum der Welt ist; vielmehr ist die Erde ein Planet, der um die Sonne kreist und diese ist der Mittelpunkt des Sonnensystems. (...) Wenn der Mann, dem dieser so folgenreiche Fortschritt der Wissenschaft zu verdanken ist, ein Zeitgenosse von Herzog Albrecht war und geographisch ganz in seiner Nähe gelebt hat, so ist es gewiß der Mühe wert, die Beziehungen zwischen diesen beiden bedeutenden Persönlichkeiten näher zu beleuchten.

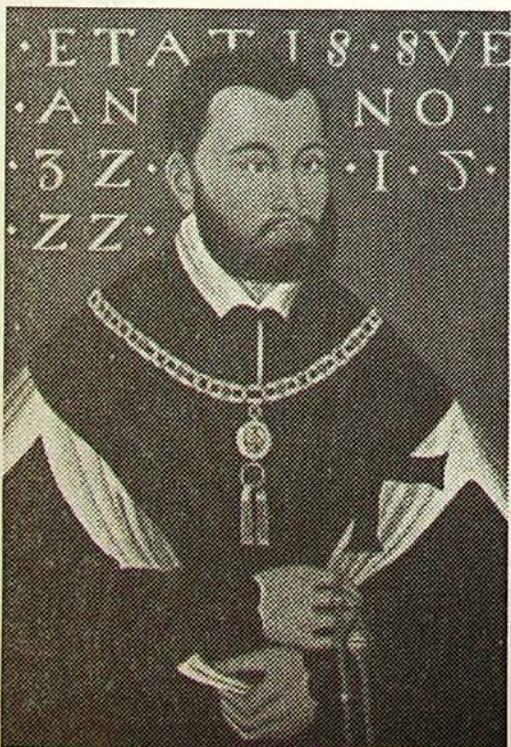
Beide haben die Entwicklung der Geschichte in maßgeblicher Weise beeinflusst, wobei nicht vergessen werden soll, daß Copernicus nicht nur als Wissenschaftler, sondern auch als Gestalt des politischen Lebens seiner Zeit eine gewisse Rolle gespielt hat. Er war nicht nur Astronom, sondern auch Verwaltungsbeamter, Diplomat, Währungsexperte, ein viel beehrter Arzt, ungefähr ein Jahr lang in Kriegszeiten Festungskommandant und mehrere Monate stellvertretender Landesherr.

Es kann nicht überraschen, daß es bei dieser intensiven Betätigung von Copernicus auf politischem Gebiet zwischen ihm und dem Hochmeister und späteren Herzog Albrecht zu Gegensätzen und Spannungen kam. Ermland und das Ordensgebiet waren so nahe benachbart, daß Reibungen unvermeidlich waren. Hinzu kamen die Probleme mit dem Königreich Polen, das damals auf dem Höhepunkt seiner Macht stand.

Seit dem zweiten Thorner Frieden 1466 war das frühere Gebiet des Deutschen Ordens in drei Teile mit unterschiedlicher politischer Position zerfallen; in der größten Abhängigkeit von Polen befand sich, schon aus geographischen Gründen, das westpreußische Gebiet; hingegen konnte Ostpreußen, obgleich es formell polnisches Lehen war, seine politische Selbständigkeit relativ gut behaupten. Eine mittlere Position besaß das Ermland, das zwar auch unter polnischer Schirmherrschaft stand, aber doch Sonderrechte hatte.

Nicolaus Copernicus wurde 1473 in Thorn geboren. Als er zehn Jahre alt war, starb sein Vater, und von da an sorgte sein Onkel Lukas Watzenrode, ein Bruder seiner Mutter, für seine Erziehung. Der ermöglichte dem Neffen eine gute Schulbildung und ein langes Studium an den besten Universitäten der damaligen Zeit. 1489 wurde Watzenrode Bischof des Ermlands, und er konnte es einige Jahre später erreichen, daß sein Neffe als Domherr in das Frauenburger Domkapitel aufgenommen wurde.

Nach zwölf Jahren des Studiums der Astronomie, Mathematik, Jurisprudenz und Medizin kehrte Copernicus 1503 nach Frauenburg zurück und übernahm die Aufgaben, die ihm als Domherr oblagen. Sie bestanden neben den Pflichten geistlicher Art auch darin, an den Aufgaben der weltlichen Verwaltung des Bistums mitzuwirken.



Herzog Albrecht v. Brandenburg-Ansbach



Nicolaus Copernicus: Sohn eines Großkaufmanns aus Thorn an der Weichsel
Fotos aus „Nicolaus Copernicus“ von Werner Thimm, Verlag Rautenberg, Leer

Im Jahr 1516 wurde Copernicus vom Domkapitel zum Statthalter von Allenstein gewählt; er übte von da an fünf Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen, das wichtigste Amt aus, das es im Bistum Ermland gab. Speziell in der Zeit, als Copernicus für dieses Amt gewählt wurde, war es mit besonderer Verantwortung beladen, weil die Spannungen gegenüber dem Deutschen Orden sich mehr und mehr verschärften und es 1519 zum Krieg kam; für diesen Fall war Allenstein wegen seiner starken Befestigungsanlagen der wichtigste Punkt im Bistum, und die Aufgabe, diese Festung zu verteidigen, fiel Copernicus zu.

Im Lauf der Zeit von mehr als einem Jahr wurden die Städte des Ermlands von den Ordenstruppen erobert; nur die Festung Allenstein konnte gehalten werden, was nicht zuletzt der Umsicht von Copernicus zu danken war, der in den Jahren vor dem Krieg sich mit großer Umsicht um den Ausbau der Befestigungen und um die Beschaffung der notwendigen Vorräte für den Fall einer Belagerung gekümmert hatte.

Im Frühjahr 1521 wurde der Krieg durch einen Waffenstillstand beendet. Copernicus legte das Amt des Statthalters in Allenstein nieder; das Domkapitel übertrug ihm die Funktion eines Kommissars für das Ermland.

Im Januar 1523 starb Bischof Fabian von Lossainen. Für die Zeit bis zum Amtsantritt eines Nachfolgers mußte den Vorschriften gemäß ein Vertreter bestimmt werden, der den Titel Generaladministrator führte; in dieses Amt wählte das Domkapitel Copernicus, der daraufhin mehr als ein halbes Jahr lang die Geschäfte des Landesherrn zu führen hatte. Er bemühte sich in dieser Zeit um den wirtschaftlichen Wiederaufbau des Landes und um den Abzug der noch immer im Bistum stationierten fremden Truppen. Gegenüber dem König von Polen erreichte er im Sommer 1523 ein Edikt, durch das die von polnischen Soldaten besetzten Teile des Landes zurückgegeben wurden.

Gegenüber dem Hochmeister des Ordens war Copernicus weniger erfolgreich; die Söldner des Ordens blieben bis zum Friedensschluß im Ermland und fügten in dieser Zeit der Bevölkerung noch mancherlei Schäden zu. Erst 1525 endete diese schwierige Zeit, als ein endgültiger Friede geschlossen wurde; Hochmeister Albrecht legte seine Würde nieder und wandelte sein Land in ein weltliches Herzogtum um, wie es ihm Luther geraten hatte. Gleichzeitig erkannte er erneut die Lehnshoheit der Krone von Polen an und leistete dem König den Huldigungseid, zu dem er nach den Bestimmungen des zweiten Thorner Friedens ohnehin verpflichtet war.

Inzwischen war im Herbst 1523 Mauritius Ferber zum neuen Bischof des Ermlands ernannt worden; dadurch endete die Tätigkeit von Copernicus als Generaladministrator. Es bestanden aber weitere Spannungen gegenüber dem Ordensstaat, die auch nach dessen Umwandlung in ein weltliches Herzogtum Unruhe verursachten. Zu den politischen Gegensätzen kamen jetzt konfessionelle hinzu, weil Herzog Albrecht zusammen mit der Schaffung des Herzogtums die Reformation einführte. Das Ermland blieb hingegen katholisch, weil der neue Bischof vom Tag seines Amtsantritts an energisch gegen die Lutheraner in seinem Land vorging.

So waren die Beziehungen zwischen dem Hochmeister und späteren Herzog Albrecht und Nicolaus Copernicus mehr als ein Jahrzehnt lang durch schwere Spannungen getrübt.

Nach 1530 haben sich diese Spannungen allmählich gemildert; aus späterer Zeit können schließlich Ereignisse berichtet werden, die auf bessere Beziehungen und dann auf gegenseitige persönliche Hochachtung zwischen beiden Männern schließen lassen.

Copernicus war in diesen Jahren intensiv mit der Ausarbeitung seiner neuen astronomischen Lehren beschäftigt, während Herzog Albrecht sich bemühte, das wirtschaftliche und kulturelle Niveau seines Landes zu heben.

Unmittelbare Beziehungen zwischen beiden Persönlichkeiten bahnten sich gegen Ende der 1530er Jahre wieder an. Im Frühjahr 1539 kam der Wittenberger Mathematikprofessor Rheticus (1514-1576) voll jugendlicher Begeisterung nach Frauenburg; er hatte von der neuen heliozentrischen Lehre gehört und wollte sie unmittelbar an der Quelle studieren. Ein Exemplar seines wissenschaftlichen Berichts darüber, der unter der Bezeichnung „narratio prima“ bekannt ist, wurde durch den Bischof von Kulm, Tiedemann Giese, der ein enger Freund von Copernicus war, an Herzog Albrecht geschickt. Dadurch erfuhr der Herzog wahrscheinlich erstmals von der Existenz der neuen astronomischen Lehre des Copernicus.

Bald hatte der Herzog Grund, sich in einer anderen Angelegenheit direkt an Copernicus zu wenden. Dieser war zu seinen Lebzeiten in Preußen vor allem als Arzt und weniger als Astronom weithin bekannt.

Nun war einer der Räte des Herzogs, Georg von Kuenheim, im Winter 1540/41 von einer schweren Krankheit befallen worden, die Bemühungen aller Ärzte hatten sich als erfolglos erwiesen. So schrieb der Herzog im April 1541 an Copernicus und bat, daß dieser nach Königsberg kommen und den Pati-

enten ärztlich beraten möge. Copernicus folgte dieser Bitte und bemühte sich um die Wiederherstellung des Georg von Kuenheim.

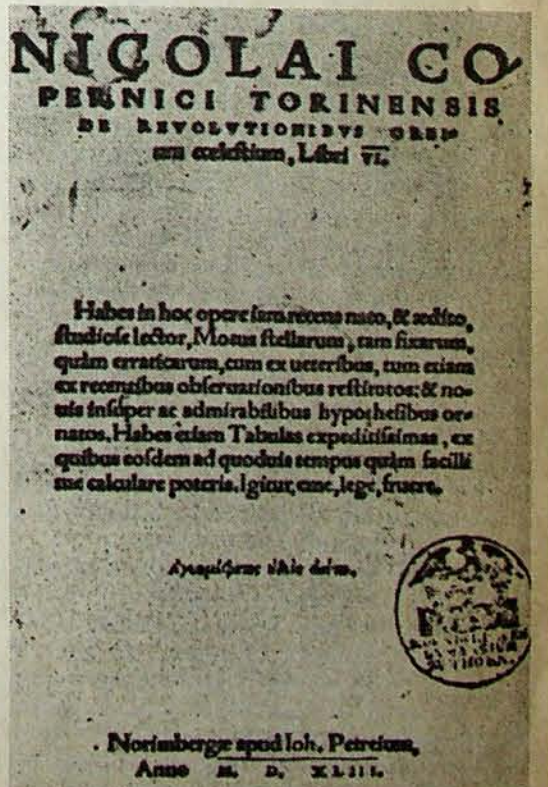
Die wertvollste und folgenreichste Förderung hat Herzog Albrecht dem Werk und dem Ruhm von Copernicus nach dessen Tod zukommen lassen. Das Hauptwerk „De revolutionibus orbium coelestium“, in dem Copernicus seine neue Lehre darlegte, erschien 1543 im Druck in Nürnberg; Copernicus erhielt das erste gedruckte Exemplar am Tag seines Todes. Die Reaktion der damaligen Fachleute war überwiegend skeptisch; zunächst waren es nur zwei, die die neue Lehre verteidigten. Es waren der schon erwähnte Rheticus und sein Wittenberger Kollege Reinhold (1511-1553), der ebenfalls Professor für Mathematik war. Dieser übernahm die wichtige Aufgabe, Tafeln zu berechnen, die auf die heliozentrische Lehre gegründet waren.

Die Notwendigkeit solcher Tafeln besteht wegen der astronomischen Natur der Aufgabe der Berechnung der Bahnen der Planeten. Wer solche Rechnungen tatsächlich durchführen will, ist in der Regel nicht in der Lage, die komplizierten mathematischen Formeln nach den theoretischen Vorschriften durchzurechnen; wenn aber deren sachlicher Inhalt in Form von rechnerisch auswertbaren Tafeln vorliegt, ist die Rechnung verhältnismäßig einfach.

Die Berechnung solcher Tafeln wurde von Reinhold in Angriff genommen, weil Copernicus im Leben die Zeit für diese Arbeit nicht mehr gefunden hatte. Nach mehreren Jahren Arbeit war Reinhold damit fertig, und dann entstand die Frage, wie die Kosten des Drucks aufgebracht werden sollten. Eine an Herzog Albrecht herangetragene Bitte hatte Erfolg. Der Herzog sah auch in den berühmten Söhnen des Ermlands förderungswürdige Landeskinder und ermöglichte den Druck der von Reinhold berechneten Planetentafeln durch eine Spende. Zum Dank wurden die Tafeln ihm gewidmet und erschienen unter dem Titel „Prutenicae tabulae coelestium motuum“, also auf deutsch als „Preußische Tafeln der Bewegungen der Himmelskörper“ im Jahr 1551.

Für die Verbreitung des Ruhms von Copernicus war das ein wichtiger Beitrag. Die Rechenvorschriften, die auf der copernicanischen Lehre beruhten und in den preußischen Tafeln niedergelegt waren, erwiesen sich für die praktische Arbeit der Astronomen als sehr gut brauchbar. So kam es zu der Entwicklung, daß Copernicus in den zwei Generationen nach seinem Tod als hochbedeutender Astronom galt, aber nicht wegen seiner neuen Lehre, die zunächst nicht recht ernst genommen wurde, sondern wegen seinen sehr brauchbaren Rechenvorschriften.

Erst nach 1600 änderte sich die Situation, als durch die Arbeiten von Kepler und Galilei auch die heliozentrische Lehre als solche unter den Astronomen immer mehr Anhänger und schließlich volle Anerkennung fand. Einen gewissen Anteil an dieser Entwicklung hatte auch Herzog Albrecht durch die finanzielle Förderung des Drucks der preußischen Tafeln.



Titelseite des Werks „De revolutionibus“

Kein Wende-Blatt



Der 3. Oktober wurde zum Damaskus vieler westdeutscher Medien. Rundfunkjournalisten, Wochenzeitungen und Nachrichtenmagazine, die die Nation stets negiert, die deutsche Einheit abgelehnt oder gar diffamiert hatten, mußten ihren Hals wenden und

mühsam erklären, daß sie ja eigentlich doch und irgendwie und überhaupt stets dafür gewesen seien.

Der „Rheinische Merkur“ gehört zu jenen Publikationen, die nicht in Zerknirschung Wendungen vollziehen mußten. Obgleich in einer Landschaft erscheinend, dem Rheinland, dem mit einer gewissen Berechtigung nachgesagt wird, daß von dort Stammende mitunter ein arg reduziertes Bild von ihrem Vaterland haben, weist eine jetzt vorliegende Sammlung von im „Merkur“ veröffentlichten Beiträgen eine konsequente Linie auf. Da wurden die Verhältnisse in Mitteldeutschland nicht geschönt, da gab es keine Jubelorgien für Honeckers angebliche Reformen, da wurde der Auftrag des Grundgesetzes nie in Frage gestellt – abgesehen leider von den Gebieten jenseits der Oder. Nicht nur Redakteure nahmen im Blatt zur deutschen Frage Stellung, sondern auch so verdienstvolle Vorarbeiter der Einigung wie der Publizist Wolfgang Venohr, der bisherige Präsident des Gesamtdeutschen Instituts, Detlef Kühn, oder der Völkerrechtler Wolfgang Seiffert, denen dankenswerterweise ein Forum zur Meinungsäußerung geboten wurde.

Heimo Schwilk, Feuilletonist der Wochenzeitung, der insbesondere die Kultur-Szene jenseits der Mauer und abseits von Pseudo-Opportunisten wie Heym oder Hermlin beobachtete (zum Honecker-Besuch in Bonn 1987 erkannte Schwilk in Gesprächen mit mitteldeutschen Literaten: „Was lange gärt, wird endlich Wut“), hat diese Dokumentation zusammengestellt und im Vorwort die Begründung formuliert: „Dieses Buch erinnert an Vorgeschichte und Höhepunkte einer deutschen Revolution, die ohne die Kenntnis ihrer unmittelbaren Voraussetzungen bald nicht mehr zu begreifen sein wird.“

Olaf Hürtgen
Rheinischer Merkur (Hrsg.), Zurück zu Deutschland, Umsturz und demokratischer Aufbruch in der DDR. Bouvier Verlag, Bonn. Gebunden, 508 Seiten, 48 DM

Antifaschismus als linker Kampfbegriff

Eine wissenschaftliche Kritik alt- und neosozialistischer Strategien

Über Honecker hinaus, bis zum Ende der DDR bei den Volkskammerwahlen im März, versuchten SED-Ideologen und ihre Hiwis den Unrechts-Staat zu retten. Bezeichnenderweise wurde die Notwendigkeit der Existenz der DDR insbesondere in dieser letzten Phase weniger mit den „sozialistischen Errungenschaften“ als vielmehr mit dem „antifaschistischen Erbe“ begründet, das ansonsten aufgegeben würde. Diese Tatsache dokumentiert die Bedeutung des Begriffes „Antifaschismus“ und seine (in diesem Fall allerdings nicht ausreichende) Mobilisierungsfähigkeit.

Vom Bonner Politikwissenschaftler Prof. Hans-Helmut Knütter, der sich seit Jahren dieser Thematik akribisch angenommen hat, liegt jetzt eine aktuelle Arbeit, erstellt mit einigen seiner Studenten, vor. Unter dem Titel „Kritik des Antifaschismus“ seziiert Knütter die Gefahren, die von diesem die Realität verschleiern Termis ausgehen. Als politischer Kampfbegriff der Systemveränderer hat er inzwischen eine kaum zu überschätzende Dynamik erreicht, weil man sich öffentlich nicht aus der Front der Antifaschisten ausklammern kann, ohne in den Verdacht zu geraten, dann müsse man wohl Faschist sein. Antitotalitarist, also zugleich Antisozialist, sollte man als Antifaschist hingegen nicht sein, und Anti-Hitlerist reicht nicht aus. Knütter: „Antifaschistisch ist eine Haltung, die nicht nur moralisch, sondern auch ökonomisch argumentiert und auf die Herstellung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung abzielt. ‚Antinationalsozialistisch‘ ist eine Haltung, die politisch und moralisch argumentiert, die sozioökonomische Struktur aber nicht verändern will, also nicht eine sozialistische Gesellschaftsordnung als vermeintlich einzig mögliche Sicherung vor dem Rückfall in den ‚Faschismus‘ anstrebt.“

Ein Blick in Programme linksextremistischer Parteien und Gruppierungen beweist: Faschismus wird dort zum Synonym für bürgerliche Herrschaft, für Eigentum an den Produktionsmitteln – der Antifaschist ist mithin auf den Antikapitalismus, auf die Bekämpfung der bürgerlichen Ordnung verpflichtet.

Wie ein inhaltlich solchermaßen gefüllter Antifaschismus im politischen Tageskampf instrumentalisiert werden kann, verdeutlicht der Beitrag von Andreas Zehnter über die VVN (Bund der Antifaschisten). Unmittelbar nach Kriegsende von kommunistischen Funktionären gegründet, um durch den Appell an den moralisch verbrämten Antifaschismus Verbündete auch im bürgerlichen Lager zu finden, konnte diese Tarn-

kappen-Organisation beachtliche Bedeutung gewinnen, obwohl sie nach Erkenntnis der dafür zuständigen Behörden bis zuletzt aufs Engste mit der DKP (und so, wie wir heute wissen, mit der SED) verknüpft war. Doch die Bauernfängerei zog, und während die einst gegen derartige Ideologien immunisierte SPD zunächst Unvereinbarkeitsbeschlüsse gegen diese Gruppierung verabschiedete, verweigerten in den letzten Jahren Spitzengonossen selten ein Grußwort, wenn die VVN sich die Ehre gab. Deren Funktionäre gebärdeten sich gleichzeitig als Gralhüter der reinen Lehre und gingen sogar linksaußen auf „Faschistenjagd“, wenn ausnahmsweise ein kritischer Geist aus der ML-Stromlinienförmigkeit ausbrach und beispielsweise die deutsche Frage – aus linker Sicht – thematisierte. Zehnter führt hier unter anderem das aufschlußreiche Beispiel des „Grünen“-Mitbegründers Rolf Stolz an, Initiator der „Linken Deutschlanddiskussion“ und Autor der soeben erschienenen lesenswerten Streitschrift „Der deutsche Komplex, Alternativen zur Selbstverleugnung“ (Straube Verlag, Erlangen, 25 DM).

Nach dem Versiegen der einstigen SED-Geldquellen und dem somit bewirkten organisatorischen Knock-out bleibt nun abzuwarten, ob aus den VVN-Rudimenten möglicherweise neue Strömungen entstehen können. Aber wie auch immer: Ob unter dem Signet der VVN oder in

einem anderen trojanischen Pferd verborgen, trotz des weltweiten Scheiterns des Kommunismus werden sich schon bald Gesellschaftsverbesserer erneut ans Werk machen und scheinote Ideologien wiederbeleben. Gleichzeitig schwindet der Abschreckungseffekt, weil sich rund um den Globus Staaten und Parteien von dem bisher sakrosankten Markennamen „Sozialismus“ verabschieden. Die Alt- und Neo-Sozis haben eine entscheidende Schlacht verloren, aber den Kampf aufgeben werden sie nicht, zumal ihre finanzielle Basis gesichert ist: Irgendwo auf ausländischen Konten schlummern SED-Milliarden, die nur auf sinnvolle Verwendung warten. Der emotionalisierende, die Ratio ausschaltende Begriff des „Antifaschismus“ dürfte wieder eines der Haupt-Werkzeuge sein, wenn die Neo-Sozis ihre Wunden geleckt haben werden und zur nächsten Runde antreten. Der Schoß ist fruchtbar noch... – und eine wissenschaftlich fundierte „Kritik des Antifaschismus“ ist daher heute vielleicht wichtiger als zu Honeckers Zeiten.

Ansgar Graw
Hans-Helmut Knütter (Hrsg.), Kritik des Antifaschismus, mit weiteren Beiträgen von Andreas Zehnter, Bernhard Rabert, Antje Ziegler und Christiane Florin. Werkstatt für Politische und Soziale Bildung, Proffgasse 8, 5303 Bornheim 3, Paperback, 180 Seiten, 25 DM

Chinas Sprung nach rückwärts

Eine eindrucksvolle Studie zum „Pekinger Frühling“ 1989

Wenn im alten, kaiserlichen China die Herrscher vom Pfad der „Moral“ abkamen und das Volk nicht mehr hinter ihnen stand, verloren sie das „Mandat des Himmels“, ihre angestammte Legitimation. So erging es im Frühjahr 1989 auch Chinas kommunistischen Machthabern, ausgerechnet zum 40. Gründungsjahr der Volksrepublik. Ein gewaltfreier Volksaufstand nie gekanntes Ausmaßes brandete gegen ein verkrustetes und korruptes System an, dessen überalterte Führungselite zu jeder Reform unfähig schien. Das Volk, bislang nur als Befehlsempfänger gesehen und ständig zu mehr Gehorsam, Linientreue und Opferbereitschaft ermahnt, stellte plötzlich Forderungen: Nach mehr Demokratie, nach mehr persönlichem Freiraum und nach mehr Lichtblicken bei der erbärmlichen Versorgungslage. In der westlichen Welt, die seit langem wohlwollend die Wirtschaftsreformen der Ara Deng Xiaoping und Chinas behutsame Annäherung an den Kapitalismus verfolgte, erinnerte man sich daran, daß das Volk in der Kaiserzeit ein verbürgtes Recht auf „Änderung des Mandats“ gehabt hatte. Offenbar ging auch die zweite kommunistische Führungsmacht in Kürze auf neuen Kurs zu einem menschlicheren Sozialismus à la Gorbatschow. Doch dann kam alles ganz anders. Chinas Demokratiebewegung wurde von der eigenen „Volksbefreiungsarmee“ im Blut erstickt.

Die sieben dramatischen Wochen des „Pekinger Frühling“ zwischen April und Juni 1989 waren Gegenstand zahlloser Veröffentlichungen. Unter ihnen nimmt das vorliegende Buch eine Sonderstellung ein. Edgar Bauer, Bürochef der Deutschen Presseagentur in Peking und promovierter Sinologe, war pausenlos an den Brennpunkten des Geschehens. Minutiös schildert er die einzelnen Etappen der Revolte: wie die Studentenunruhen nach zaghaftem Auftakt in gewaltigen Demonstrationen und im Massen-Hungerstreik eskalieren – wie die ganze Bewegung dann umschlägt in den Volksaufstand von Millionen Pekinger Bürgern aller sozialen Schichten – wie es trotz Verhängung des Ausnahmezustands weitergeht und das gesamte öffentliche Leben zu erliegen droht und die Obrigkeit dennoch wie gelähmt wirkt.

Überzeugend analysiert Bauer den Grund für diese Apathie – einen heftigen Machtkampf innerhalb der Führungsriege. Als die auf bloßen Machterhalt zielenden Uralt-Revolutionäre um Deng Xiaoping, der nach wie vor Herrscher hinter den Kulissen und Herr der Armee ist, über die Reformwilligen um den gestürzten KP-Chef Zhao Ziyang triumphieren, ist der Weg frei für das Massaker.

Chinas Zukunft nach den „roten Mandarinen“ beurteilt Bauer pessimistisch. Dengs Hoffnung, durch das Blutbad sämtlichen reformerischen Kräften den Todesstoß versetzt zu haben, könnte trügerisch sein. Auch sind nach seinem Tode gnadenlose Diadochenkämpfe zu erwarten, bei denen die Kontrolle über die Armee den Ausschlag geben dürfte. „China bleibt unberechenbar“, resümiert Bauer. Da die „Clique der Greise“ ihr „Mandat“ gewiß nicht kampfflos aus der Hand geben wird, steht den Chinesen ein langer Marsch ins Haus: der „aus der totalitären Diktatur“.

Hans-Albert Loosen
Edgar Bauer, Die Erben der roten Mandarine. Wer führt China in die Zukunft? Straube Verlag, Erlangen. 272 Seiten, geb. mit Schutzumschlag, 32 DM

Überzeugend analysiert Bauer den Grund für diese Apathie – einen heftigen Machtkampf innerhalb der Führungsriege. Als die auf bloßen Machterhalt zielenden Uralt-Revolutionäre um Deng Xiaoping, der nach wie vor Herrscher hinter den Kulissen und Herr der Armee ist, über die Reformwilligen um den gestürzten KP-Chef Zhao Ziyang triumphieren, ist der Weg frei für das Massaker.

Chinas Zukunft nach den „roten Mandarinen“ beurteilt Bauer pessimistisch. Dengs Hoffnung, durch das Blutbad sämtlichen reformerischen Kräften den Todesstoß versetzt zu haben, könnte trügerisch sein. Auch sind nach seinem Tode gnadenlose Diadochenkämpfe zu erwarten, bei denen die Kontrolle über die Armee den Ausschlag geben dürfte. „China bleibt unberechenbar“, resümiert Bauer. Da die „Clique der Greise“ ihr „Mandat“ gewiß nicht kampfflos aus der Hand geben wird, steht den Chinesen ein langer Marsch ins Haus: der „aus der totalitären Diktatur“.

Hans-Albert Loosen
Edgar Bauer, Die Erben der roten Mandarine. Wer führt China in die Zukunft? Straube Verlag, Erlangen. 272 Seiten, geb. mit Schutzumschlag, 32 DM

Zur Erinnerung an die Kameraden

Geschichte der 21. ost- und westpreußischen Infanterie-Division

Die Verbandsgeschichte der 21. (ostpreußisch-westpreußischen) Infanterie-Division aus der Feder von Freiherr von Allmeyer-Beck liegt vor. Es ist dies ein in sich geschlossenes Stück Kriegsgeschichte, das sich vor dem Leser ausbreitet, das aber in seiner Bedeutung, für die Lesergemeinde dieser Zeitung weit über die Geschichte irgendeiner beliebigen Division hinausgeht. Denn die 21. I.D. hatte ihre Friedensstandorte in Ostpreußen selbst, ihre Garnisonen lagen in Deutsch Eylau und Mohrungen, in Braunsberg und Marienwerder, in Elbing und Osterode, um einen Teil von ihnen aufzuzählen. Und naturgemäß war der Anteil der Soldaten aus ostpreußischen Landen in dieser Division sehr hoch.

Die vorliegende Divisionsgeschichte stellt eine äußerst fundierte Darstellung des Kriegseinsatzes der 21. I.D. an allen Schauplätzen ihrer Verwendung dar. Die Friedensperiode vor 1939 wird in diesem Fall nur kurz gestreift, da die Division erst in den Jahren 1934–35 aufgestellt wurde.

Vom Angriff auf Graudenz im Morgenrauschen des 1. September 1939 bis zum bitteren Ende in der Heimat war die Division mit nur kurzen Unterbrechungen im harten Fronteinsatz. Auf den Polenfeldzug folgte der Vormarsch in Frankreich 1940, dann ein kurzes Intermezzo in Ostpreußen, bei dem Teile der Division sogar ihre alten Friedensstandorte wieder beziehen konnten, und mit dem 22. Juni 1941 der Beginn des schicksals-

schweren Rußlandfeldzuges. „Ostfront“ war das weitere Los der 21. I.D.

Am Ende steht die erbitterte Verteidigung der Heimat selbst gegen den übermächtigen Feind. Mehr denn je wissen die Angehörigen der Division hier, wofür sie jetzt kämpfen. Nemmersdorf ist nur wenige Kilometer vom linken Divisionsflügel entfernt. Letzte Schlachten um Heilsberg und Heiligenbeil, dann ist die Division im März 1945 so gut wie aufgerieben. Einzelne Teile des vormaligen Truppenkörpers kämpfen an vielen Stellen bis zum letzten Tag, nach dem Abtransport der Zivilbevölkerung um ihr eigenes nacktes Überleben.

Neben der minutiösen, eher sachlich gehaltenen Darstellung im Hauptteil des Buches folgt ein recht umfangreicher Abschnitt, der Erlebnis schilderungen von Divisionsangehörigen enthält. Ein umfangreicher Anhang befriedigt auch den Fachhistoriker vollauf.

Der tiefere Sinn dieses Buches ist nicht etwa die Verherrlichung der Schlachten, sondern das, was der Herausgeber in seinem Begleitwort vorangestellt hat: „Diese Divisionsgeschichte soll an Soldaten erinnern, die getraut ihrem Fahnenfeind ihre Pflicht getan und unzählige Male ihren Mut und ihr Durchhalten bewiesen haben... Es soll die Erinnerung wachhalten an die gefallenen Kameraden, die in Ost und West liegen, zur Ruhe gebettet in Hunderten von Einzelgräbern und Soldatenfriedhöfen.“

Joachim Weber
Christoph Freiherr von Allmeyer-Beck, Die Geschichte der 21. (ostpr./westpr.) Infanterie-Division, Schild-Verlag, München, 710 Seiten mit zahlreichen Skizzen und S/W-Abbildungen, laminiertes Einband, 128 DM



Die geistige Wende fand nicht statt

Rohrmoser analysiert das ideologische Vakuum in Deutschland

Prof. Günther Rohrmoser, an den Universitäten Hohenheim und Stuttgart Sozialphilosophie und politische Philosophie lehrender Wissenschaftler, zeichnete sich seit Jahren durch sein Gespür für die geistigen Grundlagen aus, die hinter den offen sichtbaren politischen Entwicklungen stehen. In seinem neuesten Buch „Ideologie-Zerfall“ stellt er eine Sammlung von Abhandlungen vor, in denen Rohrmoser seit 1982 die inneren Zustände der Bundesrepublik analysiert hat. Insbesondere die Folgen, oder besser Nicht-Folgen der 1982 verkündeten „geistig-moralischen Wende“ der Kohl-Regierung stehen hier im Mittelpunkt der Betrachtung. Seine Kritik zielt hierbei vor allem darauf, daß die seiner Meinung nach notwendige Hinwendung zu konservativen Idealen nach der Bonner „Wende“ nicht zustandekam.

Die großen Ideologien der Vergangenheit haben nach Meinung des Autors ihre Ausstrahlung verloren. Den Konservatismus beschreibt

Rohrmoser jedoch als mögliche Leitlinie zur Überwindung des geistigen Vakuums unserer Zeit.

Auf den ersten Blick ist der Leser versucht, die Einzelanalysen des Autors als überholt zu betrachten, da sie meist lange vor dem Umbruch im Osten verfaßt wurden. Dieser Eindruck entspringt jedoch der Fehlannahme, daß die inneren Probleme der Bundesrepublik sich mit der Vereinigung völlig überlagert oder gar gelöst hätten. Die unübersehbaren Schwierigkeiten, die der allgemeine Umbruch hervorgebracht hat, scheinen alle Fragestellungen der Vergangenheit zu Randproblemen zu machen.

Viele der ungelösten Fragen der Vorvereinigungszeit sind aber nicht gelöst, sondern nur übertönt durch die Übermacht akuter Ereignisse. Im Verborgenen wachsen sie unverkennbar weiter und werden sich bald vielleicht noch drastischer als je zuvor bemerkbar machen. So deutet also vieles daraufhin, daß die von Rohrmoser analysierten Probleme von gestern auch die von morgen sein werden.

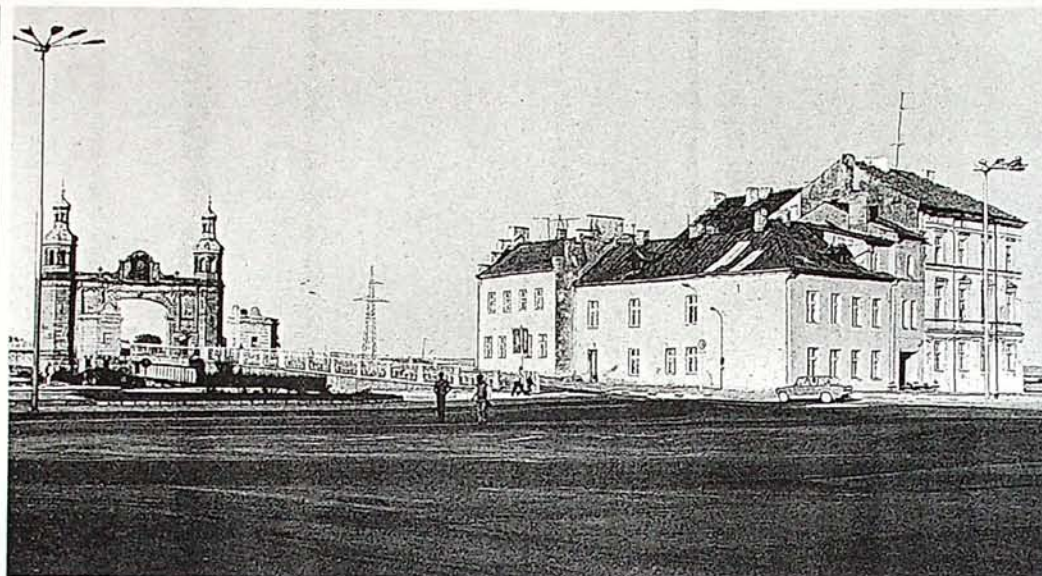
Hans Heckel
Günther Rohrmoser, Ideologie-Zerfall; Nachruf auf die geistige Wende, Sinus Verlag, Krefeld, Paperback, 220 Seiten, 23,80 DM



Der Blick aus den Hochhäusern, die den früheren Schloßplatz von Tilsit heute überragen, ist deren Bewohnern verleidet. Sie genießen nicht mehr die Aussicht über die Memel auf die Uferwiesen von Übermemel. Vielmehr schauen sie, wenn sie überhaupt ans Fenster treten, verdrossen auf den Kontrollpunkt zu ihren Füßen. Vor sechs Jahren hat man einen Zaun quer über den Platz gezogen, um die Stadt und die russische Exklave Königsberg (Kaliningrad) von Litauen zu trennen. Gebäude für Zoll- und Grenzkontrollen wurden errichtet, 1996 setzte man einen Duty-free-Shop neben die tristen Anlagen. Dort werden außer Alkohol und Zigaretten auch Fernseher, Videogeräte und andere elektrische Apparate verkauft. Nach westlichem Standard sind die Preise günstig, für jeden durchschnittlichen, also schlechtverdienenden Russen jedoch unerschwinglich.

Bis 1992 war Tilsit – die Russen taufen die Stadt in Sovetsk um – ebenso wie das gesamte nördliche Ostpreußen für Ausländer Sperrgebiet. Als diese Beschränkung fiel, hatten aber schon neue Grenzen die Region eingekreist. Nach dem Zerfall der Sowjetunion wurde man plötzlich zu Bewohnern eines von ungeliebten Nachbarn umgebenen Stückchens Land. Vor den Toren der Stadt, jenseits des Flusses, erkämpfte sich ein kleines Volk, das man längst für sowjetisiert gehalten hatte, seine Selbstständigkeit. Die neue Abhängigkeit spürte man schnell. So sperrte Litauen, als die Rechnungen unbezahlt blieben, die Wasserzufuhr. Seitdem fließt in Tilsit von Mitternacht bis in die Morgenstunden kein Wasser, nicht etwa, weil es in der sumpfigen Umgebung daran mangelte, sondern weil man es in der Stadt noch immer nicht in ausreichender Menge aufbereiten kann. Nachts würde zwar wenig Wasser verbraucht werden, die Leitungen sind aber derart leck, daß die Sperrzeit zu einer erheblichen Einsparung verhilft.

Verfall prägt die Stadt deutlicher noch als Königsberg und selbst die kleineren Provinzstädte Insterburg (Tschernjachovsk) und Gumbinnen (Gusev). Statt der mehr als fünfzigtausend Einwohner, die der Ort noch 1944 zählte, wohnen derzeit siebenunddreißigttausend Menschen, fast ausschließlich Russen, in der Stadt des historischen Friedensschlusses von 1807 zwischen Zar Alexander I., Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Napoleon. Die wirtschaftliche Lage ist desolat, die Arbeitslosigkeit hoch, viele der Hoffnungen, die in der ersten Phase nach dem Ende der Sowjetunion gehegt wurden, sind bitterer Enttäuschung gewichen. So hatte etwa ein ausländischer Investor der städtischen Molkerei versprochen, den Tilsiter Käse wieder am Ort seines Ursprungs herzustellen. Dazu kam es nie. Heute arbeitet die Molkerei nur noch we-



Die „Stadt ohnegleichen“ ist zu einer Stadt der Desillusion geworden.

In Tilsit fotografiert von Kristina Eriksson

Brückenkopf auf fast verlorenem Posten

Tilsit in der russischen Exklave Königsberg – Grenzstadt aus Tradition / Von Hans-Jörg Rother

nige Stunden am Tag. Die Kleinbauern werden ihre Milch nicht los, Käse und Butter in den Geschäften stammen zu meist aus Litauen oder Polen.

Regelbetrieb herrscht nur am Splitterer Mühlenteich. Dort vertreiben sich die Menschen mit Angeln den Tag. In der Zellstoff-Fabrik, in den Sägewerken oder in der Brauerei werden sie nicht mehr gebraucht. Wer kauft schon das schlechte einheimische Bier, wenn das viel bessere litauische nur wenig mehr kostet? Dieses Schicksal widerfährt vielen russischen Produkten. Sie werden von Importen verdrängt, die findige Händler ins Land holen. Man findet ihre Waren auf dem großen Markt an der Deutschen Straße und auf dem kleinen am Bahnhof oder auf der Flaniermeile Hohe Straße in neuen privaten Läden, die ihre Kundschaft mit flotter Musik empfangen.

Die Zeit des Mangels ist zumindest äußerlich längst vorbei. Aber gleichzeitig verrotten die Stützen des alten Wirtschaftslebens. Die Natur überwuchert stillgelegte Fabriken, sie setzt in der nahen Elchniederung das in Jahrhunderten ausgeklügelte System der Entwässerung außer Kraft und entkultiviert damit den Boden. Heute sucht man sein Heil in der

Gründung kleiner Familienunternehmen, und manch einer ist froh, wenn ihm in den unsicheren Zeiten der wirtschaftlichen und politischen Wirrnis ein Schwager oder ein Vetter Unterschlupf gewährt. Ohne diese Betriebe aber wäre wohl die Zahl der Kartenspieler und Angler am Splitterer oder am Schloßmühlenteich noch größer.

Die Einwohner von Tilsit sind in besonderer Weise desillusioniert. Man lockte ihre Väter nach dem Zweiten Weltkrieg in die nach der Vertreibung der Deutschen leere Stadt mit Versprechungen, die sich nie erfüllt haben. Die anfangs noch gut erhaltenen Häuser verfielen, weil die nötigen Reparaturen unterblieben, die Mieter aber auch nicht zu Eigenleistungen bereit waren. Die noch von Lenin begründeten Subotniks, formal freiwillige, tatsächlich aber erzwungene, unbezahlte Arbeitseinsätze, dienten meistens Vorhaben, die dem einzelnen gleichgültig blieben, etwa dem Bau einer Heldengedenkstätte und nicht der Renovierung von Wohnhäusern. Jetzt erst wird allmählich so etwas wie die Sorge um das eigene Haus sichtbar. Obwohl die Bautätigkeit in Tilsit bisher im Vergleich zu Königsberg bescheiden ist, erstrahlt inzwischen

manche Jugendstilfassade der Altstadt in neuem Glanz. Ihr prägendes Element ist die florale Ornamentik der Art nouveau – die Gründerzeit erreichte Tilsit erst um die Jahrhundertwende, als diese Stilrichtung schon in Mode war.

Nicht nur in den Fassaden entdeckt die Stadt langsam ihre Geschichte wieder. Mit Erinnerungstafeln für den Freiheitskämpfer Max von Schenkendorff und den Dichter Johannes Bobrowski, mit einem Gedenkstein für den Tilsiter Friedensschluß und einem kleinen stadthistorischen Museum wirft sie neue Anker in die Vergangenheit aus, die bis zur Perestrojka tabu war: das Dasein von Tilsit begann in der sowjetischen Historie erst mit der Einnahme der Stadt durch die Rote Armee. Jetzt sind sogar die Anfang der neunziger Jahre wiedergefundenen deutschen Grabsteine auf dem Waldfriedhof aufgerichtet worden. Und auf dem zerfallenen Krematorium des Friedhofs, das die sowjetischen Soldaten jahrzehntelang als Zielscheibe für ihre Schießübungen mißbrauchten, thront inzwischen ein hohes, einfaches Kreuz, um der Würde des Ortes Ausdruck zu verleihen.

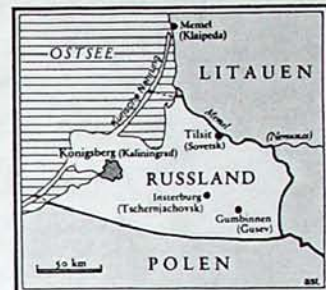
Anderes ist für immer verloren. Die Deutschordenskirche etwa, die früher das

Stadtbild prägte, wurde in den siebziger Jahren abgerissen, nachdem sie zwanzig Jahre lang als Lagerhalle genutzt worden war. Doch es entstehen neue Fanale der wiedergewonnenen religiösen Freiheit. Eine wuchtige orthodoxe Kirche am Schloßmühlenteich steht vor ihrer Vollenendung, und nicht weit vom Friedhof entfernt, auf der einst nach Graf Keyserlingk benannten Allee, lädt ein Holzhaus die Gläubigen zum russisch-orthodoxen Gottesdienst. Vor Jahrzehnten diente das Gebäude den Juden der Stadt als Synagoge. Hier aber erinnert keine Gedenktafel an sie und ihre Geschichte.

Am Ende der Allee beginnt der ausgedehnte, neue Friedhof der Stadt. Nach russischer Art sind die Gräber von niedrigen Gittern umgeben und in die Grabsteine die Gesichter der Verstorbenen eingraviert oder als Foto eingefügt. Viele Menschen starben sehr jung, vorwiegend wohl bei Unfällen. Wann immer es geht, legen Angehörige frische Blumen auf die Gräber. Sie streifen die Fremden nur mit einem flüchtigen Blick – in der Nähe des Todes liegt ein eigentümlicher Ausdruck in den Gesichtern.

Die „Stadt ohnegleichen“, wie Tilsit in besseren Zeiten genannt wurde, ist zu einem Ort der Gegensätze geworden. Auf den Straßen trifft man häufig Kinder, die sich verwegene Geschichten ausgedacht haben, um sie Touristen in gebrochenem Deutsch zu erzählen und dadurch ein wenig Geld zu ergattern. Am häufigsten ist die Version, daß die Eltern früh gestorben sind und sie bei einer kranken Großmutter ohne Pensionsanspruch leben; und je bestürzender die Legenden sind, um so pflichtiger sehen die Kinder aus, die allerdings gewiß nicht auf der Sonnenseite des Lebens aufwachsen. Man trifft aber auch Familien, die etwa im Hotel „Rossija“ rauschende Feste feiern, bei denen sich die Tische unter der Last der Tablettis und der Champagner- und Wodkaflaschen biegen. Während es drinnen an nichts fehlt, versinkt draußen die Stadt in Dunkelheit, weil auf eine Straßenbeleuchtung aus Kostengründen schon lange verzichtet werden muß. In den zugigen Hauseingängen legen sich dann heruntergekommene, oft bis zur Besinnungslosigkeit betrunkene Menschen zur Ruhe.

Trotz aller Veränderungen gibt es auch eine Konstante: Tilsit ist schon immer ein Garnisonsstandort gewesen. Die gut erhaltenen Kasernen nahe dem Zentrum zeugen davon. Männer in Uniformen prägen noch heute das Straßenbild, schließlich verläuft die Grenze zur ungeliebten Litauischen Republik in Rufweite. Die Königsberger Exklave ist vor allem ein strategischer Brückenkopf, und Tilsit nimmt darin eine exponierte Position ein. Damit hat sich der Kreis der Geschichte geschlossen, denn die Ordensritter erbauten hier, am Ufer der Tilse, von 1406 bis 1409 ihre Burg als Grenzfestung gegen Litau-



en – aber die historische Parallele ist nur ein schwacher Trost in der schwierigen Gegenwart. Und noch nie stand an diesem Ort hinter dem Militär eine derart unzufriedene Bevölkerung. Viele Menschen in Tilsit träumen von der Wiedergeburt eines russischen Großreiches, die aggressiven Parolen der neuen Nationalisten finden hier mehr Gehör als anderswo.

Im kleinen Städtischen Museum an der Hohen Straße erinnern einige Gemälde an die Begegnung des preußischen Königs mit Alexander I. und Napoleon auf der Memel. Dem Wort des Zaren verdankte damals, im Juni 1807, Preußen sein Weiterbestehen. Heute bittet der korrekt gekleidete Museumswärter, der sich eifrig den wenigen, meist ausländischen Besuchern andient, um eine kleine Spende. Nur so könne er über die Runden kommen, sagt er, von der Stadt erhalte er keine Bezahlung. Allein für Touristen scheint auch das Tilsiter Grenzlandtheater fortzubestehen. Ein festes Repertoire hat es längst nicht mehr, statt dessen werden Sondervorstellungen für die Besucher der drei Hotels der Stadt gegeben. Lieder, Sketche, Pantomime, eine Mischung aus Theater und Kabarett umfaßt das Programm, und auch wenn das Haus und die Schauspieler schon bessere Tage gesehen haben, wird bei den bescheidenen Nummern noch immer ihr Talent sichtbar. Vielleicht steckt ganz Tilsit, vielleicht sogar ganz Rußland voller Begabungen, denen einzig der Raum zur Entfaltung fehlt.

Nach der Vorstellung empfängt den Besucher wieder die Dunkelheit der Tilsiter Nacht. Auf dem Weg zurück zum Hotel kommt man an einem Lenin vorbei, der vom Sockel des alten Schenkendorff-Denkmal herab den Weg in die verlorene Zukunft weist. Die Sowjetmacht ist zusammengebrochen, nachdem sie das Land in den Ruin getrieben hat, und mit ihr die Stromversorgung, früher einmal einer der Garantien für den Sieg des Kommunismus. Jetzt liegt selbst das Hotel im Dunkeln. Erst der Morgen bringt wieder Licht und Wasser. Und trotzdem wird mancher dem neuen Tag ohne jede Hoffnung entgegensehen, wenn er sich bei den ersten Sonnenstrahlen mürrisch auf den Weg macht.

„Es bleibt mein Land“

Nach Königsberg reist auch die Furcht vor Erinnerungen mit

Von ESTHER KNORR-ANDERS

Du bist Orplid, mein Land, das fern leuchtet ...“ Immer wieder stieß ich in den vergangenen Jahren auf Menschen, gebürtige Ostpreußen, deren Sehnsucht nach der Heimat unverrückbar geblieben war, melancholisch überschattet wie die Anfangszeilen des Mörike-Gedichts. Ihre Erinnerung an die zweifellos spektakuläre Schönheit des Landes erwies sich als unauslöschlich. Schon immer wurden die stillen Seen und Flüsse, die wie unbegangenen erscheinenden Wälder, die Ostseeküste, die fahlen, Totenlaken gleichenden Flugsanddünen von Einheimischen wie von Fremden idealisiert, ja geradezu dämonisiert.

Aber ist dies Land nun wirklich derart Magie-umflochten? Ich, selbst gebürtige Königsbergerin, die ihre frühen Kinderjahre bis zur Flucht 1945 dort verlebte, melde heimatkritische Skepsis an. Gewiß stimmt die landschaftliche Schönheit, doch die ist andernorts auch vorhanden, vielleicht sogar noch eindrucksvoller. Wo erhebt sich in Ostpreußen ein Berg, wo trennt eine Klamm die schwindelerregenden Gesteinsmassen?

Das Land ist platt wie ein Omelett. Nichts gegen Omeletts. Womit wir bei der legendären Gastfreundschaft wären. Die wiederum ist Resultat einer grenzenlosen Einsamkeit. Aus purer Freude, einen Fremden bewirten zu dürfen, wird er rettungslos überfüttert, oft überalkoholisiert. Diesen Brauch pflegt auch die jetzige russische Bevölkerung; Ostpreußenbesucher bestätigen es.

Die Gastfreundschaft erklärt jedoch nicht die Sehnsucht einst Geflüchteter, noch einmal über heimatliches Pflaster zu stiefeln. Denn es ist nicht irgendeine Reise, man fährt in die Vergangenheit, gezielt in die Kindheit und Jugendzeit zurück. Das bringt die Gefahr, daß das „Abenteuer Heimatreise“ zum Psychothriller wird. Diese Erwägung half mir, mich vor dem Wiederbetreten meiner Heimatstadt zu drücken. Der Verzicht entfaltete Eigenleben; offenbarte Tücken. Neugier

wurde geweckt. So kam es, daß ich mich in einer Runde gebürtiger Königsberger einfand, die allesamt die Stadt und weitere Umgebung, wozu auch die Kurische Nehrung zählt, besucht hatten, manche sogar mehrmals. Einige waren mit Freunden, die meisten mit einer Reisegesellschaft unterwegs gewesen. Ihre Beweggründe waren vielfältig. Vordergründig rangierte: „Man muß gesehen haben, was draus geworden ist.“ Tatsächlich befanden sie sich auf der Spurensuche: Wo war ich Kind, steht meine Schule noch, die Kirche, in der ich konfirmiert wurde? Nicht zu vergessen das erste Rendezvous im Café Gehlhaar oder Schwermer. Werde ich etwas wiederfinden? Das war die innere bange Frage.

Es stellte sich heraus, daß ihre Erlebnisse beim ersten Eintreffen in der Stadt dem von mir vermuteten Psychothriller sehr nahe kamen. Zwar fanden sie hier und da ein Wohnhaus, ein erhalten gebliebenes bekanntes Gebäude, einen Turm, ein Tor, einen wiedererkennbaren Straßenzug, die Dominsel, auf der das Gotteshaus mit finanzieller Hilfe Deutschlands von neuem dem Himmel zustrebt. Aber sonst? Die Altstadt war bereits in den Bombennächten des Sommers 1944 zerstört worden. Es bedurfte gar nicht mehr des russischen Sturms auf Königsberg.

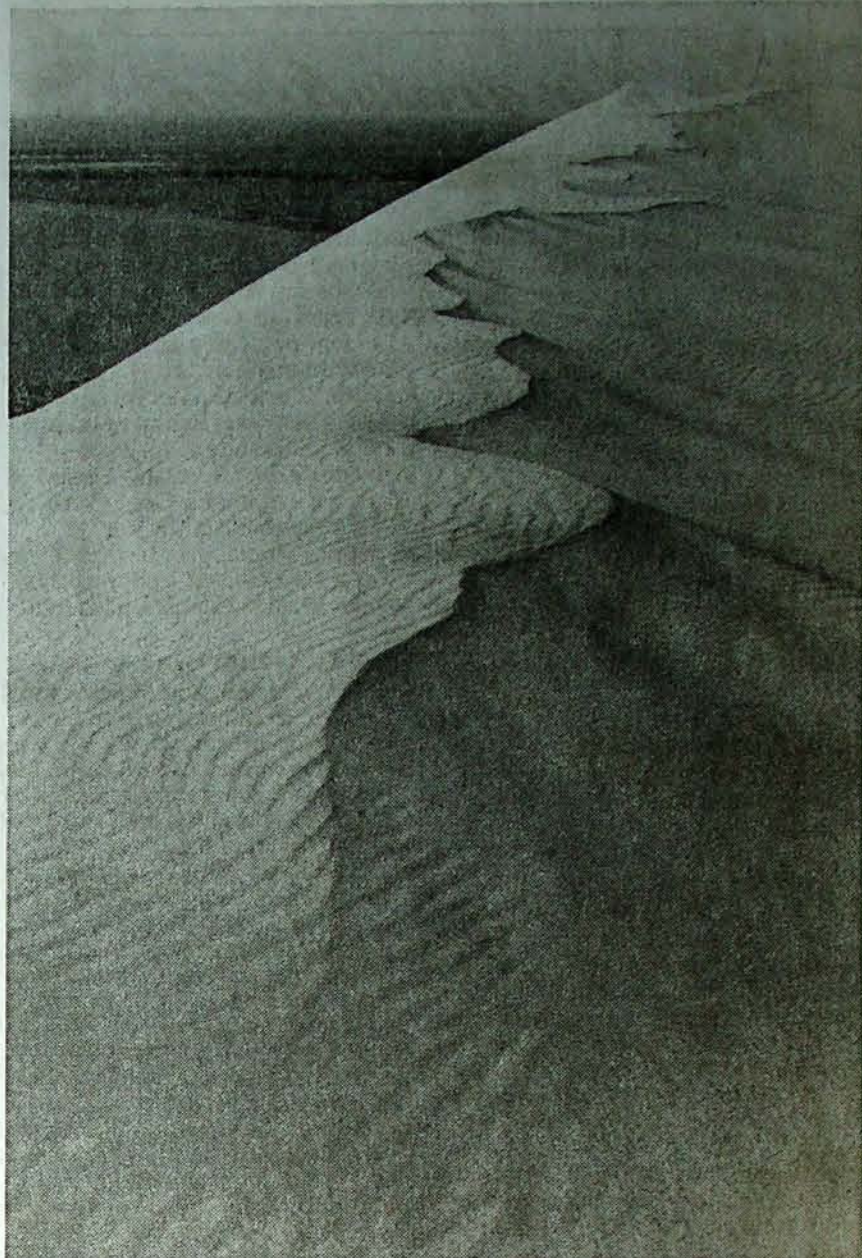
Mit beispielhafter Neutralität stellte der in Königsberg wohnende und an der Universität lehrende russische Literaturprofessor Vladimir Gilmanov fest: „Besonders peinlich aber ist die dritte Vernichtungswelle, die Königsberg in den 60er Jahren mit endzeitlicher Wucht überrollte. Damals wurden die wenigen erhalten gebliebenen Bruchstücke des historischen Königsberg durch Beschlüsse unserer herrschenden Parteiführung restlos vernichtet.“ Eine Wüstenei, geprägt von Plattenbauten und verödeten, verkrauteten Flächen bietet sich den Königsbergbesuchern, doch man unterschätze ihr Gemüt nicht. Alle in der versammelten Runde bestätigten, beim Erstbe-

such von Angst geplagt gewesen zu sein. „Ich fürchtete, die Psyche trüge es nicht mit“, so eine Teilnehmerin.

Elend war ihr zumute, als sie durch den vertrauten, alten Hauptbahnhof ging, der – o Wunder – unversehrt geblieben ist. „Und da geschah es, ich verlor die Furcht.“ Ihr war, als riefen die Mauern: Angekommen! Vom Bahnhofsvorplatz aus gelang vielen die Orientierung in den fremden Straßen. Ausgiebige Rundfahrten wurden unternommen; Wagemutige stürzten sich auf eigene Faust ins Abenteuer Stadterkundung. Letztere entdeckten, vornehmlich in den Randbezirken, unverhofft manches Übriggebliebene und räumten – so ist das mit der Liebe – Ungepflegtheit und Verkommenheit aus dem Wahrnehmungsfeld. Auf den „Hufen“, einem Viertel, in dem nicht die Ärmsten beheimatet waren, streiften sie durch den Zoo, bejubelten den „Tilsiter Elch“, eine Bronzestatue, die einst den „Anger“ in Tilsit zierte, verschwand und im Königsberger Zoo auftauchte.

Die Königin-Luise-Gedächtniskirche (meine Taufkirche), wurde Spielstätte eines Puppentheaters, die berühmten „Wisente“ des Tierplastikers August Gaul kämpften wohlhalten vor dem Gerichtsgebäude, Schauspielhaus und Schillerdenkmal wollen begrüßt sein, an der schnurgeraden General-Litzmann-Straße befand sich mein Elternhaus, das vielleicht noch steht. In Nr. 22 war eine Gesprächspartnerin geboren: „Ich habe mal geschluckt, als ich die Tür mit der alten Nummer sah, und bin auch im Haus gewesen.“ Was sie dabei empfunden habe, fragte ich. Ihr Blicke schweiften über die Runde hinaus, vielleicht stand sie in Gedanken noch einmal vor der Tür. „Was ich empfand? Gar nichts; das Erschrecken lag hinter mir.“

Ähnlich gearteter Empfindung fiel der Älteste im Kreis anheim: Werner Gehlhaar. Seine Eltern, die nach Kriegsende von den



„Schlag uns still ins Leichentuch, du unser Segen, einst unser Fluch ...“: Die „Hohe Düne“ bei Nidden

Russen erschossen wurden, waren Inhaber des über die Stadt hinaus bekannten Cafés an der Ecke Kant-/Junkerstraße gewesen. 1912 gegründet, wurde hier das „echte weltberühmte Königsberger Marzipan“ produziert und in aller Herren Länder versandt. Auf dem Treppenabsatz zum 1. Stock des Cafés schimmerte grünlich ein Aquarium, das mich bannte; derweil konsumierte Mutter genüßlich Mohnrolle. Werner Gehlhaar reiste 1991 nach Königsberg, streifte durch die Straßen, wissend, daß die Konditorei im Bombenhagel ausgelöscht worden war. Aber das Elternhaus im nahen Juditten fand er unbeschädigt, ging durch den verwahrlosten Garten, wurde zum Eintritt aufgefordert; im Wohnzimmer stand noch – wie damals – der Kachelofen. „Dann bin ich wieder gegangen, habe die ganze Strecke bewußt abgelaufen. Noch einmal fahre ich nicht.“

Es klang, als wolle er sagen: Das tue ich mir nicht an. Mit dieser Ansicht bildet er die Ausnahme. Ein Geschäftsmann und ein Banker würden sogar ortsansässig werden, sofern die wirtschaftlichen Gegebenheiten akzeptabel wären. Die übrigen waren sicher, sich erneut auf die Reise zu machen. „Nur beim ersten Mal fiel es schwer, doch jedesmal wird das Wiedersehen leichter.“ Durchs Speicher Viertel schlendern, im Hotelschiff auf dem Pregel, einem ausgedienten Wolgadampfer, kampie ren; am Kantdenkmal Blumen niederlegen. Russische Hochzeitspaare pflegen dort zu Ehren des Philosophen den Brautstrauß zu deponieren. Dieser Anblick war einer Stadtbummlergruppe Anlaß, den Frischvermählten das „Ostpreußenlied“ zu singen. „Land der dunklen Wälder“ tön te es, von der Dolmetscherin Zeile für Zeile übersetzt. Beifall von

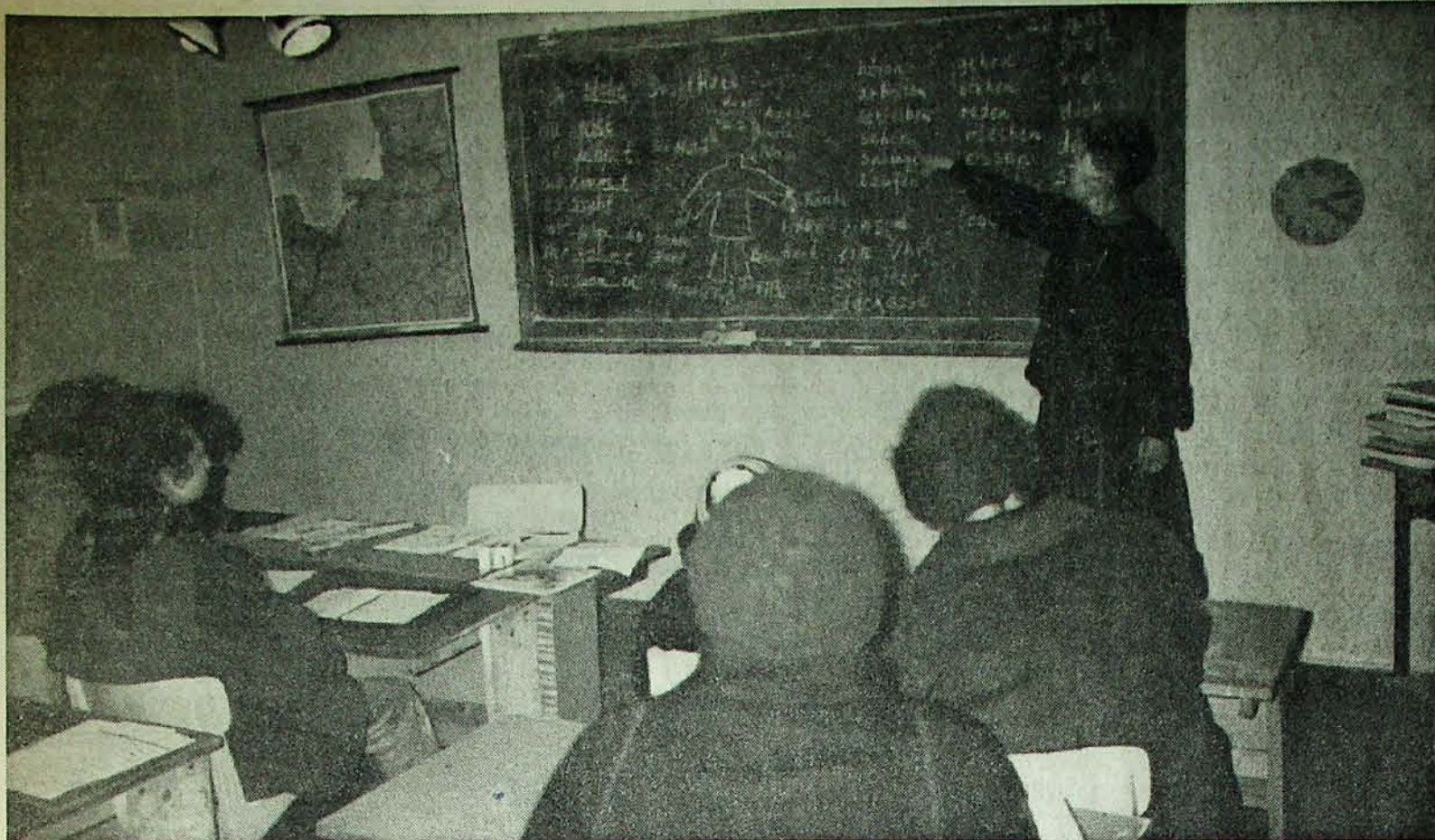
allen Seiten. Die Reiseerfahrenen lassen es sich nicht entgehen, vom ebenfalls unzerstörten Nordbahnhof aus die gerühmte Badetour Cranz, Neukuren, Rauschen in Augenschein zu nehmen, Tourismusattraktion wie eh und je. Krönender Abschluß bleibt die Kurische Nehrung. Von bleichem Sand bedeckt, bezwang diese 97 Kilometer lange Landzunge zwischen See und Haff die Herzen von Malern, Schriftstellern und zigtausend anderen Besuchern. Auf ihr haben Wanderdünen, die höchsten Sandriesen Europas, ihr Zuhause. Die gewaltigste unter ihnen wird mit mehr als 50 Metern „Die Hohe“ genannt und ragt bei Nidden am vegetationslosen „Tal des Schweigens“ empor. Im 18. und 19. Jahrhundert wurden acht Dörfer von den schleichenden Ungeheuern geschluckt. In ihrem Gedicht „Die Frauen von Nidden“ hat die von russischen Literaten geschätzte Agnes Miegel die fahle Starre und letale Stille der „Hohen Düne“ verewigt. Sieben Frauen, einzige Überlebende der Pestepidemie, liefern sich den Sandmassen aus: „Schlage uns still ins Leichentuch, du unser Segen, einst unser Fluch. Sieh, wir liegen und warten ganz in Ruh – und die Düne kam und deckte sie zu.“ Heute verläuft die russisch-litauische Grenze quer über die „Hohe Düne“; sie steht unter Naturschutz und darf nicht begangen werden. Niemand hält sich daran. Der Banker verrät auch warum: Die mystische Schönheit ist unwiderstehlich ...

Gegen Ende des Treffens wurde mir die Frage gestellt, ob ich nun meinerseits mich entschließen könnte, Ostpreußen aufzusuchen. Lange lauschte ich in mich hinein. Nein, ich möchte mir eine grandiose Erinnerung nicht schmälern lassen. Es bleibt mein Land Orplid, das ferne leuchtet.



Die Bilder der Vergangenheit erhalten: Gemälde von Richard Eschka

Foto (2) Archiv



Wieder deutsche Laute in Trakehnen

Vielfältige Kulturarbeit unter Rußlanddeutschen durch Privatinitiative

Unsere Leser wissen aus vielfältigen Berichten, daß das Dorf Groß-Trakehnen im Kreis Ebenrode (Stallupönen) sich zu einem Anlaufpunkt der Rußlanddeutschen im nördlichen Ostpreußen entwickelt hat. Vielfältige Hilfe erreichte die inzwischen über hundert deutschen Familien in Trakehnen aus der Bundesrepublik Deutschland, unter anderem durch den „Schulverein zur Förderung der Rußlanddeutschen in Ostpreußen e. V.“. Inzwischen sind dort einige Lehrer und Helfer tätig. Einer davon sandte uns aus Trakehnen nachfolgenden Bericht.

Die Beweggründe für die Zuwanderung der Rußlanddeutschen hierher sind vielschichtig. Bei den meisten hat sich herumgesprochen, daß es sich bei Ostpreußen um eine ehemalige deutsche Provinz handelt. Deswegen sind viele Zuwanderer mit der Erwartung hierher gekommen, daß ihre Kinder hier die deutsche Sprache pflegen können. Natürlich ist die Enttäuschung groß, in ein von Deutschen restlos entsiedeltes Land zu kommen. Er regte an, als örtlichen Schulträger für Deutschunterricht einen Verein zu gründen.

Zusammen mit Vertretern von 10 rußlanddeutschen Familien gründete Wilhelm Molko – leider vor wenigen Tagen verstorben – im April 1992 den „Rußlanddeutschen Kulturverein Trakehnen“. Molko wurde Vorsitzender, Vitalij Holzmann, ein rußlanddeutscher Unternehmer aus Kirgisien und jetzt Chef einer landwirtschaftlichen Firma, die 260 ha in der Nähe von Trakehnen bewirtschaftet, wurde sein Stellvertreter. Gespräche mit dem Sowchosdirektor von Trakehnen brachte den entscheidenden Durchbruch. Der Sowchosdirektor versprach die Überlassung von Schulräumen für deutschen Unterricht.

Nun war die bundesdeutsche Seite am Zuge. Es bildete sich rasch ein Kreis von Helfern, die gezielt den „Rußlanddeutschen Kulturverein Trakehnen“ durch einen bundesdeutschen Förderverein unterstützen wollten. Dazu wurde im August 1992 der „Schulverein zur Förderung der Rußlanddeutschen in Ostpreußen e. V.“ (im folgenden kurz „Schulverein“) gegründet. Vorsitzender ist der Husumer Verleger Ingwert Paulsen, Geschäftsführer wurde der Wirtschaftswissenschaftler am Kieler Institut für Weltwirtschaft, Dr. Axel Neu.

Nachdem sich beim „Schulverein zur Förderung der Rußlanddeutschen in Ostpreußen“ mehr als 60 Frauen und Männer aller Altersstufen gemeldet hatten, um einige Zeit als freiwillige Lehrer in Nord-Ostpreußen zu wirken, trafen sich diese Lehrerkandidaten im September 1992 zu einem Seminar bei Detmold. Die freiwilligen Lehrer wurden dort eingehend über die Voraussetzungen ihrer Arbeit in Trakehnen unterrichtet.

Grundsätzlich ist festzustellen, daß die ältere Generation der Rußlanddeutschen in der Regel recht gut Deutsch spricht, jedoch nur in Einzelfällen auch Deutsch lesen und schreiben kann. In der Generation unter 40 Jahren verfallen die Deutschkenntnisse zusehends. Bei den Kindern und Jugendlichen unter 20 Jahren sind fast schon keine Deutschkenntnisse mehr vorhanden.

Immerhin gibt es in der Oberstufe der offiziellen russischen Staatsschule in Trakehnen ein bis zwei Stunden Deutschunterricht in der Woche. Dieser „Fremdsprachenunterricht“ in Deutsch kann natürlich nicht die wichtige Funktion der Identitätsfindung ersetzen, wie sie die rußlanddeutschen Kinder bei Sport, Spiel, Tanz und Unterricht neu erleben müssen. Deshalb war es hilfreich, daß der „Schulverein“ im Herbst 1992 von der russischen Schule mehrere Räumlichkeiten für seine Tätigkeit pachten konnte.

Die bisherige Unterrichtstätigkeit findet seither in einem Flügel des ehemaligen „Internates“, einem russischen Betonneubau, statt. Hier konnte der „Schulverein“ zusammen mit dem „Trakehner Kulturverein“ insgesamt sieben Räume pachten, in denen unsere Lehrkräfte wohnen, wirtschaften und unterrichten.

Zur Zeit sind dort für den „Schulverein“ die beiden Lehrerinnen Frau Ilse Conrad-Kowalski aus Lübeck, Frau Heidrun Staller aus Minden und die rußlanddeutsche Lehrerin Lydia Eisel tätig. Ich selber helfe als landwirtschaftlicher Berater und „Dorfschreiber“ in Trakehnen.

Lassen wir nun eine der Lehrerinnen, Frau Conrad-Kowalski, selber über ihre Arbeit berichten: „Frau Stallner und ich unterrichten jetzt zusammen täglich über 100 Schüler in Trakehnen, etwa je zur Hälfte Kinder und Erwachsene. Das bedeutet, daß unsere Kapazität, vor allem die räumliche, mit sechs Unter-

richtsstunden täglich (zwei vormittags, vier nachmittags) und drei bis vier Abendveranstaltungen wöchentlich, erschöpft ist.

Zusätzlich haben wir die rußlanddeutsche Lehrerin Lydia Eisel eingestellt, die unsere Außenstelle in Danzkehen, einem kleinen Dorf unmittelbar bei Trakehnen, betreut. Frau Eisel unterrichtet dort zur Zeit sechs Schulkinder und vierzehn Erwachsene und betreut außerdem eine Spielgruppe mit Kleinkindern.

Wir in Trakehnen unterrichten am Vormittag zwei Gruppen. Ich unterrichte junge Erwachsene und Hallenwächter, die im Schichtdienst eine von der ‚Aktion Deutsches Königsberg‘ errichtete Halle für Hilfsgüter im geplanten Gewerbegebiet von Trakehnen bewachen. Der Grundsatz in meinem Unterricht heißt: Verstehen – Sprechen – Lesen. Geschrieben wird auch: einfache Fragebögen, Lückentexte, Satzreihen, aber Rechtschreibung wird noch nicht geübt.

Jedes Wort kann irgendwo abgeschrieben werden. Mehr und mehr kann ich nun schon vorhandene Sprachbücher einsetzen, wobei mir allerdings bewußt wurde, daß unsere Sprachbücher für städtische Kinder gemacht sind, so daß der Wortschatz für diese einfachen Menschen mit ihrer ländlichen Umwelt nur sehr begrenzt verwendbar ist. Deshalb leistet mir der Fotokopierer, der aus Mitteln des Schulvereins in Kiel angeschafft und hierher transportiert wurde, wertvolle Dienste, da ich mir fast durchgängig meine Arbeits-

materialien selber zusammenstellen und vielfältigen muß.

Die zweite Gruppe am Vormittag sind Frauen mittleren Alters, Mütter von Kindern (die ihrerseits zum Nachmittagsunterricht kommen). Diese Gruppe wird von Frau Stallner unterrichtet. Die erste Nachmittagsgruppe besteht aus den Internatswächtern und deren Frauen und Freundinnen sowie einigen weiteren jungen Mädchen. Diese Gruppe ist sehr gut. Man merkt hier die Wirkung des täglichen Umgangs mit mir, des häufigen Gebrauchs der deutschen Sprache auch außerhalb des Unterrichts.

Die nächsten beiden Gruppen sind Kindergruppen von Frau Stallner. Nachdem die Einladung an die Kinder einen so durchschlagenden Erfolg hatte, daß beim ersten Mal die Klasse überquoll und wir nicht wußten, wohin mit den Massen, wurde die Gruppe sofort geteilt, und zwar in Altersgruppen. Da innerhalb der ersten Woche immer noch neue dazustießen, ist bei beiden Gruppen die Klasse bis auf den letzten Platz gefüllt. Oft müssen wir im Internat Stühle borgen.

Da die Grundschul Kinder in der Schule noch keine lateinische Schrift lernen, liegt der Schwerpunkt auf dem Einüben von Satzmustern und Wörtern, angereichert mit Malen Basteln und Spielen. Die Zusammensetzung beider Gruppen ist sehr gemischt. Einige Kinder aus rein russischen Familien sind dabei, obwohl die Einladung nur an rußlanddeutsche Familien gegangen ist. Aber selbstverständlich grenzen wir niemanden aus, der an diesem Unterricht gerne teilnehmen möchte.

Übrigens sitzt in einer der Erwachsenen Gruppen neben einigen anderen auch ein sehr wichtiger Russe, nämlich der Herr ‚Museumsdirektor‘, der sofort mit fliegenden Rockschößen rausrennt, wenn sich deutsche Touristen nähern (früher wollte er von den ‚Faschisten‘ nichts wissen). In einer der Kindergruppen von Frau Stallner sitzt eine Tochter des ehemaligen Sowchosdirektors, der jetzt Geschäftsführer der Sowchos-Nachfolgegesellschaft ist. Das Ganze ist auch ein Beweis

Freude an der Schule

für die gute Akzeptanz unserer Arbeit und den Beitrag, den wir damit zu einem friedlichen Zusammenleben von Rußlanddeutschen und Russen leisten.

Die letzte Gruppe, die am späten Nachmittag zusammenkommt, besteht aus berufstätigen Männern und Frauen jüngeren und mittleren Alters, überwiegend jedoch aus Männern, denen man es anmerkt, daß sie nach einem langen Arbeitstag kommen. Es ist meine schwächste Gruppe, aber nicht minder eifrig als die anderen. Außerdem treffen wir uns am Dienstag und Donnerstag abends zum Singen und am Mittwochabend zum Volkstanz. Das sind wichtige Ansätze über die reine Unterrichtstätigkeit hinaus.

Starke Beachtung findet der Deutschunterricht in Trakehnen nicht nur bei den Rußlanddeutschen, die sich bereits in Ostpreußen befinden. Der Sprecher der Rußlanddeutschen aus Moskau, Dr. Heinrich Groth, schickte dem „Schulverein“ anlässlich seiner Arbeitstagung in Detmold folgende Grußbotschaft:

„Zu Ihrer Tagung sende ich Ihnen im Namen der 200 000 Mitglieder der Rußlanddeutschen Gesellschaft ‚Wiedergeburt‘ meine herzlichen Grüße. Ich freue mich, daß sich so viele Freiwillige gefunden haben, die in Nord-Ostpreußen als Deutschlehrer tätig werden möchten. Ihr Schulverein erfüllt damit den sehnlichsten Wunsch meiner rußlanddeutschen Landsleute, die als Neusiedler den Weg nach Nord-Ostpreußen angetreten haben, damit ihre Kinder in dieser einst deutschen Provinz wieder als Deutsche unter Deutschen Deutsch sprechen werden. Dafür danke ich Ihnen von ganzem Herzen.“

Dr. Heinrich Groth, Moskau.“

Auch eine kleine Schülerin aus Trakehnen soll hier zitiert werden, die auf russisch folgenden Brief an die Helfer in Deutschland schrieb: „Bei uns in Trakehnen arbeitet eine Lehrerin aus Deutschland. Sie ist eine ältere Frau. Sie gibt den Unterricht der deutschen Sprache fünfmal in der Woche. Ein Unterricht dauert eine Stunde. Sie lehrt uns auch Tanzen und Singen. Sie heißt Frau Conrad-Kowalski und ist aus Lübeck gekommen. Sie ist sehr interessant, lieb und sympathisch. Wir besuchen ihren Unterricht sehr gerne. Wir lernen richtig deutsche Wörter auszusprechen, bilden Sätze, lernen Lesen und Schreiben. Andreas und Viktoria besuchen auch den Unterricht und freuen sich sehr, wenn sie schon irgendwelche Wörter erkennen.“ Soweit die zehnjährige Diana Weizel aus Trakehnen.

Peter Gohrt, Schwedt/Oder
jetzt Trakehnen/Nord-Ostpreußen

Deutschunterricht in Trakehnen:

Eine Klasse von Frau Conrad-Kowalski (Bild oben)



„Groß und klein“ drücken gemeinsam die Schulbank:

„Schnappschuß“ aus dem Unterricht

Würdigung landsmannschaftlicher Arbeit

Hermann Rosenkranz und Kurt Pentzek wurden mit dem Goldenen Ehrenzeichen der LO ausgezeichnet

Hermann Rosenkranz wurde am 16. Januar 1918 in Böttchershof, Kreis Mohrungen, Ostpreußen, geboren.

Hier auf dem Lande wuchs er im Elternhaus auf und verbrachte seine Schulzeit und Berufsausbildung in Böttchershof und Saalfeld/Ostpreußen.

1938 wurde Hermann Rosenkranz Soldat und machte die Feldzüge des Zweiten Weltkrieges in Polen und Rußland mit. Das Kriegsende erlebte er in Bayern und kam auf der Suche nach seinen Angehörigen nach Erlangen. Hier fand er seine zweite Heimat und wurde langjähriger Mitarbeiter bei der Firma Siemens in leitender Position.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit stellte sich Hermann Rosenkranz bei der Gründung von Vertriebenenorganisationen sofort für die landsmannschaftliche Arbeit zur Verfügung. 1958 wählte ihn die Kreisgruppe Erlangen der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen in Bayern in den Vorstand und 1959 wurde er deren 1. Vorsitzender. Bereits 1961 wählten ihn 12 Gruppen von Mittelfranken zu ihrem Bezirksvorsitzenden. Dieses Amt bekleidet er heute noch und ist somit einer der ältesten Bezirksvorsitzenden der Landesgruppe Bayern.

Durch seinen aktiven ehrenamtlichen Einsatz bei den Ost- und Westpreußen blieb es nicht aus, daß Hermann Rosenkranz auch im BdV, Kreisverband Erlangen-Höchstädt, Vorstandsmitglied wurde und seit 15 Jahren 1. Vorsitzender dieses BdV-Kreisverbandes ist.

1984 wurde Hermann Rosenkranz - nach dem Ausscheiden von Erich Diester - 1. Vorsitzender der Landesgruppe Bayern. Dieses Amt gab er 1988 ab.

Neben seiner verdienstvollen, ehrenamtlichen Tätigkeit in vielen Vorständen landsmannschaftlicher und kultureller Vereinigungen hat sich Hermann Rosenkranz besondere Anerkennung erworben durch seine persönliche Betreuung von Landsleuten im südlichen Teil von Ostpreußen. Seit Jahren sammelt er Lebensmittel, Medikamente und andere Hilfsgüter und transportiert und verteilt diese gespendeten Sachen in Ostpreußen.

Als BdV-Kreisvorsitzender organisiert Hermann Rosenkranz in Erlangen seit zehn Jahren den sogenannten „Ostdeutschen Markt“. Mit dieser Veranstaltung wird die Lebensweise der Deutschen aus dem Osten Europas und deren Kultur der Öffentlichkeit in Erinnerung gebracht. Eine Veranstal-

Reisen mit Gespür

Der neue VARTA Hotelführer

Bald röllt sie wieder, die Reisewelle. Von Nord nach Süd, von West nach Ost - oder umgekehrt - machen sich die Menschen auf den Weg, um die schönste Zeit des Jahres in einer anderen Umgebung zu verbringen. Viele Urlauber haben vorgebucht, andere wieder wagen die Reise ins Ungewisse, ins Blaue. Sie verlassen sich auf ihr Gespür, das richtige Hotel, das richtige Restaurant zu finden. Wer jedoch auf Nummer sicher gehen will, der greift zu einem der beliebtesten und auflagenstärksten Hotel- und Restaurantführer, dem VARTA Deutschland. Zum ersten Mal erscheint er auch mit Adressen aus Mitteldeutschland, und so reicht die bunte Reihe der ausgewählten Hotels und Gaststätten von Aachen bis Zwota in Sachsen. Ein Kartenteil im hinteren Buchdeckel ist herausnehmbar und erleichtert die Planung der Reise ebenso wie die Orientierung auf der Fahrt. Spezielle Hinweise für Flugreisende oder Tips für Autofahrer, die mit ihrem Fahrzeug in einen Unfall geraten sind, runden das Bild ab. Ruhige und einzeln gelegene Hotels werden ebenso gesondert aufgeführt wie Raststätten und Motels an den Autobahnen und Hotels in europäischen Großstädten. - Alle Angaben wurden vor Ort von Außendienstmitarbeitern des Verlags geprüft, so daß man sich auf die Hinweise gewiß verlassen kann. Und schließlich: eine Million Reisende können sich nicht irren.

man
VARTA Deutschland 93/94. Ausgewählte Hotels und Restaurants in Deutschland mit Empfehlungen für 25 wichtige Reiseziele Europas. 36. Jahrgang. Mairs Geographischer Verlag, 7302 Ostfildern 4. 1040 Seiten, E-falin, 58 DM

ung, die in der Bevölkerung großen Anklang findet.

Ebenso ist es seinem unermüdlichen Einsatz mit zu verdanken, daß es eine Patenschaft zwischen dem mittelfränkischen Weißenburg und dem ostpreußischen Weißenburg gibt.

Hermann Rosenkranz hat für seine aktive landsmannschaftliche Arbeit und sein Engagement in der Vertriebenen- und Aussiedlerbetreuung viele Auszeichnungen und Ehrungen von Vertriebenenorganisationen erhalten; aber auch 1983 den „Kulturellen Ehrenbrief“ der Stadt Erlangen und anlässlich seines 70. Geburtstages 1988 das „Bundesverdienstkreuz am Bande“.

Die Landsmannschaft Ostpreußen verleiht ihm in Würdigung seiner umfangreichen Verdienste in der landsmannschaftlichen Arbeit das

Goldene Ehrenzeichen.

*

Kurt Pentzek wurde am 1. Februar 1920 in Treuburg/Ostpreußen geboren. Seine Jugend und Schulausbildung erlebte er mit den Eltern in Melldienen, Kreis Goldap, und in Königsberg/Pr.

Nach abgeschlossener Berufsausbildung als Textilkaufler wurde er 1938 in Königsberg Soldat im Infanterie-Regiment 1. Mit diesem Regiment machte er die Feldzüge in Polen, Frankreich und Rußland mit. Mehrmals verwundet wurde er 1945 aus

Königsberger Glocke

Das Geläut ertönt jetzt an der Weser

Bursfelde/Weser - Die beiden Benediktinerabteien Bursfelde an der Weser und Maria Laach in der Eifel begehen in diesem Jahr die Feier ihrer Gründung vor 900 Jahren. Eine Sonderbriefmarke, die seit dem 15. April an den Postschaltern erhältlich ist, bildet beide Abteien ab.

In der heute weitgehend säkularisierten Abtei Bursfelde wird die Stundenglocke des Königsberger Domes aufbewahrt. Daß seines hellen Klages wegen so genannte „Silberglöckchen“, wurde 1452 gegossen. Heute ruft es sonntags die Gläubigen zum evangelischen Gottesdienst in die unmittelbar an der Weser gelegene ehemalige Klosterkirche.

Im Januar 1952 konnte der Bursfelder Titularabt Prof. Stange sein buchstäblich zusammengeschmolzenes Geläut durch die im Klang passende Bronzeglocke aus der ostpreußischen Metropole ergänzen. Die alte Stundenglocke vom Pregel war zum Einschmelzen nach Hamburg verschifft worden und hat dort glücklicherweise den Krieg unbeschadet überstanden. Zu den diesjährigen Feierlichkeiten zwischen Christi Himmelfahrt und Pfingsten wird die Königsberger Stundenglocke wieder ertönen. KK



Bildpostkarten Labiau - Die Kreisgemeinschaft Labiau hat mit ihrer Geschäftsstelle den Vertrieb von drei farbigen Bildpostkarten übernommen. Die Rückseiten dieser Karten tragen jeweils die Bezeichnung der Motive. Der Reinerlös aus diesen Karten soll für die Ausstattung eines Museums im Labiauer Schloß Verwendung finden.

Aus dem Ostpreußenhaus

Deutschlandtreffen 1994 - Das Deutschlandtreffen zu Pfingsten 1994 wird voraussichtlich in Leipzig stattfinden. Sämtliche Verhandlungen sind bis jetzt positiv verlaufen. Der Oberbürgermeister der Stadt Leipzig - ein gebürtiger Königsberger - hat uns willkommen geheißen! Die Bundesgeschäftsführung der Landsmannschaft Ostpreußen wird sich alle Mühe geben, dieses Treffen organisatorisch und menschlich gut auszurichten. Auch die westdeutschen Teilnehmer sollen sich wohlfühlen. Die Bedingungen in Leipzig sind gut.

Elchbote - Die vereinseigene Zeitschrift deutschsprachiger Bürger aus Allenstein „Elchbote“ ist von der Zugschuliste des Auswärtigen Amtes in Bonn gestrichen worden. Angeblich hat in dieser handvervielfältigten Zeitschrift eine angreifbare revanchistische Pressemitteilung gestanden. Einzelne Landsleute haben in Bonn protestiert.

Seminar - Vom 25. bis 27. Juni führt das deutsch-europäische Bildungswerk Hessen ein Seminar über das Thema „Die Möglichkeiten der Zusammenarbeit der im ostpreußischen Raum lebenden Volksgruppen im Hinblick auf ein vereintes Europa“ durch. Die Teilnehmer aus Deutschland stehen fest. Aus dem polnischen Staatsbereich können sich noch deutschsprachige Teilnehmer bei der 1. Vorsitzenden der Landesgruppe Hessen, Anneliese Franz, Hohl 39, 6340 Dillenburg, Telefon 0 27 71/59 44, melden.

Zentrale Entladestellen - Begleiter von Hilfssendungen in das nördliche Ostpreußen berichten, daß diese Sendungen nicht mehr direkt an den Empfänger, sondern in zentralen Entladestellen unter behördlicher Aufsicht geliefert werden müssen. Die Grenzbehörden legen angeblich Wert auf eine entsprechende Bescheinigung bei der Rückreise. Wir bitten um weitere Erfahrungen auf diesem Gebiet.

Klaus Schulz-Sandhof
Bundesgeschäftsführer

dem Kriegslazarett Kempten nach Memmingen entlassen. Hier ist er auch heute noch mit seiner Familie ansässig.

Zur landsmannschaftlichen Mitarbeit kam Kurt Pentzek 1950 als Gründungsmitglied der Kreisgruppe Memmingen. Aufgrund seiner Aktivität in der Kreisgruppe, zunächst bei der Information über Lastenausgleichsfragen, später als Kassenverwalter, wählte ihn die Kreisgruppe 1954 zu ihrem 1. Vorsitzenden. Kurt Pentzek war damals einer der jüngsten Amtsträger in der Landesgruppe Bayern. Während seiner Vorstandschaft trug er wesentlich dazu bei, daß in Memmingen ein Mahnmal für Vertriebene erstellt wurde. Im Rahmen der landsmannschaftlichen Vereinstätigkeit organisierte er mit großem Engagement unsere Verbandstagungen der Landesgruppe Bayern in Memmingen sowie Jubiläumsveranstaltungen.

1966 wählten ihn die Gruppen der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen im Regierungsbezirk Schwaben zu ihrem 1. Vorsitzenden. Seitdem ist Kurt Pentzek als Bezirksvorsitzender der Landesgruppe Bayern in die Arbeit des Landesvorstandes eingebunden.

In Memmingen gehört Kurt Pentzek mehreren zivilen Vereinen an, so auch der „Union des Friedens“, die ihn zu ihrem 1. Vorsitzenden gewählt hat. Diese Organisation erfaßt Kriegsveteranen und ausgeschiedene Soldaten der Bundeswehr und bemüht sich mit gleichen Organisationen Frankreichs um eine Völkerverständigung.

Dank seines Engagements im sozialen und kommunalen Bereich der Stadt Memmingen genießt Kurt Pentzek ein gutes Ansehen in der Öffentlichkeit.

Die Landsmannschaft Ostpreußen verleiht ihm in Würdigung seiner umfangreichen Verdienste in der landsmannschaftlichen Arbeit das

Goldene Ehrenzeichen.

Zwischen Staatskunst und Kriegshandwerk

Das Thema der 14. Preußischen Tafelrunde war Helmuth von Moltke

Itzehoe - Wenn die 14. Preußische Tafelrunde in Itzehoe Helmuth von Moltke - Zwischen Staatskunst und Kriegshandwerk - als Thema wählte, so hatte Itzehoe zu dieser Persönlichkeit aus der preußischen Armee einen besonderen Bezug. Am 20. April 1842 heiratete Helmuth von Moltke, bereits 41 Jahre alt, die erst 16jährige Marie Burt, Tochter eines in Itzehoe lebenden Engländers, der in zweiter Ehe mit Moltkes Schwester verheiratet war. An dem noch heute existierenden Haus Htm. Klosterhof 23 kündet eine Tafel von diesem Ereignis.

Zu Beginn der Veranstaltung gab es eine zünftige Einstimmung: Das Blasorchester Wewelsfleth unter Leitung von Hans Brockmann spielte preußische Militärmärsche.

Der Referent des Abends, Prof. Dr. Eckardt Opitz von der Universität der Bundeswehr Hamburg, führte in einem einstündigen Referat durch das Leben Helmuth von Moltkes. Zunächst im dänischen, ab 1822 im preußischen, von 1835-1839 im türkischen Dienst stieg er nach 1840 in der preußischen Generalstabslaufbahn rasch empor. Durch seine Aufenthalte in den verschiedenen Ländern hatte er nicht nur besondere Kenntnisse erworben, die er in mehreren Werken festhielt - denn Moltke bestätigte sich nebenbei als Schriftsteller, Journalist und Übersetzer - nicht zuletzt, um sein schmales Gehalt aufzubessern, sondern Erfahrung in der Kriegsführung zu bekommen. Er verfaßte Abhandlungen über Kriege, und machte den Generalstab zu einer Art Datenbank. Im Krieg gegen Dänemark 1864 war er Generalstabschef des Oberbefehlshabers der preußisch-österreichischen Armee, im deutsch-französischen Krieg gab er sämtliche Weisungen für die Heeresführung.

Daß zwischen dem Reichskanzler Otto von Bismarck und Helmuth von Moltke - mit dem einen verbindet sich Staatskunst, mit dem anderen Kriegshandwerk - Abneigung bestand, ergab sich nicht zuletzt aus der Verschiedenheit ihrer Persönlichkeiten: Bismarck, der Redner und geniale Staatsmann, Moltke, der große Schweiger und Kriegsheld.

Trotz gesundheitlicher Belastungen wurde Moltke 91 Jahre alt. Bis zu seinem Tode blieb er der Armee verbunden. Auf seinem Rittergut Kreisau in Schlesien ist er an der Seite seiner Frau beigesetzt, die schon 1868 starb.

Christine Felchner

Veranstaltung

Kühren - Sonnabend, 8. Mai, 8 bis 10 Uhr, Tag der offenen Tür in der Webstube Lyck im Hause Allenstein, Appelwarder 1, 2308 Kühren. 16 Uhr: Dia-Vortrag „Handweben in Ostpreußen“. Der Anlaß ist das 50jährige Arbeitsjubiläum von Irene Burchert, die auf der Webschule Lyck ausgebildet wurde und seit Jahren bemüht ist, aus Ostpreußen erhaltene Webstücke nachzuarbeiten.

Europa nicht nur wirtschaftlich betrachten

Am 8. und 9. Juni 1995 fand zum ersten Mal im Sächsischen Landtag der „Runde Tisch“ – Europa statt. Nach dem sich viele Redebeiträge mit finanziellen und wirtschaftlichen Fragen befaßt hatten, fand es der BdV-Landesvorsitzende und Mitglied des Landtages, Werner Hubrich, an der Zeit, auch die menschliche Seite der europäischen Einigung anzusprechen. DOD veröffentlicht nachstehend seinen Redebeitrag:

Als Mitglied des Sächsischen Landtages und als Landesvorsitzender des Bundes der Vertriebenen Landesverband Sachsen/Schlesische Lausitz e.V. möchte ich Ihnen folgendes sagen:

1. 1950 lebten in Sachsen etwa 990.000 Flüchtlinge und Vertriebene (= 17 Prozent der Gesamtbevölkerung), die genau so treu zur Charta der deutschen Heimatvertriebenen (vom August 1950) standen, wie die heute noch lebenden Heimatvertriebenen und deren Folgegeneration.

2. Europa und Deutschland waren damals und sind heute ein riesiges Aufgabenfeld. Damals schufteten die Trümmerfrauen und die Trümmerr Männer, trotz Hunger und Trauer, an dem materiellen und moralischen Wiederaufbau. Zu den Wiederaufbauern gehörten Vertriebene genauso wie Alteingesessene.

3. Heute, 5 Jahre nach dem Zusammenbruch des diktatorischen sozialistischen Systems, stehen wir erneut vor einem nur zum Teil geordne-

ten aber für das neue Europa höchst bedeutsamen Aufgabenfeld.

Das Aufgabenfeld heißt:

„Die Völker Europas in einer soliden Friedens- und Wirtschaftsordnung verbinden.“

Der Weg dorthin führt nur über die Wahrheit und das Vertrauen. Ohne sie würde alles auf unterhöhlte, nicht tragende Fundamente gebaut werden. Versöhnung und Integration wären eine leere Menge.

Die Geschichte bietet uns Europäern die Chance, nach dem Wegfall der Machtblöcke des kalten Krieges, in Verantwortung für die Gegenwart und Zukunft in Deutschland und Europa, daß endlich Gespräche und Verhandlungen über alle Fragen und Zustände geführt und Ängste geheilt (behoben) werden können.

Wann beginnen alle europäischen Staaten einen Neuanfang, der auch die Worte „verzeihen und zusammenfügen von Wahrheiten zur Versöhnung“ kennt und gebraucht? Wann schaffen wir alle eine Architektur unseres Lebens, die auch unsere Kinder und Enkel erreichen kann?

Zu dieser Architektur gehören:

- bestehendes und wirkendes Unrecht beseitigen,
- Vertreibung und Deportation muß als Verbrechen gebrandmarkt und ein internationales Vertriebungs- und Annexionsverbot einschließlich Wiedergutmachung durchgesetzt werden,

- der Schutz nationaler Minderheiten, wie er nun in einem Übereinkommen des Europarates endlich vorliegt, muß geltender Bestandteil des Völkerrechts werden,
- das Recht des Einzelnen, im Heimatland bleiben zu dürfen oder dorthin zurückkehren zu können muß eine der europäischen Grundfreiheiten sein,
- alle Bürgerinnen und Bürger müssen befähigt und berechtigt sein und es muß ihnen ermöglicht werden, ohne verordnete Tabus aufeinander zuzugehen. Es geht um geduldige Gemeinsamkeit, die von innen, aus dem Herzen heraus kommen muß.

Als Landesvorsitzender des Bundes der Vertriebenen bitte ich Sie, sich dieser Aufgaben und Bedürfnisse der Heimatvertriebenen in ihrer ganzen Bedeutung und Wichtigkeit anzunehmen und schöpferisch nach Lösungsmöglichkeiten auf allen Seiten der Grenzen zu suchen und Lösungen einzuleiten, damit der Prozeß der europäischen Einigung zum Ziel, auch zu den Zielen der Charta der deutschen Heimatvertriebenen, führt.

Glauben und Handeln für das Gute sind die Voraussetzungen für die Freiheit der Menschen und für die Schaffung und den Bestand der Demokratie. Segen erbitten wir für die europäische Einigung, doch verlangen wir nicht, daß Gott sie für uns einleitet.

WERNER HUBRICH MdL (DOD)

Resolution des BdV Mecklenburg-Vorpommern: Politische Klasse in Deutschland zu passiv in nationalen Fragen

Die Delegierten der Landesversammlung des Bundes der Vertriebenen Mecklenburg/Vorpommern stellen einstimmig fest:

- Das Unrecht der Vertreibung und vielfältiger damit verbundener Verbrechen an der deutschen Bevölkerung besteht seit fünfzig Jahren unverändert fort. Auch die vergangenen fünf Jahre seit der polnischen Wende haben an der negativen Haltung der Vertreterstaaten nichts geändert. Nur die politische Führung Litauens zeigt ansatzweise Bemühungen zur Annäherung und Verständigung.
- Diese Situation ist für uns umso unbefriedigender, als der überwiegende Teil der politischen Klasse der Bundesrepublik Deutschland in Passivität verharrt und national-rechtliche Positionen vermissen läßt.
- Aus dieser Konstellation erklärt sich u.a. die Unfähigkeit des demokratischen Europas, gleichgeartete Entwicklungen der Gegenwart (z.B. Jugoslawien) zu bewältigen.

Wir fordern deshalb:

- Die Vertreterstaaten von 1945 und danach, insbesondere jene, die heute in die EU und NATO drängen, müssen sich endlich zu den oben genannten Tatbeständen bekennen. Die Konsequenzen müssen unseres Erachtens darin bestehen, die jeweiligen Vertriebungs- und Enteignungsgesetze für ungültig zu erklären, ein prinzipielles Rückkehrrecht der deutschen Opfer zu gewährleisten und mit der Bundesre-

publik Deutschland nach angemessenen Lösungen für die offengehaltenen Vermögensfragen der Vertriebenen zu suchen.

- Unsere eigene Regierung und die gesamte politische Klasse der Bundesrepublik Deutschland muß diese Position endlich mit dem gebotenen Nachdruck vertreten und die vielbeschworene Freundschaft mit den westlichen Siegermächten auch unter diesem Aspekt prüfen.

- Wir gedenken auch des Unrechts und der Opfer, die in deutschem Namen verursacht wurden und befürworten auch weiterhin vernünftige deutsche Entschädigungsleistungen. Wir schließen uns aber den Worten unseres Bundespräsidenten an, wonach Unrecht nicht gegeneinander aufgerechnet werden kann – auch nicht mit der Begründung der deutschen Kriegsschuld.

Rostock, den 17. Juni 1995

Schlesische Jugend tage im Glatzer Bergland

Die Bundesvorsitzende Renate Sappelt betonte auf der Tagung in Bad Kudowa, daß sich die Schlesische Jugend bemühe, die sich durch den Wandel im Osten ergebenden Chancen für die landsmannschaftliche Arbeit zu nutzen, wozu es gehöre, möglichst viele Veranstaltungen auch in Schlesien durchzuführen.

Frau Prof. Dr. Dorota Mazureczak von der Posener Universität referierte über literarische Widerspiegelungen der Zeitgeschichte. Besonders wies sie auf das ihrer Auffassung in der Geschichte lange problemlose Miteinander beider Völker in historischen Grenzgebieten hin. Ihr Vortrag begründete eine lebhaft diskutierte Diskussion über den Begriff Heimat. Übereinstimmend wurde festgestellt, daß er auf Grund seiner Emotionsgeladenheit nahezu unübersetzbar ins polnische ist. Gleiches, so wurde man sich schnell einig, gelte auch bei gegenseitigen Befindlichkeiten im Gebrauch mit Wörtern wie Vertreibung, Umsiedlung oder Repatriierung. Wichtig

sei das Wissen um entsprechende Inhalte, nicht deren Umdeutung. Ebenfalls von der Posener Universität war als Referent Dr. Jerzy Kolacki zu Gast. Seine Ausführungen zur Nachkriegsgeschichte der deutschen Volksgruppe waren historisch sicher nicht anfechtbar, die Betonung einzelner Aspekte zeichnete jedoch den Einfluß nationaler Sichtweise. Als weiterer Referent stellte Alfred Theisen, Redakteur beim Deutschen Ostdienst, die Region Königsberg als Prüfstein für das neue Europa vor. Als russische Exklave und das Tor zum Westen sowie als von vielen Rußlanddeutschen geschätztes Siedlungsgebiet sei Nordostpreußen geradezu Indikator im russisch-deutschen Verhältnis.

Rege Diskussionsbereitschaft förderte allein schon die familiäre Atmosphäre der Pension Scaliano. Auch eine Wanderung durch das reizvolle Glatzer Bergland komplettierte das sehr gelungene Seminar.

TILL SCHOLTZ-KNOBLOCH (DOD)

DOD-NACHRICHTEN

Das Untere Odertal ist vom Brandenburger Landtag zum Nationalpark erklärt worden. Damit entsteht erstmals per Gesetz ein Nationalpark, der die Grenzen der Europäischen Union überschreitet. Zu dem Schutzgebiet in der Region um Schwedt werden künftig 9.500 Hektar auf brandenburgischer und mehr als 10.000 Hektar Fläche auf polnischer Seite gehören. Das Untere Odertal wird nach der Zählung des Naturschutzbundes der elfte deutsche Nationalpark. Nach Angaben des Umweltministeriums wurden in dem geschützten Gebiet 268 Pflanzenarten und 226 Vogelarten nachgewiesen, darunter Seltenheiten wie Seeadler, Eisvogel und Wiedehopf.

Die Deutsche Unesco-Kommission hat anlässlich ihrer 55. Hauptversammlung am vergangenen Freitag in Dresden ihre Bereitschaft zur Verstärkung der wissenschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit mit den östlichen Reformstaaten hervorgehoben. Der Präsident der Deutschen Unesco-Kommission Canisius, kündigte an, daß in Zukunft mit Unterstützung seiner Organisation polnische und tschechische Jugendliche an Veranstaltungen des deutsch-französischen Jugendwerkes teilnehmen können.

Kardinal Paul Poupard, Präsident des Päpstlichen Rats für die Kultur, hat bei einem einwöchigen Besuch in der Ukraine eine, wie er berichtete, weitgehend kulturell und spirituell zerstörte Gesellschaft vorgefunden. Die Hauptstadt Kiew sei fast vollständig säkularisiert, beklagte der Präsident des vatikanischen Kulturrates nach seiner Rückkehr in Radio Vatikan. Nur einer unter tausend Menschen praktizierte den orthodoxen oder katholischen Glauben. Der Kardinal hatte bei seinem Aufenthalt die Rolle der katholischen Kulturzentren bei der Neuevangelisierung hervorgehoben.

Die geplante Vereinigung Berlins und Brandenburgs ist einen Schritt vorangekommen. Das Berliner Abgeordnetenhaus und der brandenburgische Landtag stimmten am 22. Juni mit der erforderlichen Zweidrittelmehrheit für die Bildung des Landes Berlin-Brandenburg. Nächster Schritt ist nun eine Volksabstimmung am 5. Mai 1996. Dann soll die Bevölkerung auch entscheiden, ob das Land 1999 oder 2002 gebildet wird. Beide Landesregierungen begrüßten die Entscheidung als historisches Ereignis.

Die Volkswagen-Stiftung hat im vergangenen Jahr 6,7 Mio. Mark zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in den östlichen Reformstaaten bereitgestellt. Im Jahresbericht 1994 der Volkswagen-Stiftung wird darauf hingewiesen, daß sich die materiellen Rahmenbedingungen für die Wissenschaft in den Ländern bei der Bewältigung des Systemwandels erst einmal erheblich verschlechtert haben. Seit dem Beginn ihrer Tätigkeit hat die Volkswagen-Stiftung von 1962 bis 1994 Bewilligungen über 4,3 Mrd. Mark ausgesprochen.

Unter Beteiligung von 25 Ländern Mittel- und Osteuropas soll für den Bereich des ehemaligen Ostblocks ein neuer mehrsprachiger Fernsehsender entstehen, der ab 1997 über 400 Millionen Menschen ansprechen soll. Das von ungarischen Intellektuellen seit Jahren propagierte und von dem deutsch-ungarischen Medienun-

DOD * DOD * DOD * DOD

WIRTSCHAFT UND SOZIALES

Die Bedeutung des Osthandels wächst

Eine Dokumentation des Bundesministeriums für Wirtschaft

Eine vom Bundesministerium für Wirtschaft herausgegebene Dokumentation befaßt sich mit der Wirtschaftslage, den Wirtschaftsreformen sowie der marktwirtschaftlichen Beratung in den mittel- und osteuropäischen Ländern. Sie macht deutlich, daß die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und diesen Ländern auch im vergangenen Jahr mit überdurchschnittlicher Wachstumsgeschwindigkeit ausgebaut wurden.

Deutschland war 1994 für die meisten mittel- und osteuropäischen Länder der größte Außenhandelspartner. Zum ersten Mal überstieg das Handelsvolumen die Schwelle von 100 Milliarden Mark. Dies entspricht 8 Prozent des gesamten deutschen Außenhandels. 1993 hatte der Anteil noch bei 7,5 Prozent gelegen. Insgesamt hat der deutsche Mittel- und Osteuropahandel 1994 um 17,5 Prozent gegenüber dem Vorjahr zugelegt.

Unter den OECD-Ländern hält Deutschland mit einem Anteil von 36 Prozent den mit Abstand größten Anteil am Handel mit Mittel- und Osteuropa. Innerhalb der Europäischen Union beläuft sich der Anteil am Warenverkehr mit diesen Ländern auf 47 Prozent.

Besonders dynamisch hat sich der Warenverkehr mit den 10 ostmitteleuropäischen und südosteuropäischen Ländern (Polen, Tschechische Republik, Slowakische Republik, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Estland, Lettland, Litauen, Slowenien) entwickelt, die durch bereits abgeschlossene oder vor dem Abschluß stehende Assoziierungsabkommen ein besonders enges Verhältnis zur Europäischen Union eingegangen sind. Mit diesen Ländern hat sich der Handel um 21,2 Prozent ausgeweitet. Die deutschen Ausfuhren haben um 19,1 Prozent zugenommen. Damit war dies die Ländergruppe mit der höchsten Steigerungsrate deutscher Ausfuhren im vergangenen Jahr. Sie übertraf auch das Wachstum der deutschen Exporte in die pazifische Region.

Aus der Warenstruktur des Handels mit diesen Ländern läßt sich entnehmen, daß ihre marktwirtschaftliche Umstrukturierung Fortschritte macht und die wirtschaftliche Verflechtung mit der Europäischen Union und Deutschland enger wird. Die Einfuhren dieser Länder bestehen bereits zu rund 45 Prozent aus Maschinen und anderen Kapitalgütern, aber auch ihre Exporte nach Deutschland setzen sich schon zu 21 Prozent aus Kapitalgü-

tern zusammen und legen damit Zeugnis von der gewachsenen internationalen Wettbewerbsfähigkeit ab.

Der Außenhandel mit den GUS-Ländern zeichnete sich durch ein geringeres Wachstum aus. Er nahm um 10,2 Prozent zu und lag damit immer noch über der Steigerungsrate des deutschen Außenhandels insgesamt. Die Einfuhren aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion nahmen zwar um beachtliche 22,2 Prozent zu, dagegen stagnierten praktisch die deutschen Ausfuhren (+ 0,4 Prozent). Dies war im wesentlichen auf den Warenverkehr mit Rußland zurückzuführen, in dem Deutschland zum ersten Mal seit 1990 einen negativen Handelsbilanzsaldo - in Höhe von 2,4 Milliarden Mark - hinnehmen mußte.

Aus der Entwicklung der deutschen Investitionen läßt sich entnehmen, daß Mittel- und Osteuropa im vergangenen Jahr als Investitionsstandort weiter an Attraktivität gewonnen hat. Die Direktinvestitionen beliefen sich 1994 auf insgesamt 2,7 Milliarden Mark und erreichten damit einen Anteil von rund 12 Prozent an den gesamten deutschen Auslandsinvestitionen. Dies entsprach einer Steigerung gegenüber dem Vorjahr um 2 Prozent. Hauptanlageländer waren die Tschechische Republik, Ungarn und Polen, auf die rund 83 Prozent der deutschen Mittel- und Osteuropa-Investitionen entfielen. Dies zeigt, daß die Investitionsrahmenbedingungen in den einzelnen Ländern immer noch sehr unterschiedlich sind. Dementsprechend wurden in den GUS-Ländern 1994 lediglich 230 Millionen Mark angelegt, die sich auf Rußland und die Ukraine konzentrierten.

Auch für 1995 weist die Entwicklung der Handels- und Kooperationsbeziehungen mit Mittel- und Osteuropa gute Perspektiven für eine überdurchschnittliche Ausweitung auf. Es ist damit zu rechnen, daß die Dynamik im Handel mit den Ländern mit EU-Beitrittsperspektive weiter anhalten wird, vorausgesetzt, daß beide Seiten der Errichtung neuer Handelshemmnisse widerstehen. Der Handel mit den GUS-Ländern hat ebenfalls erheblichen Steigerungsspielraum. Ob er genutzt wird, wird zuletzt davon abhängen, ob in diesen Ländern die marktwirtschaftlichen Reformen an Fahrt gewinnen und damit der wirtschaftliche Stabilisierungs- und Erholungsprozeß in Gang kommt. (DOD)

ternehmen Josef von Ferenczy nachhaltig geforderte Vorhaben soll „die spezifische Identität Mittel- und Osteuropas“ in einem normalen Vollprogramm mit Unterhaltung, Kultur, Politik und Sport zum Ausdruck bringen.

Deutschland hat mit der Volksrepublik China deutsche Entwicklungshilfe in Höhe von 233,7 Millionen Mark vereinbart. Das gab das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusam-

menarbeit nach Abschluß der Verhandlungen zwischen beiden Ländern bekannt. Dabei sei auch die Notwendigkeit einer Verbesserung der Menschenrechtssituation in China zur Sprache gebracht worden, hieß es. Das Bundespräsidialamt teilte mit, daß Staatspräsident Jiang Zemin vom 11. bis 15. Juli auf Einladung von Bundespräsident Roman Herzog Deutschland besuchen wird.